

FRANK THIESS

Der Tod von Falern



Der Tod von Falern

Neuntes bis fünfzehntes Tausend

Frank Thieß

Der Tod von Falern

Roman einer sterbenden Stadt



1 · 9 · 2 · 5

J. Engelhorns Nachf. Stuttgart

Geschrieben im Frühling und Herbst 1919

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Einer Toten

Per me si va nella città dolente
per me si va nell' eterno dolore
per me si va tra la perduta gente.

Dante / Inferno

Marsos [illegible]

Das dritte Jahr der Belagerung von Falern hub an. Die Mauern des Stadthäupterpalastes schimmerten ungebrochen gegen Osten. Die Brunnen füllten täglich die Eimer. Noch lag zwischen der Rocca von Falern und den äußeren Bastionen ein grünes Land, in dem Wintersaat sproßte. Noch weideten auf den vier Hügeln der Südstadt die riesigen Viehherden der sechzig Erwählten, und einmal in der Woche um den Tag des Herrn kochte sich der Falernese sein Fleisch im Topf.

Indessen zog sich der eiserne Ring der Belagerer immer enger um die Stadt. Die Zitadelle San Arma fiel in ihre Hände, und der Vorstadt von Falern, die wie eine Zunge ins flache Land hineinbleckt, Sintorf genannt, nahmen sie die Brunnen und verbrannten die Magazine. So waren die Verteidiger von Sintorf und die wenigen Bewohner dieses Orts, etwa sechshundert an der Zahl, genötigt, ihren Lebensunterhalt aus Falern selber zu beziehen.

Dazu kam, daß an einem Januarmorgen die Wächter auf der Rocca den Staub einer weither gegen sie anziehenden Menschenmenge bemerkten. Sie bliesen Alarm. Die Glocken heulten, und in Wällen, Mauern und Verhauen wimmelten die grauen Kappen der Verteidiger. Feinde? Empfangen wir sie, wie man Feinde empfängt! Nein, es waren nicht Feinde, sondern etwa achtzehnhundert Einwohner aus zerstörten Dörfern, die zu Falern gehörten. Die Belagerer aber hatten, in teuflischer Voraussicht des Kommenden, diese Unglücklichen

nicht gefangengenommen, sondern nach Falern hin durch ihre Reihen gelassen.

Doch die Mutterstadt hielt ihre Tore geschlossen. Die Häupter traten zusammen. Einer unter ihnen, Soltan mit Namen, rief laut und immer wieder: „Laßt die Tore geschlossen! Laßt sie nicht ein! Wahnsinnige, ihr! Nach drei Monden werdet ihr das Gras fressen, das zwischen den Steinen eurer kahlen Gärten sprießt, wie wollt ihr diese noch ernähren! Erwägt, was kommt, laßt sie draußen!"

Doch er ward überstimmt: „Es sind Falernesen, die im Frieden uns getreu ihre Abgaben gezahlt haben und im Kriege wacker zu uns hielten. Die Weiber und Kinder bedürfen unsres Schutzes, und die Männer werden unsre gelichteten Reihen zu füllen wissen. Wir nehmen sie auf. Vielleicht, daß in drei Monden längst der erwartete Entsatz da ist und der Feind seine rauchenden Zelte verläßt. Wir nehmen die Fliehenden auf. Soltan ist überstimmt."

Als aber Falern die Tore öffnete und die flüchtigen achtzehnhundert Dörfler und Landleute begrüßte, erwies es sich als eine arge List des Feindes, daß er von ihnen mehrere hundert Weiber in Mannskleidung gesteckt hatte, damit die Falernesen dächten, daß ihnen mit diesen Männern Sukkurs käme. Hingegen hatte man alle Männer gefangengesetzt und die, welche man einließ, waren nur Weiber, Kinder und Gebrechliche, die vor Alter und Erschöpfung umsanken. Achtzehnhundert Esser mehr, wie Soltan sagte, aber keine Büchse und kein Schwert.

Die unmittelbare Folge dieses Vorganges war, daß sich unter den sechzig Erwählten eine „Gruppe Soltan" bildete, die zu ihm hielt und seine Politik gegenüber der Mehrheit des Rates durchzusetzen beschloß.

Weitere Folge war ein Erlaß der Stadthäupter, daß niemand in der Woche mehr verbrauchen dürfe, als zwölf Säckel Mehl und ein Achtel Pfund Fleisch. Dazu abzuwiegen einen Scheffel Kartoffeln, die im Südtal von Falern gut gediehen. Endlich

drei Scheffel weiteres Gemüse. Wer mehr verbrauchte und mehr besaß, war binnen drei Tagen vor der Fronde (das ist das Gericht von Falern) abzuurteilen.

Eine dritte Folge des Einzugs der Landbevölkerung war der Ausfall. Ihn leitete der Kommandant der Truppen, Generalfeldhauptmann Marsos. Dieser Ausfall, später bekannt unter dem Namen „Die Schlacht der Verzweifelten", war die Idee seines Leiters, eines großen, ruhigen und sehr schweigsamen Mannes, der im Rate der Sechzig saß und wegen seiner umsichtigen Verteidigung großes Vertrauen bei den Erwählten genoß. Wie er nun bald nach dem Einzug der Landbevölkerung aufstand und sagte, es sei die Stunde gekommen, einen großen Ausfall gegen die Belagerer vorzubereiten, erschrak man, ja, es erhob sich heftiger Widerspruch gegen ihn, obgleich er vollauf die Macht besaß, jede kriegerische Maßnahme vorzunehmen, die ihn zweckmäßig dünkte. So kam es zum ersten Male während der Belagerung von Falern in einer von vornherein feststehenden Sache zu einer leidenschaftlichen und derart stürmischen Debatte, daß Marsos mit ungeheurem Krach seinen breiten Degen auf den Ratstisch warf und mit seiner gewaltigen Stimme wider die Schreier brüllte: „Hier liegt mein Schwert. Ich gebe es dem, der die Stadt besser verteidigt. Ich verlasse Falern."

Diesen Worten folgte unmittelbar Totenstille. Das war so völlig unerwartet, ja, so ungeheuerlich, daß im Augenblick niemand zu entgegnen wagte oder gar das Schwert ergriff, um es sich selber umzugürten. Wie aber Marsos sich zur Tür wandte, stürzte ihm Kondor, der Älteste der Sechzig, nach und legte ihm stumm sein Wehrgehäng wieder in die Hände.

Marsos' Miene war sehr finster, als er sprach: „Besser als ihr kenne ich die Kraft unsrer Truppen. Heute können sie noch stark sein wider den Feind in seinem eigenen Lager. Morgen nicht mehr. Denn wenn wir nicht heute ausfallen, verhungern wir morgen. In Falern sind noch hundertfünfundvierzig-

tausend Säckel Mehl, vierundzwanzigtausend Stück Kleinvieh, neuntausend Schweine und weniges an niederem Schlachttier. Das reicht bis zum März. Dann mögt ihr eure Kinder schlachten und Milch aus den Bettpfosten saugen. Drüben in Ferapont, vier Meilen südlich von hier, sind seit gestern große Lebensmittelmengen am Strom angefahren. Magazine der Feinde, gefüllt mit Fleisch, Mehl, Speck und Früchten."

Eine Stimme sprang auf: „Und die willst du erobern?"

Marsos nickte: „Das will ich."

So wurde der Ausfall der Falernesen vorbereitet, und er ward angesetzt auf den 14. Januar des Jahres, an dem die Stadt unterging.

Die Mondsichel stand schräg und schmal im Südwesten, als Marsos durch die sehr kalte Nacht in sein Quartier ging. Die Straßen waren pechfinster, und nur von den Wällen her flimmerten die Wachtfeuer, ferner, näher. Es waren aber vielfach falsche Feuer, die Marsos angelegt hatte, um die Feinde zu täuschen, während von ihm vorsichtig in Gängen und Sappen unsichtbare Wächter bis dicht an die Reihen der Belagerer vorgeschoben waren. Man mußte es ihm lassen, er verstand sich meisterlich auf die Verteidigung, und der Gegner hatte in vergeblichen Stürmen an Falern schon Tausende von tüchtigen Soldaten verloren.

Nun ging er heim. Ein Fackelträger vor ihm. Breiten Schatten warf seine riesige Gestalt auf die festgefrorene Erde. Als er die Ecke zum Hochhaus am dreizehnten Graben umbog, sprang ihm ein scharfer Nordost entgegen. Doch schien er ihn kaum zu spüren, denn sein breiter Mantel wehte wie ein riesiger Flügel hinter ihm. Der Weg führte bergan. Steinerne Stufen, die zu einer Terrasse stiegen. Wind fegte über die schwarzen Quadern. In einen Torbogen gepreßt, stand ein Soldat. Marsos hielt an und blickte hinaus. Nebelige Winternacht. Im Nordwesten flammte ein rötlicher Schein. Südwärts flackernde Lichtpunkte, Wachtfeuer. Dazwischen senkten

sich die eng aneinandergeschmiegten Häuser der Altstadt und verliefen in ein unkenntlich schwarzes Loch. Denn die Lichter in den Häusern waren gelöscht, und außer den Wachhabenden durfte nachts niemand auf die Straße.

Marsos rief den Falernesen heran, der im Torbogen stand.

„Siehst du den Schein drüben?“

Der Krieger bejahte.

„Getrautest du dich, in solcher Nacht mit deinen Kameraden vorzustoßen bis zu ihm hin und weiter noch ins Gebiet von Ferapont?“

„Wenn es Marsos befiehlt ...“

„Marsos wird es vielleicht befehlen. Sei wachsam, und wenn die Stunde deines Schlafes kommt, so schlafe und würfle nicht, noch gib dich mit Weibern ab. Wer siegen will, muß schlafen können. Sag das allen, die von deinem Fähnlein sind. Ihr erhaltet von morgen ab doppelte Rationen, damit ihr euch übermorgen die zehnfachen holen könnt. Geh.“

Der Krieger zögerte einen Augenblick.

Marsos sah ihm ins Auge. Es war ein noch junger Mann mit blankem Gesicht, kaum aufgewacht zum Leben seiner dreiundzwanzig Jahre. Es schmerzte ihn der Anblick und weicher, als es seine Art war, sprach er ihn noch einmal an: „Eltern daheim? Braut?“

Der Krieger schüttelte den Kopf. Zögernd kam es aus seiner Brust: „Leben.“

Marsos sah ihm scharf in die Augen, sann nach, begriff, was er meinte, und erwiderte kurz: „So hol es dir.“

Der Wächter trat zurück in die Finsternis. Marsos lachte unhörbar auf. In seinem Gesicht stand ein grausames Gefaßtsein. Er winkte dem Fackelträger und ging weiter.

„Leben,“ dachte er. „Leben. Er weiß, daß er ein Recht darauf hat von dem Tage an, da er geboren wurde. Vor zwei Jahren begriff er dieses größte Geschenk des Daseins, begriff, daß er nur da war, nicht lebte. Da bedeckte ihn das Gewölk des

Krieges. Er verlor das Leben, ehe er es kannte. Er wird es nie kennen und übermorgen irgendwo bei den Verhauen von Ferapont modern. Wer nimmt diese Sünde auf sich?"

Marsos scheuchte die Gedanken wie lästige Insekten fort. Ein knarrendes Tor öffnete sich. Zwei Wachhabende grüßten. Er trat in seine Halle, und der Fackelträger entzündete die Leuchter aus getriebenem Silber.

Tags darauf, in der Morgenfrühe, versammelten sich die Bezirkskommandanten und Bastionenführer in Marsos' Haus. Er sagte ihnen mit dürren Worten, worum es sich handelte und nahm ihre Berichte über Stärke und Zuverlässigkeit der Truppenkörper entgegen. Dabei erfuhr er, daß im zwölften Festungsabschnitt, im Karree von Paskal St. Amherbe, mehrere Soldaten mit dem Belagerer konspiriert hatten. Man fand bei ihnen Gefrierfleisch, Weißbrot und Zeichnungen von der Süd- und Südwestseite des Karrees. Marsos befahl, sie zu hängen. Desgleichen hielt er die Verlegung dieses ganzen Truppenteils in die Rocca für geboten und ordnete den sofortigen Aufmarsch des achten Fähnleins aus den Reservebeständen nach Paskal St. Amherbe an.

Bedenklicher war eine andre Meldung, die der Bezirkskommandant des Nordabschnittes machte. Es seien in der vierten Morgenstunde zwei Mann mit allen Anzeichen einer sehr argen Krankheit ins Spital geliefert worden. Der Spitalarzt hatte sie untersucht und den Befund in einem Bericht niedergelegt, der dem Kommandanten überreicht wurde.

Marsos nahm das Papier entgegen und las halblaut: „... haben sich laut ihren Aussagen mehrere Tage matt gefühlt und sind dann unter Fieber und heftigen Delirien, Erbrechen und Kopfschmerzen ins Krankenhaus eingeliefert worden. Die heute um die fünfte Morgenstunde stattgehabte Untersuchung ergab bei dem Soldaten Sussur starke Drüsenschwellungen unter eitriger Bildung, dabei Lähmungser-

scheinungen der Arme, bei dem zweiten, namens Kondax, Beulenbildungen an der rechten Brustseite und unter —"

Marsos legte das Schriftstück auf den Tisch.

„Pest," sagte er kurz.

Der Spitalarzt, ein kleiner Mann mit sehr blassem Gesicht, wurde hereingeführt. Er verbeugte sich verlegen. Marsos reichte ihm den Krankheitsbericht. Der Bezirkskommandant, sehr bleich, fragte ihn nach dem Zustand der Eingelieferten.

„Das Fieber hat sich erhöht. Die Kranken weisen natürlich jede Nahrung von sich, das ist indessen nur natürlich. Aber die Beulen unter der Achsel und am Unterleib lassen mit Gewißheit darauf schließen —"

„Haben Sie die Kranken abgesperrt?" unterbrach Marsos den Arzt.

„Abgesperrt, natürlich abgesperrt. Keine Berührung mit den andern, soweit Verlaß auf die Wärter ist, weil nämlich der Auswurf —"

Marsos winkte ihm müde zu: „Ich weiß. Es sind Pestfälle?"

Der Spitalarzt verneigte sich, als hätte er eine Belobigung bekommen.

„Ist Doktor Aurelius benachrichtigt?"

„Ja."

Die Truppenführer im Zimmer schwiegen. Eisige Stille fiel wie Blei vom Gebälk. Beklemmung legte sich um die Brust des Bezirkskommandanten, als Marsos seine grauen Augen auf ihn richtete und nach kurzem Zögern befahl: „Sofortige Tötung. Verbrennung der Leichen und des Flügels, in dem sie lagen. Der Truppenteil, dem sie angehörten, wird beim Ausfall heute nacht die Spitze bilden. Geben Sie Essen, soviel sie wollen, aber niemand darf, auch nicht für eine Stunde, seine Fahne verlassen. Wer zuwiderhandelt, wird sofort erschossen."

Der Bezirkskommandant nahm den Befehl entgegen. Sein Gesicht war wie Wachs. Der Spitalarzt sah sich verlegen um.

Marsos winkte einem Schreiber, der die Order ausfertigte und dem Arzt übergab. Der Bezirkskommandant setzte seine Gegenzeichnung unter das Blatt. Der Arzt ging.

Darauf trat man in die Beratung des Schlachtplans ein. Marsos entwickelte den Aufmarsch und gab seine Anweisungen bis hinunter zu den Bannerführern. Kurz nach zwölf Uhr mittags war der Kriegsrat beendet.

Inzwischen hatten die Truppen doppelte Rationen erhalten, aber noch keinen Wein. Doch als Marsos in die Ausfallgräben kam und die Vortruppbastionen visitierte, rissen die Krieger die Kappen vom Kopf und riefen seinen Namen.

Zur selben Zeit schlug eine lohgelbe Flamme aus dem Feldspital des Nordabschnittes. Der angebaute Barackenflügel des Lazaretts brannte.

»Die Schlacht der Verzweifelten«

Der Ausfall war für nachts zwölf Uhr zwanzig Minuten angesetzt. Vorbereitet mit großer List, mußte er den Feind über Stärke und Absicht der Falernesen täuschen. Hatte doch um die Spätnachmittagsstunde Marsos ein paar Falernesen vom Belagerer gefangennehmen lassen, um jene auf falsche Fährte zu führen. Die Gefangenen machten unabhängig voneinander, und zwar kurz vor dem Todesurteil, falsche, aber völlig gleichlautende Aussagen über Stimmung und Absichten der Marsostruppen. Sie spielten ihre Rolle vortrefflich, und nicht zuletzt mit ihrem Beistand erreichte der Feldherr, daß die Belagerer durch den nächtlichen Angriff vollständig überrascht wurden.

In den etwas feuchten Niederungen des Flachlandes, wo Falern liegt, pflegen die Januarnächte vielfach mit so starkem Nebel einzusetzen, daß eine Fackel selbst auf zwanzig Schritte

nur zu glimmen scheint. In dieser Nacht nun, kurz vor der zwölften Stunde, wehte ein ziemlich flauer Nordwind, der die Luft zwar ein wenig reinigte, aber einen dichten Dunst über die Bastionen legte. Der Mond blieb unsichtbar, doch die grellen Leuchtsignale, welche Marsos an Stelle der hörbaren Befehle erfunden hatte, waren erkennbar, ganz abgesehen davon, daß jedes Fähnlein genau den Weg wußte, den es zu gehen hatte.

Zehn Minuten nach zwölf erschien Marsos selber in der vordersten Kohorte, die vom Hochquartier, der sogenannten „Griechischen Zitadelle", aus mit aller Gewalt gegen den „Großen Beutel", eine längst verlassene Vorstadt von Falern, stoßen sollte. Ferapont, das eigentliche Ziel des Angriffs, blieb einer späteren Operation vorbehalten, die von der Südwestbastei aus mit den besten Kriegern Falerns unter Führung des Hauptmanns Zuckerschmidt, eines Hergewanderten, unternommen werden sollte. Zwölf Uhr zwanzig blinkte auf der „Griechischen Zitadelle" das rote Licht auf, und der Fahnenträger gab den Kauzschrei zu den Nachbargräben. Vierundzwanzighundert Männer preßten in hartem Griff das Rohr der Muskete stärker an den Leib, und ihre Blicke flogen wie Funken in die Nacht.

Die erste Sturmkohorte bewegte sich lautlos vorwärts. Verließ die Gräben, glitt bäuchlings über das Vorfeld, kroch über die Wolfsgruben, deren Wasser gefroren war, und stand siebzehn Minuten später vor der vordersten feindlichen Linie. Wortlos warf man sich auf die Posten. Erstickte gurgelnde Schreie. Kurzes Ringen. Stille.

In einer leichten Talsenkung standen feindliche Zelte, halb in Erde vergraben. Spärliche Wachtfeuer lagen im Dunst wie glühende Kohlen. Schwer lastete Frost und Nebel auf den Scheiten, und die Männer, die sich an ihnen wärmten, sahen wie Stämme aus.

Lichtsignal im Rücken des Sturmtrupps. Im Südwestabschnitt erhob sich die zweite Kohorte. Die erste lag regungslos. Befehl: lautlos gegen den „Großen Beutel" weiter. Die

Kohorte glitt wie ein Zug schwarzer Schlangen durch die Nacht. Stille. Signal: Halt! Die dritte Sturmkohorte kam der ersten als Verstärkung nach. Befehl zum Angriff —

In diesem Augenblick knallte es im Südwestabschnitt mehrere Male. Musketenfeuer trommelte auf den gefrorenen Boden. Rufe flatterten hoch, und in jähem Sprung erhoben sich die feindlichen Wächter.

Zu spät zur Abwehr, denn die beiden Sturmkohorten überrannten in raschem Angriff den Feind, der aus den Zelten stürzte und, völlig ratlos über die Zahl der Angreifer, blindlings in den Nebel schoß. Ein kurzes, heftiges Handgemenge, und das Lager war erobert.

Dem Plane nach rannte jetzt die zweite Sturmkohorte gegen den „Großen Beutel" vor, während die erste die Gefangenen sammelte. Ein dritter Trupp von Falernesen führte sie rückwärts in die Stadt. Jetzt bereits begann man nach Lebensmitteln zu suchen, was eine gewisse Lockerung des Verbandes zur Folge hatte.

Einer fand Reissäcke und eine Feldbäckerei. Gierig biß er ins Brot, rief Kameraden zu, schrie und gestikulierte. Der Bannerträger kam herbeigelaufen und brüllte: „Hund, verfluchter, plünderst du, knall' ich dich nieder!"

„Soll verderben, was wir eroberten?"

Der Bannerführer hob die Pistole.

„Wer plündert, wird erschossen, Befehl Marsos." Der Gescholtene wandte sich finsteren Gesichts vom Zelte ab.

„Vorwärts, dritte, vierte, fünfte Kolonne gegen den ‚Großen Beutel'!" schrie der Bannerführer und setzte sich in Marsch. Die Falernesen sammelten sich um das Fähnlein und drängten im eiligen Gang dem Vortrupp nach, der bereits um die Häuser des „Großen Beutels" focht.

Das Geknatter im Südwestabschnitt flaute ab, man vernahm fernes Geschrei Siegender. Dann erfolgte unter zweifachem ruckartigen Beben des Erdbodens eine donnernde

Explosion, und durch den Nebel stieg das gelbrote Feuer eines haushohen Brandes. Neues Geschrei, neue kurze Explosionen. Pulverrauch und Schwefeldämpfe. Ein Läufer meldete den Erfolg der zweiten Kohorte, den Abmarsch der vierten. Ein zweiter, der vom „Großen Beutel" kam, die Einnahme der Flachhütten und Sappen. Ein dritter feindliche Verstärkungen, die vom Süden her gegen die Angreifer zogen, nordostwärts gerichtet zum Entsatz des „Großen Beutels".

Der Bezirkskommandant, der diesen Sturm geleitet hatte, ließ um Ersatz signalisieren. Gegensignal: Ausharren. Ein Läufer kam vom „Großen Beutel" und meldete den Verlust einiger Grenzposten. Der Bezirkskommandant befahl, den Rücktransport der Beute zu unterlassen, und setzte sich mit der sechsten Kolonne in Marsch gegen das Gefechtsfeld.

Die Nacht war entsetzlich finster. Der Qualm des explodierten Magazins biß in die Augen. Die Männer strauchelten über Baumstämme und Gehege, fielen, fluchten, sprangen auf, traten sich auf die Hacken, fluchten erneut, stürmten weiter. Das Pferd des Kommandanten stolperte. Er sprang ab, warf einem Mann die Zügel zu, zog den Degen und lief vor.

Sie stießen auf ein Gehölz. Was für ein Gehölz? Der Bannerführer meinte: Es gehört zum „Großen Beutel". Ein paar Falernesen: Es ist der Mittagswald, südwestlich des Beutels. Auf einmal schlug Blei in die Reihen der Kolonne. Man begriff, sprang auf, stieß gegen die Finsternis vor und packte im Handgemenge ein paar Belagerer.

„Wo ist die Südecke des Beutels?" schrie der Kolonnenführer die Gefangenen an.

Die schwiegen. Der Kommandant hob die Pistole: „Die Südecke des ‚Großen Beutels', verfluchte Hunde?"

„Hier."

„Hier? Lüge." Seine Stimme überschlug sich. „Unverschämte Lüge. Wald ist hier. Nichts sonst. Maul auf, Hundesohn, wo —"

Der lachte. Schuß in die Stirn. Er fiel um und war tot. Jäh wollte der zweite davon. Man packte ihn an Haar und Mantel, Faustschläge gegen den Nacken. Das Terzerol zwischen den Augen, brüllte ihm der Kommandant ins Gesicht: „Was ist das hier für ein Wald?"

„Der Mittagswald."

Der Kommandant ließ die Waffe sinken. „So stehen wir bereits südwestlich von der zweiten und halben ersten Kohorte. Quer durch die Stämme, dann fallen wir den Hunden in den Rücken."

Das Gehölz krachte unter ihren Tritten, sie rannten gegen Bäume und Verhaue, drangen durch und vernahmen plötzlich zu ihrer Rechten Gewehrfeuer, Schreie, Stöhnen und Befehle.

Ein Ausblick war offen gegen die wie wahnsinnig umkämpften Ruinen des „Großen Beutels". Sammeln. Die Kolonne sammelte sich.

Der Kommandant schrie gellend: „Sturm!"

Vorstürmend wie ein Rudel Wölfe, brachen sie in den Rücken der Verteidiger. Ohne Schuß stießen sie mit den Langmessern den Erschreckten in Hüften und Gesichter. „Marsos!" war ihr Schlachtruf. „Falern!" klang es aus den Grenzhäusern östlich der Vorstadt. „Falern, Falern!" schrien die von der sechsten Kolonne, hieben, stachen, würgten und trampelten auf zerberstende Schädel.

Ein Uhr vierzehn Minuten war der „Große Beutel" erobert.

Der Bezirkskommandant fiel dem Bannerführer der ersten Kohorte um den Hals: „Viele Tote?"

„Ah, gar keine, Bruder, gar keine. Was da, sechzehn, zwanzig, hier ein paar, nichts da, wir haben die Stadt! Gottlob. Gott—looob!"

Man irrte, es waren mehr Tote und Verwundete, als sein durften. Die zwei Kohorten sammelten sich, Vortrupps säuberten die letzten Hütten. Schon drang vom Osten der Feind

verstärkt vor, da kamen Läufer vom Süden her und berichteten den Sieg derer vom Südwestabschnitt.

Der Schweiß lief dem ersten über das Gesicht, er taumelte: die Westbastion der Belagerer war genommen und damit die Basis für den Vorstoß nach Ferapont geschaffen.

Der zweite stieß lechzend heraus: „Noch weiß der Feind nichts vom Ausfall gegen Ferapont. Marsos ist ein Gott. Alle Kräfte sammeln die Hunde gegen uns, entblößen Ferapont, machen uns den Weg frei, ah —"

Der Kommandant wies stumm nach Osten.

„Wie?" fragte der Läufer.

„Verstärkung des Feindes. Wenn Marsos nicht neue Soldaten schickt, sind wir verloren." Der erste Läufer riß den Mund auf. „Ich eile zu Marsos," keuchte er und wollte ab. Der Kommandant hielt ihn. „Nimm mein Pferd. Reite. Peitsch es, aber beschwör Marsos."

Um dieselbe Zeit, also etwa ein viertel zwei Uhr morgens, ging Hauptmann Zuckerschmidt mit den Kerntruppen gegen Ferapont vor. Sein rechter Flügel war durch die eroberte Westbastion gedeckt, die Marsos, als im Zentrum der Operation gelegen, sofort gegen die Angreifer ausbauen ließ. Schwere Arbeit, da die Truppen nicht zahlreich waren, und Marsos nicht die Nordost- und Südseite Falerns von Verteidigern entblößen wollte. Dies war auch der Grund, warum er den Kohorten, die den „Großen Beutel" erobert hatten, zunächst nicht Sukkurs schicken konnte. Es kam eben für die Eroberer alles darauf an, diese Plätze solange gegen die Übermacht zu halten, bis Zuckerschmidt vor Ferapont stand und die Entscheidung der Schlacht dort ausgekämpft wurde. Daher seine Signale: Kann nicht einen Mann entbehren. Beutel muß gehalten werden. Westbastion darf unter keinen Umständen verloren gehen.

Als die letzte Kohorte Zuckerschmidts in tadelloser Ordnung Falern verlassen hatte, brach Marsos selbst sein Quartier ab,

bestieg den Berber Onyr, den er in allen Schlachten geritten, und folgte den Kriegern. Neben ihm trabten Signalträger, Meldegänger und der Lebensmittelkommandant und Befehlshaber der Rocca, Graf Minotto. Fackelträger beleuchteten den Weg, der uneben und von niedergeschlagenen Stämmen, Verhauen und Gräben durchquert war. Das Licht tanzte auf dem gefrorenen Boden und flackerte im eisigen Dunst der Januarnacht wie gespenstischer Feuerschein.

„Der Nebel hebt sich," meinte Minotto.

Marsos schwieg, blickte geradeaus. In seinem lederbraunen bärtigen Gesicht lagen Furchen. Die Kappe mit dem goldenen Stern war tief in die breite Stirn gezogen. Eine bewegungslose Maske. Seine großen Augen waren hinter den Brauen verschwunden. Mann aus Bronze.

Minotto räusperte sich, als habe er die Bemerkung eben nur so nebenher gemacht, und warf hin: „Kalkuliere, der Feind hat noch keine Ahnung, was wir wollen."

„Was ist das für ein Feuer dort?" fragte Marsos einen Signalierer.

„Die Westbastion, Feldherr, wo die Magazine explodierten."

In diesem Augenblick kam ein Reiter wie ein wehendes Gespenst aus dem Nebel gejagt. Acht Schritte vor Marsos riß er das Pferd hoch, daß ihm der Schaum aus dem Maul flog und es kurz aufschrie, als wäre es getroffen.

Marsos wandte den Kopf. Der Reiter war barhäuptig, grüßte und rief ein paar Worte durch den Nebel, die niemand verstand. Jetzt beleuchtete ihn das Licht einer Fackel. Es war ein mageres Gesicht mit flackernden Augen. Ein Läufer.

Marsos sah ihn fragend an.

„Gegen den ‚Großen Beutel' zieht feindliche Verstärkung," japste er aufgeregt. „Der Kommandant schickt mich, um Sukkurs zu holen. Wir haben Verluste und nicht genug Mann, um den Wald zu halten."

„Was für einen Wald?" fragte Marsos.

„Den Mittagswald, Feldherr. Wenn der Feind dort eindringt, trennt er uns von der Westbastion und —"

Marsos winkte ab.

„Darf eben nicht eindringen. Markiert Truppen, werft ein Dutzend Schützen an die Waldgrenze und schlagt Lärm, daß sie denken, es sind zwölfhundert. Solange dieser Nebel liegt, kann der Feind nicht seine fünf Finger zählen, geschweige denn meine Truppen."

„Aber der Nebel verdünnt sich," warf Minotto ein.

Marsos runzelte die Stirn. „In einer Stunde, ja. Aber dann sind wir in Ferapont."

Der Läufer ritt neben ihm. Sein junges, blasses Gesicht war kummervoll. Marsos lächelte kaum sichtbar.

„Reite," befahl er kurz, „melde, was ich sagte. In dreißig Minuten seid ihr frei."

Der Läufer verschwand nordwärts im Nebel. Marsos rief etwas zurück. Der Signalierer holte eine Rakete aus dem Kasten und legte sie in den kurzen Sattelmörser. Der Trompeter neben ihm blies sich in die erfrorenen Hände. „Eisekalt, verflucht, eisekalt," sagte er vor sich hin.

Die Ebene war durchschritten, die vordersten Gräben, die der Feind bei der Einnahme der Westbastion durch die Falernesen geräumt hatte, erreicht. Zuckerschmidt kam angetrabt und meldete, daß der linke Flügel seiner Truppen vor dem Flusse stände.

„Hinüber!" befahl Marsos. „Gefroren?"

„Sie haben Löcher hineingeschlagen," sagte Zuckerschmidt und zog die bepelzten Schultern an seinem schmalen Kopf hoch, gleichsam als ob er schon bei dem Gedanken fröre, er könne in eines der Löcher treten.

Marsos zuckte die Achseln: „Habt ihr die Bretter zur Stelle?" Zuckerschmidt lachte auf. Selbstredend habe man Bretter. Alles fertig. Frage sich nur, wie lange die Soldaten ruhen sollen.

„Überhaupt nicht,“ versetzte der Feldherr und klopfte Onyr auf den festen Hals. „Warten heißt nachdenken. Nachdenken heißt schwächen. Außerdem fangen sie unnütz an, zu frieren.“ Zuckerschmidt gab zu verstehen, daß dies ganz seine Meinung sei und hielt dabei seinem Pferd, das wiehern wollte, das Maul zu. „Der Teufel dir in den Leib, was hast du zu wiehern! — Alles fertig?“

Marsos nickte. Zuckerschmidt rief dem Signalierer drei Worte zu. Ein kurzer lichter Knall, der im dicken Dunst sofort zu Boden fiel, dann schimmerte eine dünne Rauchwolke in die Höhe, nahm einen grellgelben Ton an und verlosch.

Acht Sekunden später antwortete ein gleiches Zeichen von der Westbastion.

„Bartholé hält,“ murmelte Marsos. Er hob die Hand. Zuckerschmidt stieß sein Pferd in die Weichen und versank sofort spurlos in der Finsternis. Sein Roß, ein prachtvoller Traber, hatte ihn in drei Minuten an die Flußniederung gebracht. Seine Leute waren fast unsichtbar. Kauzschrei. Noch einer. Zuckerschmidt pfiff auf einem dünnen silbernen Rohr. Schatten wogten auf. Verhaltene Rufe. Die Bannerführer warteten auf die Order. Zweiter Pfiff. Die siebente Kohorte betrat den Fluß, Bretter legend, lautlos, fieberhaft arbeitend. Die achte glitt südwärts vor am Ufer und hielt die Flanke. Die neunte tastete übers Eis. Zuckerschmidt stand am Ufer. Mann und Roß ein Stück ausgeglühter Stahl. Seine scharfen blauen Augen bohrten sich in die Nacht. „Verdammter Nebel,“ zischte er. „Wenn die Aasbande, die verfluchte — ah — gut so ...“ Er horchte nach Norden, wo ein heftiges Feuergefecht, Musketenknallen und dazwischen das Rollen der Bombarden hörbar wurde. „Gut so,“ sagte Zuckerschmidt, „mögen sie euch auf den Pelz kommen, umso ungestörter sind wir —“ Ein Läufer: „Die zehnte Kohorte fertig.“ Zuckerschmidt: „Hinüber!“ Zweiter Läufer: „Die achte stößt auf Feinde.“ Zuckerschmidt brauste auf: „Sie soll der Teufel

holen! Der Feind darf nichts wissen. Ah, verdammte Gesellschaft!" Er jagte links hinab. Während er am Ufer ritt, sah er die Männer der zehnten Kohorte in dünnen Schlangen in die graue Nacht des Stroms verschwinden. Einen Augenblick packte es ihn wie ein leichter Schauder. Wenn der Fluß in der Mitte eine Wasserstraße hat, ist alles verloren. Aber er hat eben keine.

Ein heftiges Knallen brach plötzlich los. Zuckerschmidt riß die Zügel an. Er spuckte wütend aus. Es war die achte, welche schon im Gefecht stand. Zu früh, viel zu früh. Wenn die Kerls Sukkurs über den Fluß schicken, gibt's eine Schlacht auf dem Eise. Er horchte angestrengt; fast schien es, als ob — nein, nein, jenseits des Flusses war es noch ruhig.

„Hinüber, hinüber!" schrie er, „jetzt nicht gezögert, hinüber, hinüber, hinüber, hinüber!"

Ein Läufer: „Die zehnte Kohorte hat das Ufer verlassen." Ab.

Zuckerschmidt schrie ihm nach in den Nebel: „Die elfte bleibt Reserve. Die zwölfte rechts hinauf zur Westbastion!" Denn er bemerkte mit einiger Unruhe, wie die Bombarden drüben schwiegen und zwischen Feuerschein und Musketenknall das Geheul Stürmender hörbar wurde. Diese Schlacht im Nebel war im Grunde eine grandiose Verrücktheit des Marsos. Wenn sie schief geht, wird man ihn morgen an die höchste Zinne der Rocca hängen.

In diesem Augenblick drang von jenseits des Flusses ein vielstimmiges Geschrei her, steigernd, wilder, immer mehr anschwellend. Zuckerschmidt lauschte mit atemloser Spannung. Kein Schuß? Keiner! Ah — Also waren sie drüben. Er sprang vom Pferde, winkte dem Leibjäger und lief schwankend, mager und hochgeragt wie der Schatten eines Obelisken übers Eis des Stromes. Links hinter ihm knallten noch immer heftiger und gellend die Büchsen der achten Kohorte. Sie verteidigten, aber sie waren sicher, denn nun gab es keinen Sukkurs vom andern Ufer.

Als Hauptmann Zuckerschmidt das jenseitige Festland betrat, fand er schon die Seinen in raschem, leidenschaftlichem Vordringen. Die Verteidiger hatten sich, wohl getäuscht durch die Kämpfe am „Großen Beutel" und bei der Westbastion, hier fürs erste mehr schwächen lassen, als sie durften. Freilich hatten sie nimmermehr mit der Kühnheit eines Stromüberganges bei Nacht und Nebel gerechnet und faßten noch immer nicht, wie es schien, den eigentlichen Plan des Marsos. Sie kannten auch nicht die unbegrenzte Zähigkeit Zuckerschmidts, der mit verbissener Wut alle Gedanken förmlich zu einem Pfeile formte, den er nach Ferapont abschoß. Jetzt lief er selbst in die Kampfreihen und trompetete zum Feinde hinüber, er habe die Absicht, ihm das Gesäß blau und grün zu schlagen, falls er nicht sofort die Flucht ergreife. Doch selbst das Gebell seines Organs ging im Schlachtenlärm verloren.

Wiewohl er mit seinen langen Beinen bald hier, bald dort in die Reihen der Kameraden nachdrang, sie anfeuerte, anschrie, bat, ermunterte, verhöhnte, nahm er doch unentwegt Meldungen entgegen und gab Befehle und Überweisungen. Er hatte drei Hirne, die fieberhaft, maschinengleich arbeiteten, er war überall, erfaßte alles, sah ein jedes und schielte immer wieder nordöstlich gegen die Westbastion, die Bartholé halten mußte, koste es, was es wolle.

Bezirkskommandant Bartholé war ein dicker, beinahe kurzer Mann mit rasiertem, schweißglänzendem Gesicht und pechschwarzen, geradezu stechend schwarzen Augen. Er saß auf seinem Landpferd wie ein Sack mit Kohlen und biß die Kinnbacken zusammen, daß die Muskeln wie Schnüre heraustraten.

Zu seiner Rechten brach krachend eine brennende Mauer ein. Vor ihm in den Verhauen standen in Rauch, Nebel, Dampf und Dreck die Männer der fünften Kohorte. Schwere Bleikugeln wühlten die Erde auf. Feuerfresser griffen in die zersplitternden Bäume, daß grellrote Flammen auf Minuten

sogar den dichten Nebel verschluckten und in wildem Widerschein die Krieger rot bemalten, als ständen sie in Hochöfen. Spitalknechte trugen Verwundete heimwärts. An ihm vorbei einer mit zerfetzten Armen. Er schrie nicht, sah nur Bartholé an und gluckste etwas Unverständliches. Bartholé zuckte die Achseln. Vorbei. Krachen. Gebälk brach keine zehn Schritte vor ihm unter der Last schwerer Bomben. Das Pferd des Kommandanten stieg wie eine Rakete in die Luft. Er brüllte einen Fluch, saß aber fest und kommandierte: „Sandsäcke vor gegen die zerstörten Balken! Mehr Sandsäcke!"

„Sind keine mehr!"

„So nehmt hier, was da ist in den Säcken?"

„Brot —"

„Also heran an die Barrikade!"

Die Leute, denen er befahl, zögerten. Brot . . ? Bartholé wurde blau vor Wut. Er schrie, daß seine Stimme wie ein platzendes Rindsfell klang: „Wollt ihr das Brot fressen, wenn ihr tot seid? Hunde, verrückte! Wenn die Viecher durchbrechen, freßt ihr dann vielleicht auch nur eine Krume? Los!" Die Säcke wurden herangeschleppt.

„Dieser teuflische Nebel," schimpfte Bartholé, „keine zehn Schritte weit kann man sehen. Bannerführer Blà!" brüllte er nach links. „Bannerführer Blaaa!"

Ein rötlicher Schatten löste sich aus dem verschleierten Gewirr von Menschen, Dingen und Gespenstern. Ein Mann erschien, schwarzhäuptig, berußt, mit roten flackernden Augen. „Blà, sofort Signal, daß wir Ablösung brauchen!" Er wies auf die Züge von Verwundeten, die vorbeigetragen wurden. Blut tropfte aus einer Bahre, ein dünnes Rinnsal auf den gefrorenen Lehmboden.

Blà zuckte die Achseln: „Soeben von Marsos Befehl gekommen, solange zu stehen, bis Zuckerschmidt vor Ferapont ist."

Bartholé war außer sich: „Noch was?"

Blà: „Und drei Kolonnen von der sechsten Kohorte nach

dem Mittagswald vor. Mit den Sturmtruppen steht es arg im ‚Großen Beutel'."

Bartholé geriet außer sich: „Kann nicht einen Mann entbehren. Der Feind wütet wie wahnsinnig gegen die Bastion mit Bombarden und Feuer und — da frag den ..."

Ein kleiner Mann mit weißer Armbinde lief eilig durch den rötlichen Nebel. Bartholé schrie ihm zu: „Spitalarzt, wie steht es?"

„Dreißig Prozent kaputt," jammerte der Arzt, gleich als hätte man ihm eine kostbare Gläsersammlung zerschlagen. Bartholé wies auf ihn. „Da habt ihr's. Die vierte steht seit halb ein Uhr im ärgsten Feuer und hinten liegen dicke Reserven, die sich nicht rühren. Der Teufel begreife das."

„Pestkranke," murmelte der Spitalarzt und verschwand.

Bannerführer Blà stand wartend vor Bartholé, der vor sich hinstarrte. Dann plötzlich: „Also zwei Kolonnen von der sechsten zum Mittagswald! Bin ich's, der sie in den Tod treibt?"

Kaum hatte er den Befehl gegeben, als etwa achtzig Schritte seitwärts im violetten Gewölk der Nacht Flammen aufbrachen und ein wildes Geschrei den Dunst zerriß. Blà, der darauf zu wollte, prallte zurück: Schatten, jähe Gebärden, und vor ihm tauchten Männer auf, die er nicht kannte. Lederwämse, gut gefüttert, Pelzkappen und gefüllte Tornister.

Blà erblaßte und zog den Säbel, der wie eine Schlange im Grau blitzte. Bartholé hatte sofort begriffen, lachte auf, als wäre er verrückt geworden, und schrie Blà zu: „Rückwärts Sukkurs vom Nordflügel her, hundert Mann! Und die zwei Kolonnen von der sechsten! Rase, renne, der Feind ist durch!"

Er zog seine Terzerolen aus dem Gürtel und schoß ins Gewühl. Blà war verschwunden. Rechts vom Bezirkskommandanten kam in eiligem Lauf ein Zug abgehetzter Schanzenarbeiter, graue, blutgetränkte Gesichter, Schaum vor dem Munde. „Ran! Ran!" brüllte Bartholé und schoß. Dann

warf er sich mit den Schanzenarbeitern auf den Feind, schlug die abgeschossenen Terzerolen zwei Kerlen auf die Schädel, die sein Pferd am Zügel faßten, und jagte den Degen pfeifend durch die Luft. Rechts, links, seitwärts, vorwärts flogen die Hiebe, singend und heulend in Schädel, auf Wams und Arme. Sein Gesicht war schwarzrot, die Adern geschwollen zum Platzen. Der Schweiß lief unter der Kappe in Strömen hervor. „Verfluchte Hunde, verfluchte Schweine!" schrie er. Vor ihm tauchte ein dickes Gesicht auf, gefletschte Zähne, er sah den Lauf eines Terzerols wider ihn gerichtet wie das hohle Auge eines Totenkopfs. Säbelhieb. Das Ding flog fort, der Schuß entlud sich. Zweiter Säbelhieb, der das dicke Gesicht in einer Quart derart spaltete, daß ihm, Bartholé, das warme Blut an die Stirn spritzte. Er ächzte zufrieden, obgleich ihm übel ward. „Siehst du, Hund, siehst du, Vieh?" Einen Augenblick schaute er rückwärts nach Sukkurs. Aber was er sekundenlang aufnahm, war nur ein rasendes Handgemenge im Nebel, hochgerissene Arme, sausende Schläge, Hellebarden, Schwerter, krachende Musketenkolben. Und vor ihm der Brand eines Blockhauses, aus dessen Fenster ein Jemand, ein Unbekannter, mitten in der roten Glut stand und mit aufgerissenem Maul etwas brüllen wollte. Jetzt drehte der Mann sich vor. Den Bezirkskommandanten ergriff es eisig am Rücken. Denn der dort am Fenster stand, zu ihm hin ächzte, etwas, was er nicht hörte, nie hören würde, war er selber, er, Bartholé, nur etwas schmaler und mit einem andern Kragen. Jetzt winkte der Mann im Feuer und schrie ihm erneut etwas zu. Bartholé ließ den Arm sinken. Da hörte er eine tausendstel Sekunde lang ein Pfeifen über seinem Schädel, dann gab's einen kurzen wahnsinnigen Schmerz und um ihn war Finsternis.

Gleich darauf kam Blà mit den hundert Mann vom Nordflügel angelaufen. „Wo ist Bartholé?" schrie er in den Nebel. Schüsse, Geschrei, hochgeschleuderte Arme, schwankende Silhouetten war die Antwort.

„Vorwärts! Bartholé!“ Er setzte sich in Marsch. Im Gewühl sah er die Schanzarbeiter geworfen, zerrieben, führerlos. Die Feinde hatten bereits den Eckpfeiler des eroberten Zentralgrabens besetzt. Blà begriff die Situation. Sie war verzweifelt, aber noch nicht alles verloren. Er verteilte seine Leute in Gruppen, hieß sie schreien, schreien, als wenn sie zehntausend Teufel wären, und betete zu allen Göttern um mehr Nebel, viel mehr Nebel, Nebel wie Bretterwände. Dann tastete er sich durch die Nacht zum Signalapparat. Der Signalierer war tot. Blà jagte eine grüne Patrone in den Mörser und feuerte in die Nacht: Durchbruch des Feindes. Sofort Hilfe! Wie das Licht knatternd und rauschend in das Rotblau der Nacht schwoll, sah er bereits seine Leute haltlos zurückfluten und vernahm den gellenden Kampfruf der Feinde: „Balleraa murai, balleraa!“

Da geschah etwas so Unerhörtes, daß der Bannerführer Blà zuerst an eine Sinnestäuschung glaubte und wie verrückt eine zweite und dritte Patrone in den Signalmörser schob. Denn beinahe plötzlich, beinahe ruckartig war das Siegesgeschrei erloschen, verworrenes Rufen durch die Nacht getaumelt, und der Feind, soeben noch auf dem Wege des Sieges, mit jäher Wendung zurückmarschiert. Ein Läufer sprang heran, Blut troff ihm über die Augen, er stammelte, er fuchtelte mit den Armen und heulte die Worte heraus: „Er flieht ...!“

Blà griff sich an die Stirn. Einen Augenblick. Dann brüllte er wie ein Stier: „Los, los, vorwärts, Brüder! Kameraden, vorwärts! Sieg, Sieg, Marsos und Falern!“

Im Nebel vorstoßend mit einer flüchtig zusammengeballten Gruppe, traf er auf feindliche Nachzügler, die den eiligen Rückzug der Hauptmacht deckten. Was war geschehen?

Und auf einmal fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Da stürzte schon ein Reiter heran, riesenhaft aus dem Nebel tauchend, schrie er in die Nacht: „Wo ist Bartholé? Vierte Kohorte vorwärts gegen die Hügelstellung am Flusse!“

Blà fiel ihn an: „Was ist?"

Der Reiter: „Bartholé soll vor. Zuckerschmidt stürmt Ferapont."

Blà stieß ein hysterisches Gelächter aus und rannte in den Graben.

Um diese Stunde, es war zwei Uhr sieben Minuten morgens, hatte Feldhauptmann Zuckerschmidt in rasendem Anprall drei Kohorten von Süden gegen Ferapont geworfen und die feindlichen Stellungen einfach überlaufen. Dann stürmte er auf schier ungangbar scheinendem Wege, zwischen Wolfsgruben, Verhauen und Gräben hindurch mit der zehnten und elften Kohorte gegen die alte Mauer der Stadt, besetzte die Osttore und durchbrach die ziemlich dünne Linie der Verteidiger mit solcher Gewalt, daß um ein Viertel auf drei Uhr die ersten Falernesen auf dem Marktplatz standen. Während diese, von frischen Reserven verstärkt, weiter vordrangen, um den Feind gänzlich aus Ferapont hinauszuwerfen und die Ostlinie zu halten, besetzte die neunte Kohorte die völlig unversehrten Lebensmittelmagazine und beförderte mit Hilfe bereitgehaltener Arbeitsmannschaften gefüllte Schlitten, Fässer, Säcke und Kisten über den Fluß nach Falern.

Marsos stand dabei und gab kurze Befehle. Wer räuberte oder aß, sollte sofort erschossen werden. Die Leute arbeiteten fieberhaft, während bereits der Feind Bombarden gegen Ferapont anfuhr.

Marsos übergab dem Grafen Minotto die Leitung der Lebensmittelabfuhr. Er selber ritt nach Norden, um die Lage Bartholés und der gefährdeten ersten, zweiten und dritten Kohorte am „Großen Beutel" zu prüfen.

Er traf die Truppen, welche die Westbastion gehalten hatten, bis auf ein Drittel aufgerieben. Bartholés Leiche fand man völlig zerquetscht unter seinem Landpferd. Der Schädel war bis auf die Nasenwurzel gespalten. Marsos blickte auf den Toten und fragte die Träger, ob jemand dabei gewesen. Nein.

Niemand von ihnen sei dabei gewesen. Marsos nahm die Kappe ab und strich sich über die gefurchte Stirn. Danach wandte er sich zum Bannerführer Blà, der ihm Bericht über die Schlacht gab, reichte ihm kurz die Hand und sagte trocken: „Bezirkskommandant."

Darauf ritt er weiter nordwärts zum „Großen Beutel", vorbei am Mittagswald, der vom Feinde frei war, in das Trümmerfeld des Fleckens, wo der Kommandant, der das plötzliche Aussetzen des feindlichen Angriffs nicht erfaßt hatte, durch Marsos die Nachricht vom Siege empfing. Er zitterte, sein Kinn krümmte sich, und aus den Augen brachen ihm schmerzhaft trockene Tränen. Ihm versagte die Stimme.

Marsos gab die Anordnungen zum Rückzug, der mit dem rechten Flügel begann und in knapp zweieinhalb Stunden beendet war. Kurz nach vier Uhr in der Frühe hatte der letzte Soldat der Kohorten Zuckerschmidts den Fluß überschritten. Um halb fünf Uhr legte Marsos den Ältesten in einer Nachtsitzung das Ergebnis des Ausfalls vor. Mit drei Worten. Dann nickte er den Erregten kurz zu und verließ den Saal.

San

Um das Folgende zu verstehen, ist einiges nachzutragen. Als die Belagerung begann, hatte Falern noch Zugang zum Strom, Verbindung mit Landstädten, große Strecken Weideland, Äcker, Waldungen und riesige gefüllte Magazine. In zähem Kampf hatten die Belagerer den Falernesen eines nach dem andern abgeschnürt. Weit gelegene Schutzforts fielen, der Heilige Strom ging verloren, Land, Dörfer und Wälder wurden erobert, der große Stadtkanal entwässert und eines Tages mit gewaltiger Übermacht die Stadt vom Lurifluß abgedrängt. Ein Durchbruchsversuch, den der damalige Führer

der in Falern eingeschlossenen Feldarmee (sein Name ist gleichgültig) unternahm, hatte zur Folge, daß seinen Truppen der Rückzug abgeschnitten wurde und man sie in wochenlangen heldenhaften Kämpfen aufrieb. Das war im zweiten Jahr der Belagerung, etwa acht Monate vor den eben geschilderten Ereignissen. Marsos, der um diese Zeit die Rocca befehligte, wurde darauf mit siebenundfünfzig gegen zwei Stimmen vom Rat der Sechzig, dem er angehörte, zum Oberkommandanten ernannt. Er forderte Diktatur in allen militärischen Angelegenheiten. Sie wurde ihm gewährt. Er forderte sofortige Erfassung der gesamten Lebensmittelvorräte und vorsichtigste Verteilung. Widerspruch, aber er setzte seinen Willen durch. Er verlangte die allgemeine Wehrpflicht vom siebzehnten bis zum siebenundfünfzigsten Jahre, etwas Unerhörtes, da er damit nicht nur die bevorrechtigten Adeligen, sondern auch Priester und Mönche traf. Eine Lohe des Hasses schlug hoch, aber niemand widerstand ihm. Er trat für eine Kontrollkommission zur Erforschung der etwa verborgenen Lebensmittel ein, stieß aber dabei auf derart heftigen Widerstand, daß er „zunächst" seinen Plan aufgeben mußte.

Im Juli setzte dann ein furchtbarer feindlicher Generalsturm ein. Marsos schlug ihn ab. Ein zweiter im August blieb ebenfalls ergebnislos. Einen dritten erstickte er durch einen glänzenden Gegenstoß im Keime. Danach begannen die Feinde die systematische Aushungerung, die das erreichte, was alle Anstrengungen ihrer Generale nicht erreicht hatten: Falern wurde von innen geschwächt, das Volk begann zu hungern, zu murren, zu verzagen. Brieftauben meldeten vom wechselnden Glück der Truppen in der Ferne. Stets, wenn die Verzweiflung nahe war, vernahm man von Siegen, und jeder Mann auf den Wällen erwartete Entsatz. Nur Marsos sprach nie davon. Er tat, als gäbe es keine Hoffnung, weil es für ihn nur Wirklichkeit gab. Er brachte das Gesetz ein, daß jeder, der mehr Vorräte besaß, als nach Rationierung und Kopf-

zahl ihm zustand, vor ein sogenanntes „Belagerungstribunal" gestellt und bei erwiesenem Verschulden zu Kerkerhaft verurteilt werden sollte. Es fand sich eine Mehrheit für diesen Antrag, der damit auch das Ergänzungsgesetz der Einführung einer Lebensmittelkontrollkommission zur Folge hatte. Wenige Tage später fand man bei einem Mitglied des Sechzigerrates große Vorratsmengen. Marsos trat allen Vertuschungsversuchen entgegen, erreichte die Ausstoßung des Angeklagten aus dem Rate sowie seine Verurteilung. Die Folge war, daß eine starke Popularität den „unbestechlichen Feldherrn" auf ihre Schultern hob.

Das alles änderte indes nichts an der Tatsache, daß der Hunger wie ein riesiges Gespenst hochwuchs, und die Sterblichkeitsziffer in gräßlicher Weise stieg. Da erfolgte der siegreiche Ausfall gegen Ferapont, die „Schlacht der Verzweifelten".

Plötzlich waren Lebensmittel da. Das Volk geriet in einen ekstatischen Taumel. Zu Tausenden zogen sie vor Marsos' Haus und schrien seinen Namen. Er saß zu dieser Stunde auf seinem Lager und starrte in das tropfende Licht. Verworren schwoll die Woge des Jubels an sein Ohr. Sein Name, immer wieder sein Name. Aber keine Miene verzog sich in seinem Gesicht. Ein Diener trat ein, das Antlitz vor Freude gerötet: „Sie rufen —"

„Ich weiß," unterbrach ihn der Feldherr. „Geh hin und sage, daß ich schlafe."

Der Diener ging. Marsos horchte. Nach einer Weile wurde es plötzlich still.

Zwölf Stunden später hatte sich dasselbe Volk, welches eben in jubelnder Stimmung und voller Hoffnung, ja, geradezu dankbar und bewegt vor Marsos' Haus gezogen war, in eine tobende Bestie verwandelt.

Der Chronist ist der Meinung, daß diese Vorgänge, welche er nunmehr schildern muß, den Keim zu allem Übel in sich

trugen, das in rapider Schnelle über Falern hereinbrach. Denn nun wurde zum ersten Male der Name des Mannes laut, der bald darauf wie ein rasender Rosselenker diese Stadt achtspännig dem Untergange zutrieb.

Wie erwähnt, hatte Graf Minotto, der Schwiegersohn des Oberfeldherrn Marsos, den Abtransport der Lebensmittel geleitet. Der Chronist weiß, und es war überdies allgemein in Falern bekannt, daß Marsos den Grafen nicht schätzte. Daß er ihn gleichwohl in seinem Stabe duldete, hatte vermutlich seinen Grund in gewissen hohen organisatorischen Fähigkeiten Minottos, die Marsos geschickt auszunutzen wußte. Übrigens war — nebenbei bemerkt — zur Zeit, als jenes verurteilte Mitglied des Sechzigerrates aus dem Senat ausschied, Minotto für seinen leergewordenen Platz vorgeschlagen worden. Man hatte ihn nicht einstimmig gewählt, und es hieß, daß gerade Marsos gegen die Aufnahme seines Schwiegersohnes in den Rat gewesen sei.

Minotto hatte die eroberten Lebensmittelmengen auftragsgemäß nach den Zentralmagazinen in der Rocca bringen lassen. Dabei waren von ihm, was übrigens keineswegs auffiel, Diener und Wagen seines eigenen Palastes verwendet worden, der unfern des dritten Magazins auf dem Ballplatz stand. Gegen morgens acht Uhr war die Einräumung der Säcke, Kisten, Fässer und Flaschen so gut wie vollendet, und Minotto schritt frierend und übernächtigt seinem Hause zu.

Wenige Schritte vor der Tür des Palastes sprach ihn ein junger Mensch an, den er nicht kannte. Er nannte sich San und gab vor, erster Schreiber in der vereinigten Zunft der Teppichweber und Schneider zu sein, deren Lage damals infolge fehlender Aufträge sehr schwierig war.

Er bat den Grafen, bei der Verteilung der Lebensmittel doch die darbenden Mitglieder dieser Zunft besonders zu berücksichtigen und ihnen, falls kein Verkauf der eroberten

Waren stattfinde, davon mehr als den reicheren Klassen der Bevölkerung zu überlassen.

Minotto lächelte verbindlich, gab auch seiner vollkommenen Sympathie mit den Teppichwebern und Schneidern Ausdruck, bedauerte aber, auf die Verteilung der Lebensmittel nicht den geringsten Einfluß zu besitzen. San blieb stehen. Minotto sah ihn mehr aus Höflichkeit als aus Interesse an und bemerkte mit Erstaunen, daß sein Gesicht eine schreckliche Blässe bedeckte.

„Was haben Sie?“ fragte der Graf.

„Und was haben Sie?“ stieß San heraus.

Minotto zuckte die Achseln. Augenscheinlich war der arme junge Mann krank.

„— einen doppelten Keller, der voll Fässer und Kisten liegt, die noch warm vom Blute todesmutiger Falernesen sind.“

Minotto blieb wie angewurzelt stehen: „Sie sind wahnsinnig.“

San lachte: „Nun, Graf, wie denken Sie an eine Verteilung Ihrer Lebensmittel, Ihrer privaten und gestohlenen Mehlsäcke, Schinken, Speckseiten und Weinfässer zugunsten der notleidenden Weber und Schneider?“

Minotto war dunkelrot vor Zorn. Er stammelte einige zusammenhanglose Worte und griff, als er keine geeignete Antwort fand, zum Degenknauf.

San hob beide Hände abwehrend hoch: „Das sind die Mittel von gestern, Graf Minotto, lassen Sie den Zahnstocher in der Scheide. Heraus mit den Lebensmitteln!“

Minotto besann sich. Er lächelte und versetzte sehr beherrscht: „Sind Sie krank, oder wer hat Ihnen diesen Unsinn gesagt?“

San packte Wut. Bebend fauchte er den Grafen an: „Unsinn? Ich erwarte die Antwort in zwölf Stunden. In zwölf Stunden Ihre Lebensmittel oder Ihren Kopf.“ Er lief davon. Graf Minotto ging durch das Portal in seinen Palast. Ein Diener grüßte. Er sah ihn nicht. Der Verwalter trat ihm entgegen, um ihn zu dem Siege zu beglückwünschen.

„Die Schlüssel zum Keller!" herrschte ihn Minotto an.

„Zu welchem?" stammelte der Verwalter erschreckt.

„Zu welchem, zu welchem!" schrie Minotto. „Habe ich sieben Keller? Zum Keller!"

Der Verwalter lief ab, kam wieder, führte seinen Herrn die Stufen hinab und leuchtete durch die Gänge und Mauerpforten voran. Minotto betrachtete mit einer seltsamen Neugier, als sei er in ein fremdes Schatzhaus eingedrungen, die Räume, welche voll Hausgerät, Kleidern, alten Teppichen und verrosteten Waffen lagen. Nirgends waren Lebensmittel. Leere Weinfässer und ungegerbte Felle lagen herum, Kisten mit alten Stichen und wurmzerfressene Bücher.

Er wies auf einen großen Wandschrank. „Was ist da drin?"

„Die Garderobe der verstorbenen Gräfin."

Minotto nickte: „Gut. Führe mich hinauf."

Der Verwalter flog vor Nervosität.

„Die Kontrollkommission kommt," flüsterte er seiner Frau zu.

Falern war sehr erregt. Mit Bannern und Fahnen zog um die Mittagsstunde, als die Sechzig tagten, eine große Menschenmenge vor den Stadthäupterpalast und bat durch ihren Sprecher, einen Mönch namens Mendax, der von riesiger Körperlänge war und eine ungeheure Stimme hatte, um die sofortige Verteilung der Lebensmittel an die hungernde Bevölkerung. Soltan wurde vom Rat beauftragt, den Leuten zu antworten. Er trat in ein Fenster, machte einen honigsüßen Mund und breitete die Arme aus, als wolle er alle an sein Herz drücken.

Er galt als beliebt. „Hoch Soltan!" riefen einige. „Hoch, hoch!" plätscherte es in der Menge.

Soltan winkte dankend und sprach: „Söhne und Töchter von Falern! Ihr hungert, habt Geduld, ihr sollt satt werden. Die Lebensmittel, welche unsre tapferen Brüder eroberten,

sind zahlreich, aber auch der hungrigen Mäuler sind viele, und wollten wir heute die eben gefüllten Magazine leeren, so wäre der Ausfall umsonst gewesen, und niemand hätte nach acht Tagen noch etwas davon zu essen. Glaubt darum nicht, daß wir das Geringste euch vorenthalten wollen. Denn geböte es uns nicht die Liebe, so geböte es uns der Verstand, daß wir den Geschwächten und Kranken wieder aufhülfen, damit wir die Verteidigung um so wirksamer führen und den Feind bald ganz davonjagen."

„Wohl gesprochen! Sehr gut!" schallte es ihm aus der Menge entgegen. Soltan hob beide Hände beschwörend: „Aber jetzt, um Gottes willen seid jetzt nicht ungeduldig und erschwert uns nicht unser schweres Werk. Denn eben sind wir beisammen, um gerade über das zu beraten, was ihr fordert, die Verteilung der Lebensmittel. Ihr wollt wissen, was wir beschlossen haben? Hört mich an. Es ist zum Beispiel gesagt worden: vergrößert die Rationen, aber macht keine Sonderverteilung des Eroberten." (Murren und Drohrufe in der Menge.) Soltan lächelte und wedelte beschwichtigend mit der Hand. „Fürchtet nichts. Ich selbst trat diesem Antrag entgegen und bestand auf unentgeltlicher Verteilung von Mehl und Hülsenfrüchten an die Armen. (Hoch Soltan!) Denn sagt selbst: wie sollte ich nicht! Seid ihr es nicht, die ihr die Stadt vorm Feinde schützt? Sind es nicht eure Brüder, eure Väter, Söhne und Männer gewesen, die heute unerschrocken gegen den Feind stürmten? Ihr habt zuerst Anspruch auf die Früchte des Sieges. (Lärmende Zustimmung. Hoch Soltan! Hoch Soltan!) Aber alles will bedacht, alles will organisiert sein. Zuerst die Krieger, nicht wahr, das seht ihr ein? Dann die Kranken und Kinder, die Greise und die Schwachen. Dies ist unsre erste Pflicht, unsre größte Sorge. Haben wir diese erfüllt, dann kommt — und glaubt mir, ihr werdet nicht lange darauf warten — die Verteilung an die übrige Bevölkerung. Doch zunächst müssen die Vorräte gezählt und registriert werden." (Zwischenruf:

Und von andern aufgefressen!) Mit würdiger Strenge wandte sich Soltan nach der Seite, wo der Zwischenruf gefallen: „Nichts wird aufgegessen, kein Reiskorn kommt in andre Hände als in die euren —"

Da gellte eine Stimme dazwischen: „Es sei denn in Graf Minottos Keller!"

Ungeheurer Tumult war die Folge. Man suchte nach dem Schreier. Es war ein blasser Mensch von etwa siebenundzwanzig Jahren, ein Mann mit flackernden, entzündeten Augen und spärlichem Haar. Die Mütze war ihm vom Kopf gefallen, und der eisige Januarwind griff in die blonden Strähnen.

„Ich kann es beweisen!" schrie er durch den Lärm.

Soltan warf den Kopf zurück: „Eine sinnlose Anschuldigung. Ich kenne den Grafen Minotto und bürge für seine Ehrlichkeit mit meiner Hand —"

„Hände weg!" schrie jemand. Lachen.

Die Stimme von vorhin: „Wir werden Ihnen morgen die Hand abschlagen."

Empörung, drohende Fäuste, Geschrei.

Soltan überhörte die Bemerkung und fuhr fort: „Was soll das Gerede! Haben wir nicht eine Kontrollkommission? Nun gut. Ich werde sofort veranlassen, daß diese selbe Kontrollkommission die empörende Verdächtigung, welche gegen den Nahrungsmittelkommandanten ausgesprochen worden ist (er hob die Stimme), als eine gemeine Lüge entlarvt." (Sehr gut!) Dann setzte er noch hinzu, als besänne er sich: „Wer aber schuldig ist, der wird vor dem Belagerungstribunal stehen, und ich werde der erste sein, der ihm die Kerkertüre öffnet. Gerechtigkeit vor allem! Es lebe Falern!"

Brausendes Hoch, Beifall, Händeklatschen. Die Schreier wurden überstimmt. San lächelte, an den Sockel einer Statue gelehnt, und sagte zu ein paar Leuten, die erregt auf ihn einsprachen: „Hohles Gerede. Ihr bekommt nicht eine Handvoll Mehl."

Der Mönch Mendax zog an der Spitze der Menge, eine große weiße Fahne tragend, auf die mit goldenen Zeichen ein frommes Symbol gestickt war, in die Altstadt hinab zum Marktplatz. Er bestieg einen Sandkasten. Dann sprach er zu denen, die ihn begierig umringten, mit flackernden Gebärden: „Freut euch nicht zu früh. Draußen steht ein ergrimmter Feind, der von seiner Entschlossenheit, euch zu vernichten, um keinen Deut abgeht. Freut euch nicht zu früh und sucht nicht euer Heil in dem, was ihr fressen und saufen könnt. Beugt euch zur Erde und begreift die Gemeinheit eures bisherigen Lebens. Ihr weist auf jene dort oben, die in Palästen schwelgten und auf Teppichen hurten? Zu Recht, zu Recht, meine Brüder. Flammendes Sodom wird über sie kommen, so gewiß als ein Gott des Zornes über uns alle seine feurige Hand ausstreckt. Aber nicht allein auf seidenen Betten und gestickten Decken hurt man, sondern die Sünde ist überall zu Hause, und jeder von euch ist schuld an dem Grauen, das durch die Straßen von Falern geht. Jeder von euch ist schuld am Unglück des andern. Wollt ihre eure Schuld mit Litern Weines abwaschen, hofft ihr die Flecken auf eurer Seele mit Mehl zu weißen? Dankt denen, die euch Brot gaben für den Tag, Brot, das sie mit eigenem Blute tränkten. Aber Wahnsinnige seid ihr, wenn ihr glaubt, eurem Schicksal zu entgehen, so ihr euch die Taschen voller Semmel stopft und den Wein aus euren fettigen Kappen sauft. Beugt euch zur Erde, verwandelt euch, schreit zu Gott: Verflucht sind wir, Leid ist unser Brot, Jammer ist unser Tagwerk, Tod ist unser Lohn!" Er hob das Banner und schrie: „Es lebe Falern!"

Zur selben Stunde sprach der erste Schreiber der Teppichweber- und Schneiderzunft, San, in der „Roten Taverne" zu einem Haufen erregter Volksgenossen. In niedriger Stube, von stickigem grauen Zwielicht erfüllt, das durch verdreckte Papierscheiben eindrang. Ein Raum, überheizt, gemein und voll Auswurf. Ein Weib lief herum mit einem Bittergetränk,

das leicht alkoholhaltig, allgemein in Falern ausgeschenkt wurde, juchzte, sobald ihr jemand unter die Röcke griff, und legte sich, wenn sie das Bier ausgab, lang über die schmutzigen Tische.

San kletterte auf einen Stuhl, sah sich um, beugte vogelartig seinen mageren Hals vor und warf hin: „Eroberer von Ferapont, Eigentümer von zweitausend Sack Weizen, fünfzigtausend Flaschen Wein, Fleisch, Hummer, Forellen und Pasteten —" Johlendes Gelächter. „Herren von Falern, gönnt mir drei Worte. Soltan hat euch überzeugt. Soltan ist ein Freund des Volkes, der sein Herz für euch vierteilt, um Suppe für eure hungernden Weiber draus zu kochen. Soltan hat euch überzeugt, ich weiß. Aber —" (er hat uns nicht überzeugt! Soltan ist ein Schuft. Rede! Was ist mit Soltan?) „Aber er ist ein Betrogener, wenn er kein Betrüger ist! Er speist euch mit schönen Reden ab, anstatt mit Brot, und verspricht Dinge, die er niemals halten kann. Denn im Rate stehen hinter ihm nur vierzehn Schafe, der ganze Rat aber beträgt, wie lernten wir's auf der Schulbank? Sechzig Hammelköpfe! (Gelächter und Zustimmung.) Freunde, was will ich? Glaubt ihr, ich stehe hier, um über die Stadtväter Witze zu reißen? (Also, was willst du?) Das will ich dir sagen, Webergeselle Willas, der du gestern einen Hasen im Stadtpark gestohlen hast, das will ich euch allen sagen, die ihr eure leeren Wänste mit falschen Hoffnungen und echten Gemeinheiten füttert, die ihr gut genug dazu seid, einen Wall aus Menschenleibern vor Falern zu legen, damit andre ihr kostbares Leben dahinter verstecken. Ihr denkt, ich fasele? Ich erfinde? Phantasiere? Wißt ihr, wer euer Judas ist, euer Verräter?"

Er brach ab. Vorgebeugt starrte er in die dichten Reihen der immer mehr erregten Hörer. Leute aus den Nachbarstuben, Elende, zerlumpte arme Weiber und Hungerleider hatten sich hineingedrängt und hörten gespannt zu. Wie San diese Frage stellte, war es grabesstill im Zimmer. Nur das beleibte Schenk-

weib klapperte hinten mit Bechern und drängte sich durch die Sitzenden.

San zog die kahle Stirn in Falten, legte den Kopf zur Seite und flüsterte: „Ihr mögt mich erschlagen, wenn ich lüge, aber ... Marsos verrät Falern. Marsos und seine Sippe," er hob den mageren Arm in die Luft und ließ ihn niedersausen, „müssen unter die Erde!"

Einen Augenblick sagte niemand etwas, dann ging ein wüstes Lärmen an.

„Verrückter!" schrie eine Stimme. „Holt ihn vom Tisch, zerreißt den Wahnsinnigen!" — „Laßt ihn ausreden!" — „Schweigt, schweigt, zum Teufel, er soll sprechen!" — „Maul halten, Verfluchter!" — „Weiter reden!" raste, wogte, jagte es aus dem Gewölk zusammengeballter Menschen. San sah verzerrte Gesichter, Grimassen, blickte auf schwielige Fäuste und aufgerissene Mäuler, er bemerkte, daß die Siedehitze der Leidenschaft das Blut aufkochen ließ, daß er jetzt Triumphator oder Opfer der Volkswut sein würde. Und er steckte beide Hände in den Mantel und lächelte, ein ruhiges, unendlich abschätziges Lächeln. Keine Miene zuckte. Nur seine Adern an den weißen Schläfen klopften sichtbar an die durchsichtige Haut. Um ihn Drohungen, Schreie der Wut, der Ermutigung, der Neugier. Er lächelte, hob langsam einen Arm und zeigte der Menge einen großen, eisernen Gegenstand, den er vor sich hin hielt wie ein schützendes Kreuz. Dann nahm er ihn, immer noch lächelnd, in die andre Hand und zeigte ihn herum, als wäre es eine Reliquie. Vierzig, fünfzig Gesichter starrten auf das Ding, man quetschte sich vor, stieß sich rücksichtslos beiseite, um zu sehen, was San in der Hand hielt. Bierkrüge flossen aus, Stühle fielen, alles drängte zu San, der wortlos das Ding so hoch hob, daß alle es erblicken konnten.

Es war ein Schlüssel. Ein ungefüges Instrument, stark gezackt, ein wenig angerostet mit langem Schaft. San blickte auf den Ring, drehte sich zu den Nächststehenden und sagte

leichthin: „Geduld, meine Brüder, einen Augenblick Geduld. Gleich werdet ihr alles wissen.“ Dann zu denen, die um ihn standen: „Was ist hier eingekerbt in das Eisen?“ Zwölf Köpfe stießen sich um den Schlüssel. Schließlich sagte einer: „Ein M.“

„Gut,“ meinte San, „was noch?“

„Ein M mit einer Krone.“

San nahm den Schlüssel an sich: „Ein M mit einer Krone. Das heißt Graf Minotto. Dieser Schlüssel gehört dem Grafen Minotto, der von Ferapont aus die Lebensmittelabfuhr nach Falern leitete. Wißt ihr es schon? Schön, ich weiß, daß ihr es wißt, aber was nun kommt, wißt ihr nicht, und darum bitte ich euch, gut zuzuhören: Dieser Schlüssel öffnet die Eichentür zu einem zweiten Keller im Palast des Grafen. Zu einem Keller, den die famose Kontrollkommission des Herrn Soltan gewiß nicht kennt. Aber ich kenne ihn. Ich kenne ihn so genau, daß ich sogar weiß, was in diesem Keller enthalten ist. Nämlich für zehn, zwölf, vierzehn Monate und mehr Mehl, Fleisch, Fett, Früchte, Wein, Eingemachtes, Schinken und Gepökeltes, alles, alles, alles, was ihr begehrt und nicht bekommt, nie zu sehen bekommt. Und in diesen Keller sind heute in der Morgenfrühe vierunddreißig Kisten Hülsenfrüchte, dreißig Säcke Mehl, zehn Fässer Wein und Berge von gedörrten Früchten und Obst eingeliefert worden. Und zwar durch die Soldaten des Oberfeldherrn Marsos, der seinem Schwiegersohn die Leitung des guten Geschäfts, das ihr mit eurem Blute bezahltet, übertragen hatte. Tötet mich, wenn ein Wort daran gelogen ist.“

Eine ungeheure Welle der Wut brach hoch, schwoll wie jähe Brandung gegen San und donnerte ihm in die Ohren: „Zu Minotto, sofort zum Grafen Minotto!“

San hatte den Schlüssel bereits in seiner Tasche verschwinden lassen. Er lächelte wieder undurchdringlich: „Wollt ihr gleich alles kurz und klein schlagen? Wen wollt ihr treffen? Minotto? Ich auch. Aber wollt ihr nicht auch die ganze Sippe,

die ganzen verfluchten Schmarotzer am Volk von Falern mit ausheben? Wollt ihr sie kennen lernen, die euch mit schönen Worten betrügen und mit schlechten Taten hintergehen? Gut, dann haltet jetzt euren Zorn an euch, bleibt stille, geht in eure Hütten, freßt eure Erdschocken und euer verfaultes Brot und wartet, bis die Stunde gekommen ist. Ihr fragt, wie lange? Wann? Ich will es euch sagen. Heut abend um die achte Stunde feiert Graf Minotto in seinem Palast die Schlacht von Ferapont und lacht sich halbtot über den Betrug am Volke. Dann geht hin, tretet ein, zeigt diesen Schlüssel und sagt: Führe uns zu dem Raum, den dieser Schlüssel öffnet. Und er wird zu Boden fallen und um Gnade winseln. Wie? Wer? Nach Marsos fragt ihr? Oh, meine Brüder, Marsos ist klug. Er wird nicht offen an der Tafel schmausen, die er seinen Hintermännern gedeckt hat. Aber dafür laßt mich sorgen, daß nach vierundzwanzig Stunden ganz Falern weiß, daß man ihm und seiner Sippe, den sechzig Ochsen oben und dem Vieh in den Palästen, den Dolch ins Herz stoßen muß, will man die Stadt vor dem Untergange retten. Jetzt oder nie! Es lebe Falern!"

Die Decke dröhnte von dem wilden Geschrei der erglühten Menge. Die Türen sprangen auf, Krieger traten ein, Menschen, Weiber, Kinder, ein tobendes Gewoge von Begeisterung, Haß und Rache. San wollte durch eine Seitentür ab. Er ward umringt, daß er sich nicht rühren konnte. „Den Schlüssel!" rief man, „den Schlüssel!" San wehrte ab, lachend, stieß die Zudringlichen stärker zurück, als man seiner Schwächlichkeit zutrauen mochte und rief: „Nicht jetzt, noch nicht, nicht jetzt! Stille, Ruhe, kein Wort! Ich beschwöre euch, zu schweigen, sonst ist alles vergeblich und unser Werk umsonst. Wartet, habt Geduld, seid gleich nach Einbruch der Nacht in meiner Wohnung am Ries unten, wo das Zunfthaus steht. Dort wollen wir beraten. Dort wollen wir sehen, was zu tun ist, wollen uns bewaffnen und dann unsre Pflicht tun. Dann erhaltet ihr den Schlüssel und dann, dann geht ans Werk."

Man hob ihn auf die Schultern. Seine Augen flackerten im Fieber. Man trug ihn aus dem Haus in die eisige Luft, aber sein Gesicht war schweißgebadet, und seine blonden Haarsträhnen klebten an den Schläfen. „Laßt mich," keuchte er, „wartet! Nicht jetzt, geht nach Hause, lernt schweigen, lernt warten, Freunde, Brüder ..."

Er sprang zur Erde, winkte und verschwand mit großen Schritten in einer Seitengasse.

Das Bacchanal

Es dämmerte früh. Dunst quoll aus den Niederungen und trennte alle Dinge. Die Fahnen auf den Zinnen der Rocca feuchteten sich, hingen schwer, schwarz, verschwanden in Nacht. Hinter den Fenstern der Tavernen glimmte noch trüber Schein. Schatten wehten vorüber, und wer von der großen Terrasse über die Stadt blickte, sah hin und her Lichter durch die Gassen schwanken.

Etwa um die siebente Stunde, vielleicht schon früher, ließ Graf Minotto bei der schmalen Seitenpforte seines Palastes, welche nach Osten lag, zwei Fackeln in eiserne Ringe hängen. Gestalten tauchten aus dem Dunkel, traten ins rötliche Licht des Kienspans und verschwanden in der Mauer. Verhüllte, winterlich Eingepelzte, wurden sekundenlang sichtbar, aus grauem Tuch blinkte ein weißes Gesicht, und das Gelb hellen Frauenhaares quoll aus der Nacht. Hinter der kleinen Pforte ging eine Wendeltreppe in wenigen Stufen zu einem Podest, dann öffnete sich ein Vorhang, und aus einer breiten Diele stieg man zwischen schweren weinroten Portieren vier Stufen hinab in einen von hundert Silberleuchtern beflaggten Saal. Ein Geflimmer von Licht. In schweren zinnernen Gehängen brannten duftende Kerzen. Auf blendender Tafel tanzten

Lichter in geschliffenen Gläsern. Spiegel sprangen aus der Wand, und köstliche Porzellane tranken die rötliche Flamme, die aus altrömischen Lampen glühte.

Wer um die neunte Stunde in den Saal trat, dem schlug schon das hochspritzende Gelächter sehr heiterer Gäste entgegen. Wein stand in kostbaren Karaffen umher. Speisen, mit erlesener Kochkunst zubereitet, bedeckten die Tafel. Frauen in aufreizenden Gewändern warfen sich lachend zurück in die Polster, Männer, ein wenig erregt bereits, wußten, wohin sie steuerten, wenn sie mit flackernden Augen die weiße Haut nackter Schultern zu entzünden suchten.

Dazwischen glimmten in kupfernen Schalen Räucherkerzen, die einen berauschenden Duft in dünner, blauer Wolke ausströmten. Diese Räucherkerzen waren eine besondere Erfindung des Grafen Minotto, der sich in seinen freien Stunden vorzüglich mit dem Studium der Aphrodisiaka beschäftigte und es auf diesem Gebiete zu einigen wirklich interessanten und neuen Beobachtungen gebracht hatte.

Jetzt lehnte er ein wenig gelangweilt in seinem breiten Sessel am Kopfende der Tafel zurück und ließ die Gischtwellen des Gesprächs teilnahmlos an sich vorüberbranden. Neben ihm war ein niedriges Polster frei, über dessen Seide seine Hand vielleicht unabsichtlich aber wie streichelnd fuhr. Jedenfalls ward diese Geste von dem unweit sitzenden Herrn von Valla, dem Haupt einer ziemlich lebenstollen Gruppe junger Falernesen, bemerkt und mit der lächelnden Bemerkung quittiert: „Wenn es nicht die Seide der Haut sein kann, so tut es schon die Seide des Stuhls.“

Minotto, welcher den vorlauten Valla, dem die Frauen um seines glatten Gesichtes willen sehr anhingen, nicht liebte, warf hin: „Lieber die weiche Seide des Stuhls als die Grobheit deiner Bemerkungen!“

Valla lachte, faßte die neben ihm sitzende üppige Frau eines expropriierten Großgrundbesitzers um den samtenen Nacken

und sagte, sie an sich pressend: „Dich hat der Sieg von Ferapont mißmutig gemacht, lieber Vetter. Mir völlig unbegreiflich, denn wir sitzen hier, irre ich nicht, vor den Weinen, die vielleicht um dieselbe Stunde unsre geschätzten Feinde haben trinken wollen."

Minotto zuckte die Achseln. „Wer sind unsre Feinde ..."

„Hallo, was war das für ein Wort, Graf!" rief ein Mann mit sehr breitem Gesicht und gekrümmter Nase hinüber. „Wer unsre Feinde sind, wissen wir, denke ich, seit drei Jahren! Wie, Anina Dulcea?" Er griff seiner Dame ganz einfach in die gefärbten blonden Haare und küßte sie. Sie wandte sich weg: „Ja, Sie sind mein Feind, Cäsare." Sie nannten ihn Cäsare, weil er vorgab, von Kaiser Augustus abzustammen. Indessen hatte er außer der gekrümmten Nase mit ihm wenig gemein.

Die große rote Portiere über den Stufen zum Saal öffnete sich, und ein Vermummter trat ein. Mehrere von der Tafel wandten sich erstaunt zum Eingang. Man brach die Gespräche ab und fragte sich gegenseitig, was das sein mochte.

Ein sehr magerer junger Fant mit blauschwarzem Haar, Prinz von Bosq, drehte sich jäh zum Grafen Minotto hin und sah ihn an. Minotto bemerkte den Blick und schüttelte den Kopf. Seine Hand lag immer noch auf dem seidenen Polster.

Der Vermummte blieb auf dem zweiten Treppenabsatz stehen. Aus dem weiten Ärmel seiner schwarzen Kutte blinkte eine schmale, blasse Hand, am Ringfinger glühte ein roter Stein. Minotto griff nach dem Weinglase und trank. Eine junge Frau in stark dekolletierter Toilette beugte sich über ihren Herrn, den kleinen Saló, Gestütsbesitzer in Falern, hinweg zu Minotto und zischte: „Überraschung?"

Minotto blickte ihr in die lebenslustigen Augen, lächelte ein wenig und sagte: „Keine schönere, als wenn Sie sich entkleideten, Frau von Larr —"

Sie senkte den hübschen Kopf und blickte sich kokett in den Ausschnitt: „Zu weit?"

Salò wurde unruhig: „Zu wenig," sagte er atmend und beinahe ungeduldig. Minottos Gesicht hatte seinen gewöhnlichen Ausdruck wieder angenommen. Ja, es schien, als ob er plötzlich übernächtigt und angestrengt sei, als ob ihn etwas quäle, das er sich nicht zugestehen wollte.

Der Vermummte war die Treppe hinabgeschritten und stand auf der untersten Stufe, also immer noch erhöht über den Gästen. Er sah sich um, hob den rechten Arm und warf mit einem Ruck die Maske vom Gesicht. Gleichzeitig ließ er den Mantel fallen. Man sprang auf, stieß sich überrascht an und starrte wie von Sinnen auf die Erscheinung.

Es war ein völlig nacktes junges Weib von ungewöhnlicher Schönheit. Sie hob die Arme und löste ihr mächtiges blondes Haar, das nun wie ein funkelnder Strom über den Rücken floß. Ihre Augen, stahlblau, kalt, verächtlich, wanderten gleichmütig über die erregten Gäste. Dann strich sie sich leicht über die Hüften und ging wiegenden Schrittes durch den Saal. Sie verschwand hinter einem Vorhang.

Valla sprang auf. Einen Augenblick zauderte er, dann eilte er ihr nach. Seine üppige Tischnachbarin, die sich das erhitzte Gesicht fächelte, sah erschreckt, beinahe zornig zu ihm empor. Drei, vier, fünf von den Gästen lachten laut und riefen: „Valla, aber Valla!" Einige Frauen kicherten, schrien hell auf, schwatzten und gossen sich Wein in die plötzlich trocken gewordenen Kehlen. Rote Gesichter beugten sich zu ihnen. Man begann zu witzeln. Minotto sah lächelnd ins Getümmel. Er wandte nicht einmal den Kopf dorthin, wo Valla verschwunden war, sondern sagte zum Cäsaren, der erregt auf ihn einredete: „Erster Akt."

„Was denn erster Akt? Was heißt erster Akt? Hast du noch mehr Überraschungen dieser Art?"

Minotto schaute ihm in die glasigen Augen und nickte langsam: „Es sind noch Überraschungen zu erwarten, die du dir nicht träumen läßt, Cäsare."

„Ah!" Die kleine Larr horchte auf.

„Großartig, Graf!" rief eine sehr hochgewachsene Brünette mit nackten goldbereiften Armen zu Minotto hinüber. „Das nenne ich ein gelungenes Wagnis. Wahre Schönheit wirkt auch unbekleidet nur erhaben und erhebend —"

„Besonders auf Herrn von Valla!" rief jemand. Dröhnendes Gelächter.

„Erhebend!" bemerkte jemand und zwinkerte seiner Dame zu, die ihn nicht verstand, aber darüber lachte.

In diesem Augenblick öffnete sich die Portiere und Valla erschien wieder. Allgemeines Händeklatschen begrüßte ihn. „Kolossal fixer Junge!" rief Graf Cañ, ein schnarrender Herr, berühmt als der beste Fechter von Falern.

Vallas Gesicht sah böse aus. Verlegen. Seine Augen funkelten. Als man bravo rief, lächelte er gezwungen, hob beide Arme und ließ sie resignierend auf die Schenkel fallen.

„Verschwunden. Wie vom Erdboden verschlungen. Einfach weg."

Eine Wolke von Zurufen prasselte los. Ein junges Mädchen bekam einen Weinkrampf und wurde von ihrem Herrn, einem rotbäckigen Landedelmann mit straffen Schenkeln, in ein Nebenzimmer geführt.

Valla hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und goß ein Glas Wein hinunter. Seine Dame zur Linken, eine lustige Frau mit braunem Haar und ausgelassenen Augen, sagte: „Der gute Jäger schießt nicht früher, als bis er das Wild vorm Lauf hat."

Valla bekam eine Zornesfalte. „Lacht mich aus, lacht mich aus!" rief er. „Aber ihr habt kein Blut in den Adern, sondern lauwarmes Wasser. Wer liebt, fragt der erst nach Geburtsschein und Elternhaus? Ah, was habt ihr für Wissen vom Leben, von der Hitze der Leidenschaft, auch Sie nicht, Anina."

Anina Dulcea, die gegenüber saß, blickte ihn heiß an. „Auch ich nicht, Valla," sagte sie, drehte sich zum Cäsaren und lehnte ihr gefärbtes Haupthaar an seine breite Schulter.

Auf einmal schoß Valla in die Höhe. Er riß den Mund auf, ballte die Faust und zwang sich ein Gelächter ab. Denn auf dem seidenen Polster neben Graf Minotto saß eine Frau in langem weißseidenen Kleide, die ihn mit ihren kalten blauen Augen unendlich spöttisch ansah.

Minotto verbiß ein Lächeln. Frau von Larr ließ ihre Blicke von einem zum andern gehen, erstaunt, fragend — dann begriff sie plötzlich und brach in schallendes Lachen aus. Mehrere sahen hin. Das braune Weib mit den lustigen Augen, das zur Linken Vallas saß, meinte spöttisch: „Warum schießen Sie jetzt nicht? Das Wild steht vor dem Lauf Ihrer Büchse."

Valla legte den Kopf zur Seite und zog die Lippen hinab. „Viktoria," sagte er leise, „merkwürdig, daß ich Sie vorher nicht erkannt habe."

Graf Minotto fixierte Valla unsäglich überlegen: „Wärest du nicht gleich fortgestürzt, lieber Vetter, hätte ich dir sagen können, daß es Viktoria war."

Valla biß die Zähne zusammen. Dann machte er eine abschätzige Bewegung mit der Hand, deren Sinn nicht ganz klar war, und griff, immer noch stehend, zum Wein. Er stürzte ein Glas hinab, starrte in den leeren Kelch, preßte die Faust aufs Tischtuch und sprach: „Minotto lud uns ein, den Sieg von Ferapont zu feiern. Seine Parole, unser aller Parole war: leben wir heute, denn niemand weiß, ob wir nicht morgen tot sind. Minotto sagte, es soll ein Bacchanal werden, wie nur die Antike es gesehen. Freiheit, Mensch sein, angefüllt sein mit Leben, höchstes leidenschaftliches Ausleben auf wenige Stunden. Was gestern nicht war, was morgen nicht sein kann, soll heute wahr werden: Wildeste Befriedigung aller Wünsche, der bestialischen wie der edelsten. Nacktheit, völlige Nacktheit — begreift ihr? Begreift ihr, warum das schönste Weib von Falern nackt wie Venus durch diesen Saal ging? Begreift ihr das Symbol? Begreift ihr, warum ich, hingerissen von zu viel Gottähnlichkeit ihr folgte —"

„Wir begreifen," unterbrach ihn eine Stimme. Eine andre zischte: „Vermutlich, um mit ihr zu beten."

Valla hatte die letzte Bemerkung nicht gehört. Er runzelte die Stirn. Zorn zuckte über seine blassen Schläfen: „Wer unter uns," schrie er, „ist Mensch genug, um wahr sein zu können? Wer von euch log nicht, als er sie vorbeigehen sah und ruhig blieb? Wie weit seid ihr von dem entfernt, was diese Stunde erst heilig macht! Sie, Prinz von Bosq, lächeln. Warum springen Sie nicht auf und brüllen: Leben! Ist das Leben, daß Sie auf einem Polster sitzen und Falerner trinken? Daß Sie jener roten Hexe auf die Brüste starren und doch nicht zuspringen und ihr die Kleider vom Leibe zerren?"

Valla jagte die Worte, peitschte sie, schleuderte sie über die immer bewegter und unruhiger werdende Tafel. Stimmen wollten aufspringen, er schrie sie nieder. Er sah gerötete Gesichter ihn anstarren, flammende Blicke und kokette erwachende Gebärden. Er sah Verlangen sich unter Miedern regen und Scham in die Wangen steigen. Dort und da und hier schien ihm, als zögen sich Zornesfalten auf Stirnen zusammen, als wüchse Erregung unter der Decke mühsam gehaltener Sitte. Und dann rannte sein Blick über die wogende Buntheit der Gesichter und tauchte tief in das Antlitz jener Frau, die ihn kalt, ruhig und unentwegt anstarrte.

Valla fühlte seine Knie zittern. Er stützte sich auf und stammelte: „Minotto, ist dies ein Bacchanal oder eine Versammlung von Klosternovizen? Bacchusfest, Minotto, oder Gebetsstunde? Rast in dir nicht Dionysos, ist dein Blut kalt wie die Stirn einer Leiche? Erfülle dein Versprechen, laß die Fanfare der Lust durch den Palast schreien und, und —" er keuchte vor Erregung, biß die Kinnbacken aufeinander und stieß heraus: „Und gib mir Viktoria!"

Valla hatte das irisierende Weinglas so heftig gepackt, daß es zerbrach. Ein leiser, kurzer Knall in der Stille einer erregt lauschenden Tafel. Alles starrte Minotto an. Minotto wiegte

den Kopf zur Seite, preßte die schmalen Lippen zusammen und sagte mit seltsamem Blick auf die neben ihm sitzende Frau: „Nimm sie."

Valla japste nach Luft. Er hob den Kopf so langsam, als wäre ihm der Halswirbel gebrochen, richtete die brennenden Augen auf Viktoria, schwieg.

Die Lichter flackerten heftiger, so bewegt war die Luft vom Atem bebender Menschen. Die Räucherkerzen verdampften in dünner, seitwärts geneigter Säule und kräuselten sich zu kleinen duftigen Wölkchen, welche zur Balustrade des Festsaals aufstiegen. Schweigen tropfte wie heißes Wachs auf die klingenden Glasrosetten der Leuchter.

Minotto sah lächelnd auf Viktoria, die immer noch sehr ruhig, vielleicht die einzig Ruhige im Saal, ihren Blick über die Gäste gleiten ließ. Ihre Augen waren stählern, sie sahen irgendwohin, weit, in eine Gegend, da weder Valla noch Minotto sich befanden. Dann warf sie leicht hin: „Dem Stärksten."

Es war das erste Wort, das sie heute sprach. Man horchte auf, aber niemand begriff den Sinn. Erst viel später, als sich Falern im Fieber schüttelte, erinnerten sich manche dieses Wortes. Minotto hob den Kopf. Sie nickte.

„Dem Stärksten will ich gehören."

Blaß werdend richtete sich Graf Minotto auf. Augenscheinlich kam ihm diese Antwort völlig unerwartet, denn er stieß kurz und erregt heraus: „Viktoria!"

Viktoria hob die dünnen Brauen. Zwischen ihren Lippen schimmerten Zähne auf, weiß, scharf, und verschwanden. Sie fragte, an Minotto vorbeisehend: „Ist das nicht Leben? Ist Leben nur Nehmen? Ist Leben Geschenktwerden oder Erobern? Was dachtet ihr? Dachten Sie, Herr von Valla, daß nur die Männer das Recht der Grenzenlosigkeit im Wunsche haben und nicht wir auch? Glaubte jeder, der mich nackt sah, daß ich ihm gehöre? Ich werde nur einem in Falern gehören, dem Stärksten."

Der Cäsare wischte sich den Speichel von den dicken Lippen und flüsterte: „Ein Teufel! Jetzt hat sie es mit einem Schlag so weit gebracht, daß Blut fließt, denn wenn Valla —"

Er brach entsetzt ab. Valla hatte mit jäher Wildheit seinen Degen aus der Scheide gerissen und schrie Minotto zu: „Kampf!"

Minotto hielt noch den Kopf gesenkt. Als er den Wutblick, die wahnwitzige Erregung Vallas bemerkte, nickte er kühl und ging zur Wand, wo bei schimmernden Rüstungen Reihen von Degen und Floretten hingen. Valla verfolgte ihn mit den Augen wie ein Tiger im Sprunge. Er lauerte jetzt schon auf jede Bewegung seines Gegners, ungeduldig und kaum zu bändigen in der Gier nach diesem Sieg. Unter den Gästen aber regte sich Widerspruch. Mehrere sprangen auf und liefen auf Minotto zu, Frauen wandten sich mit bleichen Gesichtern an Viktoria, um auf sie einzureden. Aber mit heftiger Gebärde stieß Valla jeden von sich, stürzte zu Viktoria hin und rief: „Ich ersteche ihn, aber, aber — du wirst mich dafür lieben!"

Er küßte ihr stammelnd den nackten Fuß. Grenzenloses Verlangen brodelte in ihm. Verstummte, erhob sich, lachte verzerrten Mundes und durchbohrte mit seinem Blick Minotto, der langsam auf ihn zuging.

Die Tafel hatte sich erhoben. Die Friedensstifter traten ratlos zurück. Einige Frauen schluchzten. Da kam der rotbäckige Landedelmann mit dem jungen Mädchen wieder in den Saal und glotzte erschreckt auf die ihm völlig unverständliche Szene. Minotto und Valla standen sich gegenüber. Viktoria so, daß Valla sie sehen konnte, während der Graf den Kopf hätte zur Seite wenden müssen, um sie zu erblicken. Er war sehr ruhig, beinahe uninteressiert, und faßte den erregten Gegner kalt ins Auge.

„Wer ist Kampfrichter?" fragte eine Stimme.

„Natürlich, es muß ein Kampfrichter ernannt werden!" rief

Graf Cañ und trat vor. Ungeduldig drehte sich Valla zu den Rufern um. Aber Viktoria sagte eisig: „Totenkampf."

Schrecken setzte sich in alle Gesichter. Denn unter „Totenkampf" verstand man in Falern einen regellosen Zweikampf bis zum Tode eines der beiden Gegner. Er war vom Rat der Sechzig schon vor der Belagerung streng verboten worden. Jetzt hatte man das Verbot sogar soweit verschärft, daß auch die Mitwisser eines solchen „Totenkampfes" mit den strengsten Strafen getroffen wurden. Gleichwohl regte sich niemand. Man war zwischen Rausch und Erstarrung in einen Zustand des Fiebers geraten, der nur durch ein Unerhörtes, ja, durch irgend etwas Gräßliches gelöscht werden konnte.

Viktoria sagte ruhig: „Fehlt nur das Signal zum Beginn. Prinz von Bosq, Sie schlagen ans Glas. Wenn Prinz von Bosq an das Glas schlägt, hat der Kampf zu beginnen."

Der Prinz griff mit seiner schmalen Hand nach einem Kelch von köstlichem Schliff. Sah ihn an. Dann tastete er nach etwas, womit er schlagen könne. Man reichte ihm einen silbernen Löffel. Er nahm ihn. Legte ihn hin. Er zitterte, blickte auf Viktoria, ergriff den Löffel und hielt ihn, als schöpfe er die berauschte Luft in ein unsichtbares Gefäß.

Viktoria neigte den Kopf. Das Glas klirrte, ein heller singender Ton, der schnell aufsprang und verzitterte.

Der Degen Vallas sauste pfeifend durch die Luft. Minotto sprang zur Seite und stieß vor. Valla parierte und rannte gegen den Grafen an, der nach rechts sprang und von unten gegen Valla ausfiel. Valla hatte zur gleichen Zeit den Degen mit voller Wucht auf Minottos Brust gerichtet. Da aber Minotto sich bückte, ging der Stoß über die Schulter hinweg direkt in das Ohr des Grafen, das in zwei Stücke zerrissen wurde. Aufflammend vor Schmerz trat dieser zurück, hob den Degen und ließ ihn mit voller Wucht auf Vallas Schädel sausen.

„Dummheit!" rief Graf Cañ laut. Er war nahe an die Kämpfer herangetreten und schaute mit dem Interesse des

Fachmannes zu. Seine Augen funkelten, und man sah ihm an, wie erregt er war. Er hatte übrigens recht. Es war eine Dummheit, denn Valla fing den Stoß auf und schlug einen so raschen Konterhieb gegen Minotto, daß ein Blutstrahl aus dessen linkem Arm spritzte und eine schwarze Lache auf dem roten Teppich bildete.

Als Valla Blut sah, lachte er grell auf und raste gegen Minotto an, der in schrecklicher Gefaßtheit und vor Schmerz halb irrsinnig in Vallas Gesicht stieß. Valla wies ab und wollte — da fiel sein Blick auf Viktoria und eine Sekunde lang sank sein Arm.

Viktoria hatte die Spangen des Kleides über der Schulter gelöst, den Gürtel geöffnet und die blasse Seide zur Erde rauschen lassen. Sie stand wieder da, wie sie durch den Saal gegangen war, nackt und versengend in ihrer Schönheit, mit zarten Knöcheln aus dem Schaum des am Boden liegenden Gewandes tretend.

Valla stieß einen kurzen Schrei aus und hob den Arm. Einen Augenblick besann er sich, es war, als wüßte er nicht, ob er den Stahl dem Gegner vor ihm ins Herz oder dem Weibe drüben in den schimmernden Leib rennen sollte. Da zischte schon Minottos Eisen gegen ihn an, traf den weißen Hals Vallas, durchstieß ihn knirschend bis zur Wirbelsäule und drang im Nacken, gerade in Schulterhöhe wieder aus dem Körper. Gurgelndes Stöhnen, Valla griff in die Luft, ließ seinen Degen fallen und brach schwer zusammen. Ein Strom von schwarzem Blut quoll aus der Wunde. Seine Augen verschwammen, drehten sich und zeigten eine glasige Farbe. Er war tot.

Alles dies war im Verlauf weniger Sekunden geschehen. Minotto stand vor ihm, starrte dem Toten ins Gesicht und warf den Degen hin. Er faßte sich ans Ohr, das stark blutete. Dann drehte er langsam den Kopf zu Viktoria und sagte heiser: „Dem Stärksten —"

Er schien nicht zu bemerken, daß sie nackt war, denn sein Gesicht zeigte weder Staunen noch Begehren, nur eine große Erschlaffung. Bleiernes Schweigen lag im Saal. Man stierte gebannt auf Viktoria, die auf den Toten zuschritt, niederkniete und ihm den Degen aus der Wunde zog. Dann nahm sie ihr Kleid und deckte es über die Leiche. Es tauchte mit seinen Rändern in das dunkle Blut, als söge es das rote tobende Leben dieses Bewegungslosen in sich auf. Minotto näherte sich Viktoria. Sie drehte den blonden Kopf halb zu ihm hin und sagte leise: „Denke nicht, daß du ihn getötet hast. Ich war es."

Danach ging sie ruhig und vollständig gefaßt dem Saalausgang zu, durch den sie vorhin eingetreten war. Sie näherte sich der Treppe, und alle Blicke folgten ihr. Sie betrat die unterste Stufe und hob den Fuß zur zweiten. Jetzt stand sie auf der zweiten Stufe und hatte nur noch drei Stufen bis zu dem Podest, der durch den mächtigen roten Vorhang begrenzt wurde. Da hielt sie plötzlich inne und starrte geradeaus. Was sie sah, was alle sahen, war etwas derartig Unerwartetes, daß selbst der Tod Vallas sofort in Vergessenheit geriet und in immer stärkeren Wellen eine grauenhafte Ernüchterung durch den Saal flog.

Der Vorhang hatte sich nämlich verschoben, und ein Mensch war eingetreten. Ein Mensch, den niemand kannte. Nein, niemand kannte ihn, und augenscheinlich war auch der Ankömmling völlig fremd hier und beinahe fassungslos über das berauschte Bild vor seinen Augen. Es war ein gewöhnlicher Mensch in schlechter Kleidung mit ausgefranstem Backenbart, wie ihn die niedere Bevölkerungsklasse in Falern trug. Er glotzte. Seine schwarzen Augen tasteten die Gestalt der nackten Frau vor sich ab, erschüttert und beschämt. Er stammelte und hob wie abwehrend den mageren Arm.

Viktoria sah ihn an, als wäre er ein widerliches Insekt. Ihre Augenlichter zogen sich zusammen, dann begriff sie unmittelbar, daß ein fremder, nüchterner Mann vor ihr stand

und sprang zur Seite, durch einen Seitenvorhang aus dem Saal verschwindend.

Der Eindringling sah ihr nach. Plötzlich raffte er sich auf und zuckte zusammen; denn vor ihm stand Graf Minotto, blaurot vor Wut, würgend: „Was willst du hier?"

Der Fremde: „Sie kommen. Rettet euch! Verbergt alles, sie sind gleich da, gleich müssen sie da sein."

Graf Minotto blinzelte geradeaus. Über sein helles Seidenwams rann das dunkle Blut. Er taumelte ein wenig und sagte halb zu den Gästen gedreht: „Also, liebe Freunde, ich habe vorhin geschwiegen, aber nun muß ich reden. Das heißt, es ist nicht eben viel zu sagen. Ja, eigentlich ist es überhaupt nichts von Belang ..." Er faßte sich ans Ohr und hatte die Hand voll Blut. „Teufel, Teufel, verfluchter Teufel," murmelte er. Ihm ward übel und jemand sprang auf, um ihn zu stützen. „Es ist gut, es ist nichts. Der Blutverlust, dieses verfluchte Blut, ah. Gut so, ja, ein nasses Tuch, ja, schon gut so."

Mit einem Male schrie er, zu dem Fremden gewandt: „Wer hat dich hereingelassen? Wo sind meine Diener? Wer hat die Tür geöffnet?"

Der Angeredete versetzte ängstlich: „Die Tür stand auf. Niemand war da, ich weiß nicht ..."

Sonderbarerweise flößte gerade diese Bemerkung, daß keine Diener da wären, den Gästen einen jähen Schrecken ein, während der Graf beinahe erleichtert aufatmete. Mehrere sprangen plötzlich ernüchtert in die Höhe und rannten auf Minotto zu. Stühle fielen um, Gläser klirrten, und mit kurzem Aufstöhnen wurde eine Frau ohnmächtig.

Minotto hob den Arm, die linke Hand immer noch an das schmerzende Ohr gepreßt. „Nicht doch!" rief er, „keine Unruhe!" rief er, „was ist denn los? Nichts von Belang, liebe Freunde, nur ein paar Diener sind fortgelaufen, zum Feinde desertiert, das ist alles."

Doch sein Bestreben, ein verzerrtes Grinsen in die Worte

zu flechten, erwirkte das Gegenteil von Ruhe. Ärgerliche, drohende Rufe wurden laut. Der Cäsare brüllte: „Er blökt Unsinn, beiseite mit dem Laffen, ruft nach den Dienern! — Die Diener! Ja, die Diener! Wo sind die verfluchten Kerle? Ruft, läutet doch, schreit nach ihnen! Los, wo sind sie!"

Man stürzte in die Nebengemächer, sah sich um, schaute in alle Ecken. Nichts. Prinz von Bosq, der sich auf dieser verrückten Suche plötzlich allein in einem schmalen Zimmer befand, blickte um sich und war erstaunt, daß Ruhe um ihn stand. Er bemerkte, wie auf dem Kamin eine geschäftige Uhr tickte und eines der Lichter so stark niedergebrannt war, daß es flackerte und schwelte. Er löschte es aus. Es roch nach Wachs und Ruß. Dann starrte er, plötzlich sehr ermüdet, in das flimmernde Gefunkel der zweiten Kerze. Er dachte einen Augenblick nichts, dann: Wo mag die nackte Viktoria sein? und: wenn ich sie jetzt träfe, wäre es vielleicht sehr schön. Doch auch das dachte er nur flüchtig, sah gleich darauf visionär und erschauernd, wie die Degenspitze Minottos aus Vallas Nacken herauswuchs und ein Blutstrahl über den Teppich sprang, faßte sich an den Kopf und empfand einen starken Brechreiz.

Es war wirklich sehr still, angenehm still im Zimmer. Bosq wunderte sich beinahe, wie still es war.

Und dann kam es: er, der nie eigentlich Furcht empfunden hatte, spürte, wie etwas direkt wider seinen Willen ihm an die Brust griff. Denn der helle Knall einer Schußwaffe drang aus dem Bankettsaal zu ihm herüber. Eine Sekunde Ruhe und danach Geschrei, wildes, böses, rauhes Geschrei, das aus den Mäulern fremder Menschen kam. Kreischen von Frauenstimmen, Lärm, wütende Rufe und Stille.

Prinz von Bosq rührte sich nicht vom Fleck. Er wußte: Jetzt geht im Bankettsaal etwas vor, was Falern noch nie erlebt hat, etwas Gräßliches, Widerwärtiges und für uns alle Entscheidendes. Aber ich stehe hier allein, noch unberührt und

geschützt vor der Gemeinheit, und will hier bleiben bis, bis — ja, bis, nun — kurzum, ich will hier bleiben.

„Hier bleiben, hier bleiben ...“ lispelte er mechanisch vor sich hin und lauschte mit vorgestrecktem Hals, indem er angestrengt einen verbogenen Nagel in der Wand anstarrte. Er hörte die fremde Stimme eines Mannes, dessen Organ an Straßen und Plätze, Schenkstuben und rauchige Luft gewöhnt schien. Es war grell, gemein, dabei herrisch und — ah, was? Wie? Was sagte er?

Prinz von Bosq lauschte grenzenlos erregt. Was sagte er? „Aussauger des Volkes ...“ Wer ist Aussauger des Volkes? „Die Keller voll Fressen und ...“ Was? Hurerei? Er spricht von Hurerei? „Rache des Volkes ...“ — „Hinab, hinab —“ Was heißt hinab?

Plötzlich brach ein tobendes Geschrei los. Bosq unterschied I- und E-Laute, verstand aber nicht, was sie wollten. Er vernahm eine Stimme, die ihn die Stimme Minottos zu sein dünkte, aber sie ging in großer Unruhe und Lärm unter. Ein Krachen wie von zerbrechendem Geschirr war hörbar, bellendes Gelächter und Geschimpfe. Sie werden das Kristall zerschlagen, das schöne Kristall, murmelte der Prinz, der Henker hole sie, wenn sie dieses Kristall — die Hunde!

Er war ins Nebenzimmer geeilt, durch ein teppichbelegtes Vorgemach geschritten und hatte mit schnellem Entschluß die Tür zum Bankettsaal aufgerissen.

Und nun sah er — . Einen Augenblick taumelte er zurück. Ekel stieg ihm auf, Entsetzen und tiefes, grenzenloses Staunen. Denn bisher hatte er sich auch nicht eine Sekunde lang gefragt, was denn eigentlich da nebenan vor sich gehe. Er hatte gehorcht, dieses und jenes vernommen, aber nicht im entferntesten sich überlegt, was denn überhaupt geschehen sein mochte. Und nun wußte er mit einem Schlage und zwar mit größter Klarheit alles. Er begriff sofort alles und hatte bereits in dieser Minute, wie er später erzählte, die intensive Empfin-

dung, daß sich hier im Bankettsaal das Schicksal Falerns entscheide.

Prinz von Bosq sah auf den Stufen des Eingangs, auf Stühlen, Tischen, an der Wand und den Vorhängen der Seitengemächer wohl zwei, sechs, zehn, nein viel mehr, viel mehr Gestalten, über deren Herkunft er nicht einen Augenblick im Zweifel war. Elende, bejammernswerte Gestalten, rüde Brüder, Schenkendrücker, arbeitslose Burschen und Gesindel. Dreck, Haß und Armut stank aus ihren Kleidern, aus ihren wut- und staunenerfüllten Augen, aus ihren geöffneten Mäulern. Einige von ihnen hatten zum offenen Wein gegriffen und gossen ihn den Schlund hinab, andre schlichen um die Speisen, wieder einige hatten — Bosq sah es mit Schrecken — mehreren der Gäste die Arme mit Stricken gebunden und bedrohten sie mit Knüppeln und Terzerolen.

Graf Minotto stand mit verbundenem Schädel, den Degen in der Faust, nahe am großen Kamin. Sein Gesicht war fahl. Übernächtigt war es und von einer geradezu widerwärtigen künstlichen Gefaßtheit. Einige der Damen, tief dekolletiert, noch benebelt von Rausch und Räucherwerk, kauerten mit entsetzten Mienen auf Sesseln und Stühlen und zuckten zusammen, wenn sich jemand von den Eindringlingen ihnen näherte und sie zwischen gemeiner Lust und Haß betrachtete.

In der Mitte des Saals aber stand ein Mann in langem, schäbigem Mantel, ein blondhaariger Mensch mit eingefallenen Wangen: San. Seine knochige, weiße Faust hielt den Griff eines Terzerols umspannt, seine Augen flackerten so fieberhaft wie die Kerzen in den silbernen Leuchtern auf der Tafel.

San schrie Minotto an: „Die Stunde der Abrechnung ist da! Keine Ausflüchte, keine Bestechungen! Hier ist der Schlüssel, Sie kennen ihn, Graf, so gut wie ich ihn kenne. Sie werden uns sagen, ob er in den Keller führt, der die aufgespeicherten Vorräte des Hauses Minotto enthält!"

Minotto funkelte ihn voll grenzenloser Verachtung an und schwieg.

San hob die Schußwaffe, lachte kurz auf und senkte sie wieder.

„Also los!" sagte er heiser, drohend.

Minotto schwieg.

Die Begleiter Sans rotteten sich zusammen und stießen Flüche aus. San drehte sich um, schrie kurz: „Keiner vom Fleck! Türen bewachen!" Er ging vorgebeugt und bebend auf Graf Minotto zu.

Minotto sah ihm in die Augen, starr wie eine Maske. Prinz von Bosq sagte sich: er weiß nichts mehr, augenscheinlich ist er völlig von Sinnen. Der Kerl mit dem Pistol wird ihn niederknallen, er wird umfallen, und dann wird alles aus sein.

San hob zum zweiten Male die Schußwaffe. „Ich krache dir Blei ins verfluchte Gehirn, du Verbrecher am Volk, gib heraus, was du verborgen hast!"

„Herausgeben, herausgeben! Vieh, verdammtes Aas, Hund!" gröhlte der Chor.

Prinz von Bosq sah, wie San langsam weiterging, sah, wie der Knopf seines Mantels sich an einer Masche der köstlichen seidenen Tischdecke verwickelte, wie die Decke angezogen wurde, Gläser und Geschirr ins Rutschen kamen und jeden Augenblick das unersetzliche Porzellan, das aus Urväterhausrat stammte, in Scherben liegen würde.

Er sprang also mit zwei Sätzen auf San zu, ergriff seinen Mantel und versuchte die Tischdecke vom Knopf zu lösen: „Halt!" rief er, „bleiben Sie doch stehen, das fällt ja alles herunter! Da sind schon Kristalle zerschlagen, die niemand ersetzen kann!"

San drehte den Kopf und glotzte Bosq an. Es schien, als ob er etwas sagen wollte, etwas Rohes und Wildes, — aber es kam nicht an seine Lippen und er ließ, selber verwundert, geschehen, daß Prinz von Bosq die Decke des Tisches von

seinem Mantel löste. Auf einmal begriff er, sah die Gesichter seiner Freunde und schlug, da ihn Wut über diese eigene Nachgiebigkeit erfüllte, mit der Faust so stark aufs Geschirr, daß die Scherben nur so herumspritzten. Doch schien es ihn in derselben Sekunde bereits ein wenig zu reuen. Er stieß einen Fluch aus und lief auf Minotto zu. Aber bereits nach zwei Schritten stolperte er so heftig, daß er beinahe zu Boden gefallen wäre: er stolperte über eine verdeckte Gestalt, die auf dem Teppich lag. Der Leichnam Vallas.

„Was ist das?“ fragte San. Er hob die blutgetränkte Seide und sah ins starre, wächserne Gesicht des Toten. „Wer hat den erschlagen?“

Einige von den Ankömmlingen liefen herzu und glotzten auf die Leiche.

„Wer hat den erschlagen?“ fragte San noch einmal. Minotto stand starr wie vordem, nur war jetzt sein Blick auf den Körper zu Füßen Sans geheftet und in seinem Hirn ging etwas vor, das niemand ahnte.

Ein Toter —

Stille. Auf einmal war es sehr still im Zimmer. Man sammelte sich um den Toten, reckte den Kopf über die Schultern und sah zu Boden. Auch einige von den Gästen Minottos, zwei Frauen mit blassen Gesichtern, Anina Dulcea, Frau von Larr und Salò, die sich ungefesselt im Saal aufhielten, waren herzugetreten. Diesen Moment wurde der Tote schweigender Mittelpunkt der Versammlung. Alle sahen ihn an, als erwarteten sie von ihm Aufklärung und Antwort.

Kein Zweifel, es war auch über San ein Gefühl der Erschütterung geflogen. Er ahnte irgend etwas Ungeheures, ihm Unbekanntes, ahnte, einen Augenblick vielleicht nur, daß sich vor seinem Eintritt im Saale ein Schicksal vollzogen hatte, an das er nicht heran konnte.

Und mit der Stimme eines gewöhnlichen Straßenneugierigen fragte er Minotto: „Wer hat denn den erstochen?“

Er hob den Kopf und erschrak sichtlich. Denn gerade durch den Vorhang vor ihm, der den Bankettsaal von einem zweiten, kleineren Saal trennte, war eine fremde, sehr schöne Frau getreten, die ihn ruhig, furchtlos und gleichgültig anschaute. Sie sagte: „Immer noch Valla? — Wer ihn getötet hat? Ich."

San pochte es hart in den Schläfen. Ein taktmäßiges Klopfen. Leere im Hirn. Er dachte: Wie denn? Traum? Was ist los? Und was will das Weib, dieses Weib, dieses sehr schöne Weib, sehr schöne, sehr — schöne — —

Alle Blicke sammelten sich auf Viktoria. Sie trug ein loses, weißes Gewand. Sehr einfach, aber eine rosarote Perlenkette um den prachtvollen Hals. Alle sahen sie an. Ihr Auge kreuzte sich mit dem Sans. San schwieg. Sie maß ihn von oben bis unten.

„Was wollen Sie hier?" fragte sie kühl.

Er betrachtete sie staunend. Die Schläfe klopfte.

„Wer sind Sie?" fragte Viktoria.

San runzelte die Stirn. Er stützte die Fäuste in die Seiten und sah trotzig auf Minotto: „Fragen Sie den, wer ich bin," erwiderte er. „Graf Minotto kennt mich."

Viktoria blickte zu Minotto hin: „San?" sagte sie leise. Minotto schwieg und starrte zu Boden. Da trat Viktoria auf San zu, blickte ihm in die Augen, lächelte und sagte: „Man wird dir die Keller öffnen. Wenn ihr weiter nichts wollt."

Sie rief nach rückwärts. Ein Diener, den bisher niemand gesehen hatte, kam heran.

„Geben Sie ihm den Schlüssel. Er wird euch führen."

San hob den großen Schlüssel, den er immer noch in der Faust hielt, zögernd in die Höhe. Sein Blick tauchte in den Viktorias.

„Der Graf selber wird uns führen," sagte er rauh.

Viktoria schüttelte ärgerlich den Kopf.

„Graf Minotto ist krank. Geh selbst hinunter!"

San winkte einem von seinen Begleitern, einem runzligen,

semitisch aussehenden Mann mit Hornbrille und langem, schwarzem Bart: „Geh hinunter," sagte er, „ich bleibe oben." Und zu mehreren, die nachfolgen wollten, mit befehlshaberischer Geste: „Bleibt oben!"

Viktoria war auf Graf Minotto zugeschritten und betrachtete ihn. Minotto hob den Kopf. Sein Auge war starr, tiefe Runzeln liefen um die welke Haut. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und verschob den Verband. Dann schritt er langsam zur Tür. San trat dazwischen: „Halt!" schrie er.

Viktoria sah über ihn hinweg.

„Keinen Schritt weiter!" rief San. „Erst das Ergebnis der Untersuchung."

Viktoria maß ihn mit eisigem Blick: „Wer gab dir das Recht, hier einzudringen?"

San lächelte verächtlich: „Gibt es nur Rechte, die man von andern empfängt, schöne Herrin? Gibt es nicht auch Rechte, die man sich selber schafft? Ich nahm mir das Recht, mein Recht ist es, mein ureigenes. Mein Recht, weil ich recht habe und der Graf unrecht."

Auf einmal gab es Unruhe an der großen Saaltür. Man hörte dumpfen Lärm im Garderobenzimmer und das Dröhnen von Schritten, welche die eiserne Wendeltreppe in die Höhe liefen.

Ein paar Kerls stürzten in den Saal, rannten auf San zu und riefen: „Wachtler!"

San hob den Kopf. Mit drei Sprüngen war er an der Tür. Er riß den Vorhang zur Seite und schrie: „Hierher! Hierher!" Die Damen erhoben sich jäh von ihren Plätzen, einige der Gefesselten zerrten wütend an ihren Stricken und schrien den andern zu, die frei waren, man möge ihnen die Bande durchschneiden. Doch ehe jene, es waren Salò, Bosq und ein junger Mann mit kahlem Schädel, diesen Wünschen folgten, hatten ein paar Vagabunden sich zwischen sie gedrängt und richteten drohend Messer und Terzerolen auf sie.

Aus dem Garderobenraum trommelte heftiger Wortwechsel. Geschimpfe ward hörbar und die laute, eindringliche Stimme Sans. Gleich darauf erschien er auf der Rampe, ein paar seiner Begleiter um ihn und dahinter die grauen Kappen von etwa einem Dutzend Mautsoldaten.

San war mit einem Satz im Saal und schrie lachend: „Seht her, meine Freunde! So sehen die aus, welche euch festnehmen wollen, weil ihr einen Betrüger, einen Verräter am Volke entlarvtet." Und mit flammender Gebärde zu den Kriegern, welche Miene machten, die gefesselten Herren zu befreien: „Wißt ihr, wem ihr die Fesseln durchschneiden wollt? Wißt ihr, wen ihr schützt? Die Leute, welche heute nacht beschlossen haben, Falern zu erdrosseln. Ah — ihr Toren, gutmütige Schergen Marsos', des Mannes, dessen Keller voll Speckseiten und Würsten hängen, befreit nur eure eigenen Henker, küßt den Galgen, an dem ihr baumeln sollt, grabt dem armen, hungernden Volke von Falern selbst das Grab... Halt!" schrie er gellend, „rührt den Kerl mit dem Bärenschädel nicht an! Er heißt Sirmol und unterhält ein Hurenhaus in Falern mit dem Gelde, das eure Töchter verdienen."

Die Mautsoldaten wurden unruhig, widersprachen und fielen sich zum Teil gegenseitig in den Arm. Es packte sie etwas in den Worten Sans, und der Anblick der prunkvollen Tafel mit ihren vergossenen Weinen und zerschlagenen Gläsern verstimmte sie. Indessen war bald die erste Verwirrung beiseite geschoben, und sie erinnerten sich, daß ein paar vornehme Herren sie in der Wachtstube alarmiert hatten mit dem Ersuchen, sofort gegen die Plünderungen durch niedriges Gesindel einzugreifen. Sie gehörten zu der von Marsos eingesetzten Wachmannschaft und hatten für Ordnung in Falern zu sorgen. Also unterbrach ihr Führer, der breite Zugmeister Froo, die leidenschaftlichen Reden Sans und rief: „Ach was, das ist alles Unsinn jetzt. Wir sind nicht gekommen, um Reden anzuhören, sondern um festzustellen, was hier vor sich geht.

Ich erkläre dich für verhaftet." Er hob die Hand, und drei seiner Leute gingen auf San zu. San warf ein Gelächter in die dunstige Luft.

„Mich verhaften! Du, Zugmeister Froo, willst mich verhaften? Hände weg, Kameraden, sage ich. Wißt ihr, warum ich hier bin, ich und jene da, die mich begleiten, wißt ihr —"

„Das geht uns nichts an," polterte Froo. „Ich habe meine Pflicht zu tun. Warum ihr da seid, könnt ihr dem Richter erzählen. Los!"

Man drang auf ihn ein, San zog seine Waffe und schoß in die Luft. Rauchwolken. Tumult prasselte los. Prinz von Bosq, Salò, der kahle Schädel und ein anderer, der plötzlich unter dem Tisch hervorgekrochen war, stürzten auf die Gefesselten. Dies bemerkten einige Herumstrolcher, welche inzwischen den Saal auf Kostbarkeiten abgetastet und die Weine untersucht hatten, warfen sich jenen entgegen und schlugen auf die Befreier ein. Stühle zerbrachen, Geschirr splitterte auseinander und die Kerzen fielen um, große Löcher in deh Damast der Decke brennend. Dunst von verschwelten Lichtern und Gestank verbrannten Tuches quollen in Schwaden durch den Saal; die entsetzten Frauen flüchteten sich schreiend zur Seite. Nur Graf Minotto lehnte müde und zerquält am Kamin. Er sah der tobenden Verwirrung beinahe gleichmütig zu. Sein Blick suchte jetzt Viktoria. Sie stand an eine Säule gelehnt und hatte beide Augen geschlossen, ganz als ob sie lauschte, und zwar sehr angespannt, denn ihre dünnen dunkelblonden Brauen waren unmerklich gehoben und um den vollen Mund sprang ein nervöses Zucken.

Sans Stimme schmetterte durch den Saal. Er sprach flüssig, stark und ganz als ob er zu einer großen Versammlung rede. „Marsos," vernahm Minotto, „Marsos schickt euch in den Tod, damit er die Kastanien fressen kann, die ihr aus dem Feuer holt." Plötzlich hob sich seine Stimme zu hellem Geschrei: „Joab ist da! Nun, habt ihr den Keller gefunden, hä?"

Durch eine Seitentür war Joab, der semitisch aussehende Begleiter Sans, mit ein paar Leuten und Dienern eingetreten. Er keuchte voller Angst, auf San zulaufend: „Graukappen!" stieß er heraus: „Graukappen kommen vom Opferstein her auf den Palast zu und —"

San unterbrach ihn wütend: „Der Teufel dir in den Rachen, was fandet ihr im Keller!"

Joab zitterte. Er zuckte die Achseln. San schäumte vor Wut. Er hob beide Fäuste. „Wo sind die Lebensmittel? Die Lebensmittel?"

Joab sah sich nach seinen Begleitern um. Er machte eine verlegene Bewegung und holte den Schlüssel heraus, den ihm San vorhin gegeben hatte: „Ich weiß nicht, muß der falsche Schlüssel sein — aber — aber der Keller zu diesem Schlüssel war leer."

Über diese Worte erschrak man derart, daß einen Augenblick alle Gruppen ihre Gesichter nur dem zuwandten, der die ganze Zeit geschwiegen hatte und nun mit drei Schritten auf die Wachmannschaft zusprang, Graf Minotto: „Verhaftet den Kerl sofort!" schrie er der Maut zu. „Auf der Stelle ins Gefängnis!" Er war in unbeschreiblicher Erregung.

San sah totenbleich aus. Er drehte langsam den Kopf zu Minotto, seine Augen durchbohrten ihn, forschten im Hirn dieses Mannes, suchten, wühlten, fanden. Ein wildes Lächeln trat in seine Mundwinkel.

„Gut gemacht, Graf. Aber zu spät ..."

Sans Begleiter wurden unruhig. Durch diese Eröffnung peinlich berührt, versuchten sie teilweise aus dem Saal zu schleichen. San durchschaute ihre Bewegung, sah, daß alles auf der Messerschneide stand und sagte laut, mit starker Betonung, während er sich die Hände fesseln ließ: „Er lügt. Die Lebensmittel liegen dort, wo sich die Diener des Grafen Minotto befinden, in den Grabgewölben der Kirche des Heiligen Franz. Geht hin und holt sie euch."

„Maul halten!" brüllte Zugmeister Froo und stieß ihn in die Seite. „Vorwärts jetzt, nicht gefackelt, fort mit ihm. Und wer nicht gleich den Saal verläßt, fliegt ihm nach!"

In erregtem Tumult lief man zu den Türen.

Graf Minotto fiel in einen Armsessel, der noch an der Tafel stand und starrte vor sich hin. Dann sah er sich um. Der Saal war leer. Zerbrochen, verdreckt, ein Haufen Gemeinheit. Er schüttelte den Kopf und blinzelte apathisch in ein flackerndes Licht.

Plötzlich hörte er einen Schritt hinter sich. Er schrak auf. Es war Viktoria. Sie ging, vorsichtig das lange Kleid schürzend, mit raschen Schritten aus dem Saal.

Minotto sah ihr nach. Eine ganze Weile, ja, ein paar Minuten lang sah er ihr nach. Dann schien ihn eine Erinnerung zu packen. Sein Gesicht verzog sich schmerzlich. Er ging, hielt aber plötzlich an, denn da lag jemand auf dem Boden.

Ach, das war ja Valla. Ja, richtig — wie war ihm doch? Erschlagen. Tot. Einen Augenblick blieb er stehen, bückte sich und hob vorsichtig das Seidentuch vom Kopf der Leiche.

Vallas Gesicht war schrecklich blaß, wehmütig verzerrt. Seine Lippen halbgeöffnet und blau. Geronnenes Blut saß in den Mundwinkeln. Minotto betrachtete den Toten aufmerksam. Nichts rührte sich. Er ließ das Tuch fallen und schüttelte langsam, wie erwachend, den Kopf.

„Hätten ihn auch mitnehmen können," murmelte er und verließ den Saal.

Nachtsitzung

Einmal ins Rollen gebracht, folgten einander die Ereignisse in rasender Geschwindigkeit. Man hat später behauptet, der Sturm auf den Palast Minotto und die ihm folgenden nächtlichen Vorgänge seien ein lange vorbereitetes Werk ge-

wesen. Dies muß nach Kenntnis des Chronisten auf das Bestimmteste verneint werden. Vielmehr besteht kein Zweifel, daß sich alles zufällig, beinahe improvisiert und geradezu überraschend, überraschend für die Beteiligten selbst, entwickelte und daß selbst San, so sehr er von Überlegung und Berechnung geleitet war, diesen Verlauf der Dinge weder erwartet noch irgendwie in Erwägung gezogen hatte. Wenn von andrer Seite freilich behauptet worden ist, San habe sich auf dem Transport in die Wachstube und in der Haftzelle sehr niedergeschlagen und ziemlich ratlos gezeigt, so muß das ebenfalls geleugnet werden. Im Gegenteil. Zugmeister Froo hat verschiedentlich erzählt, wie sehr ihn das überlegene und selbstsichere Wesen des Häftlings geärgert habe. Auch darf nicht die Äußerung vergessen werden, die San dem Grafen Minotto ins Gesicht warf: „Gut gemacht, Graf. Aber zu spät." Wieso zu spät? Inwiefern zu spät? Und was meinte er damit? Vielleicht war San genau orientiert, jedenfalls tat er so und die Ereignisse selbst haben ihm dann auch in gewissem Sinne recht gegeben.

Vor allem aber — und dies scheint mir das Wichtigste zu sein — trat in dieser Nacht etwas ein, das San in ungeheurem und von ihm selber nie erwarteten Maße die Wege ebnete und selbst Marsos, den unerschütterlichen, für Augenblicke in Ratlosigkeit versetzte.

Marsos. An dieser Stelle muß darauf hingewiesen werden, daß ja die Aktion Sans sich nicht so sehr gegen den Grafen Minotto, eine verhältnismäßig unbedeutende Persönlichkeit, sondern gegen seinen Schwiegervater, den mächtigen und nach dem Sieg von Ferapont geradezu allmächtigen Oberfeldherrn Marsos richtete. Natürlich soll damit nicht gesagt werden, daß San es direkt auf Marsos abgesehen hatte. Aber seiner Natur widerstrebte es, Nebenwege zu gehen. Bei dem, was er vorhatte, wußte er Marsos als größten Gegner, mußte ihn als solchen ansehen, und darum stieß er direkt gegen ihn los.

Etwa gegen drei Uhr in der Frühe ward Marsos geweckt. Er blinzelte in das Licht, das sein Leibdiener Ben hielt.

„Was ist los? Schon sechs?"

Der Diener stammelte etwas und hielt ihm ein versiegeltes Schreiben hin. Es war das Stadthäuptersiegel. Marsos brach den Umschlag auf. Drin stand: „Nachtsitzung. Kommen ohne Aufschub erwünscht."

Ben zeigte ein sorgenvolles Gesicht, als er seinen Herrn ankleidete.

„Ist etwas geschehen?" fragte Marsos.

„Man munkelt allerlei," versetzte der Diener. „Beim Grafen Minotto sollen sie eingebrochen sein."

Marsos sah ihn an: „Eingebrochen? Wer?"

„Volk. Gesindel — was weiß ich."

Der Feldherr schwieg. In seinem braunen Gesicht stand eisiges Grübeln.

Wie sie aus dem Hause traten, fegte ihnen Schneegestöber in die Augen. Die Finsternis war schrecklich. Kaum daß das Windlicht drei Schritte weit über den Weg leuchtete. Sie mußten etwa zwölf Minuten zum Stadthäupterpalast gehen. Als sie auf die Terrasse kamen, wo zwei Nächte vorher Marsos den Soldaten angesprochen hatte, sah er durch das Schneewetter ein rötliches Flackern hinter den Kirchenfenstern des Heiligen Franz, dessen stumpfer, schwarzer Turm fast unvermittelt in die Finsternis überging. Marsos blieb stehen. Zur Messe war es noch zu früh, warum war die Kirche erleuchtet? Ben stellte das Windlicht auf die Brüstung. „Da sind sie auch eingebrochen," sagte er leise.

Marsos drehte sich jäh zu ihm hin: „Bist du verrückt geworden?"

Der Diener zuckte die Achseln, dann horchte er.

„Hören Sie? Immer noch Leute da ..."

Marsos fuhr auf: „Was heißt das? Wer dringt nachts in Häuser und Kirchen ein! Woher weißt du den Unsinn —"

unterbrach sich und lauschte. Kein Zweifel, auf dem Platz unten, vielleicht tausend Meter weit von der Terrasse entfernt, wo Marsos stand, bewegten sich Menschen. Man sah Lichter, hörte Rufe und Geschrei, fern und gedämpft zwar, aber durchaus deutlich. Und hinter den hohen Kirchenfenstern war es hell.

Marsos winkte dem Diener: „Komm."

Er ging so rasch, daß dieser ihm kaum vorausleuchten konnte. Der Weg war glatt, dünner Schnee lag auf den gefrorenen Pfützen und Steinen. Die Januarnacht lastete wie ein eiserner Deckel über der vermummten Stadt. Auf der Treppe, die zum Sitzungssaal des Stadthäupterpalastes hinaufführte, traf Marsos Soltan.

Der Führer der freiheitlichen Gruppe befand sich in großer Erregung: „Sie sind unterrichtet?"

Marsos versetzte verärgert: „Nichts weiß ich. Mein Diener erzählt von Einbrüchen und fabelt von Kirchenraub."

„Kirchenraub? Das ist mir unbekannt," sagte Soltan. „Aber eben waren die Obleute der kleinen Werkverbände bei mir, die unten in der Südstadt ihr Quartier haben, absolut zuverlässige Leute, die zu mir starkes Vertrauen haben. Ihren Äußerungen entnahm ich, daß eine sehr große Aufregung in den niederen Schichten darüber herrscht, weil die Lebensmittel noch nicht —"

Marsos schnitt ihm wütend die Rede: „Aber lieber Soltan, nachts um drei Uhr!"

„Was heißt nachts um drei Uhr?"

„Ja, um diese Stunde besucht man doch nicht jemand, um ihm zu sagen, daß die Lebensmittelverteilung vorgenommen werden müsse! Minotto kann doch nicht jetzt die Magazine öffnen."

Soltan zog die Stirn voll Falten und blickte Marsos prüfend an: „Erlauben Sie, Kommandant, die Sache ist weitaus bedenklicher, weitaus. Sie sprachen vom Grafen Minotto,

apropos, wissen Sie, daß man bei Ihrem Schwiegersohn mit Gewalt eingedrungen ist?"

„Weiß ich von Ben. Wer ist denn eingedrungen, und was heißt denn überhaupt eindringen? Ist das nicht Sache der Maut, solches zu verhindern?"

Die beiden hatten den großen Saal betreten. Auf dem dunkelroten Ratstisch brannten mächtige Zinnleuchter. Die Deckenkronen waren nicht entzündet, und der Schein der unruhigen Lichter huschte hin und her über die schwarze Ebenholztäfelung. Es mochten schon dreißig bis vierzig der Ältesten versammelt sein. Sie standen in Gruppen, sprachen gedämpft, erregt aufeinander ein oder saßen auf ihren Plätzen in Papiere vertieft. Ein Diener warf Scheite in das Feuer des riesigen Kamins. Ein paar Ratsherrn lehnten an den warmen Kacheln, die das Wappen von Falern, den springenden Löwen, trugen. Schweigen. Unruhe zitterte über allen wie Flimmern der Hitze über heißen Steinen. Die Gesichter waren ernst und nervös, übernächtig, müde.

Marsos ging auf den Präsidenten des Rats der Ältesten zu. Der schüttelte ihm die Hand und wandte sich dann zu seiner Umgebung: „Sind wir beschlußfähig?"

Man zählte. Siebenunddreißig, achtunddreißig. „Warten wir noch ein wenig. Geladen sind alle, aber manche wohnen sehr weit."

„Die werden uns noch am ehesten Nachrichten bringen."

„Was für Nachrichten?" fragte Marsos. „Hören Sie, meine Herren, Sie riefen mich her, aber ich weiß noch zur Stunde nicht, warum ich jetzt hier stehe."

Der Präsident faßte ihn begütigend an der Hand. „Lieber Kommandant, die meisten von uns wissen nichts. Ich selber bin vor einer dreiviertel Stunde durch meinen jungen Neffen, den Kunstpfleger von Falern, geweckt worden, mit der Nachricht, daß Pöbelmassen in den Palast Minottos eingedrungen seien, um angeblich dort verborgene Lebensmittel-

mengen zu erbeuten. Als man nichts fand, sei man abgezogen, aber —"

Er wurde unterbrochen, denn Doktor Aurelius, der Oberste des Sanitätswesens, trat zu ihm und sagte: „Im Wachthaus liegen Verwundete. Eben eingeliefert. Maut, die am Opferstein von Pöbel überfallen wurde. Wissen Sie was Näheres?"

„Aber darum sind wir ja zusammengekommen," versetzte der Greis nervös, „bitte, sind wir beschlußfähig?"

„Beschlußfähig schon, aber es fehlen noch etwa zwölf bis fünfzehn."

„Dann fangen wir an."

Die Herren nahmen ihre Plätze ein. Der Diener legte Scheite in den Ofen, deren frisches Holz unter kleinen Explosionen krachend zerbarst. Marsos setzte sich in seinen Armstuhl an der Längsseite des Ratstisches. Er sah böse und verstimmt aus.

Der Präsident erhob sich. „Ich eröffne den Rat, da wir mit zweiundvierzig gegen achtzehn Fehlende beschlußfähig sind. Mitbürger, ich habe Sie zu einer Nachtsitzung hergebeten. Sie alle wissen, daß solche Ladungen nicht ergehen, wenn es sich um Bagatellen handelt. Was ich Ihnen also mitteilen werde und was einige von Ihnen bereits wissen, sind vielleicht folgenschwere Vorgänge, die unsren sofortigen Entschluß erheischen. Ich bitte um Ihren Rat, um Ihre Meinungen."

Er unterbrach sich und schaute zur Haupteingangstür des Saales, durch die ein riesiger, rabenschwarzbärtiger Mann eintrat. Ein Diener stand etwas verlegen hinter ihm. Augenscheinlich hatte er Weisung, den Fremden unangemeldet einzulassen, denn der Präsident nickte dem Eintretenden zu und ging mit kurzer Entschuldigung zu den Ratsherren ihm entgegen. Der Ankömmling war Knox, Vorsteher des Sicherheitsdienstes von Falern. Er sprach mit tiefem Baß, der noch im Flüstern die Resonanz einer großen Trommel hatte, auf den Präsidenten ein, dessen Gesicht von gespannter Erregung geradezu verzerrt war.

Unruhe ging durch die Versammlung. Man war ungehalten über die Unterbrechung und bat den Präsidenten um Fortsetzung der Sitzung. Er entschuldigte sich und stellte die Frage, ob der Sicherheitsvorsteher Knox, der soeben mit sehr wichtigen Mitteilungen gekommen sei, der Sitzung einen Augenblick beiwohnen dürfe, um seine, des Präsidenten, Ausführungen zu ergänzen. Man stimmte zu. Knox setzte sich, und der Präsident fuhr fort: „Mitbürger, die Nachrichten, die ich soeben empfing, sind ernst genug, um unsre Beschlüsse keine Minute hinauszuziehen. Ich teile Ihnen also die nackten Tatsachen mit: Vor wenigen Stunden ist eine Volksmenge, doch ich will unsre Falernesen nicht beleidigen, sage also: ein Haufen Pöbel, in den Palast des Grafen Minotto eingedrungen, um ihn zur Herausgabe angeblicher Lebensmittelvorräte zu zwingen.

Der Graf, welcher gerade in kleinem Freundeskreise den Geburtstag seiner verstorbenen Frau feierte, wußte dem teilweise bewaffneten Mob außer der Würde seiner festen Haltung keinen Widerstand entgegenzusetzen und mußte sich die unerhörtesten Beleidigungen und Gewalttaten gefallen lassen. Es ist einwandfrei festgestellt, daß einer seiner Gäste, Herr von Valla, der sich in gerechter Empörung zur Wehr setzte, von dem Führer des Gesindels, einem robusten Menschen namens San, erschlagen wurde. Meine Freunde und Väter, das fordert Sühne. Es bedarf sofortiger Entschlüsse, um den Ausbrüchen einer zügellosen Gosse für alle Fälle mit größter Strenge zu begegnen. Denn, damit nicht genug, sind, wie mir unser lieber Sicherheitsvorsteher soeben mitteilte, die Plünderer, nachdem sie die Keller des Grafen Minotto leer fanden, in die Kirche des Heiligen Franz gedrungen, um — horribile dictu — die Grabgewölbe zu erbrechen!"

Ein scharfer Zwischenruf schoß hoch: „Wo blieb die Sicherheitswehr?"

Knox erhob sich sprungartig, aber der Präsident wehrte ab:

„Lassen Sie mich ausreden, denn in der Beantwortung dieser Frage liegt der Kern unsrer Beratung beschlossen. Es ist selbstverständlich alles getan worden, um diese Unruhen zu verhüten —"

Wieder ein Zwischenruf: „Wie durfte es soweit kommen?"

Der Präsident versetzte etwas nervös: „Bitte, das werden wir gleich in gemeinsamer Beratung feststellen. Soweit ich sehe, ist von seiten des Herrn Vorstehers nichts unterlassen worden, um — um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Darüber wird uns der Vorsteher des Sicherheitsdienstes selber die nötigen Aufklärungen geben. Einen Augenblick noch, lieber Knox, denn die Bedeutung des Falles liegt — Sie, meine Herren, werden das ohne weiteres zugeben — nicht in den räuberischen Manifestationen als solchen beschlossen, sondern eben gerade darin, daß die Plünderer sich nicht entblödet haben, die zum Schutze der Bedrohten aufgebotenen Mautsoldaten tätlich anzugreifen. Es ist damit der Vorgang aus der Sphäre des rein Kriminellen in die des Politischen erhoben worden und benötigt darum sofortige Entschließungen über die Wiederherstellung der Ruhe. Ich stimme also für Anwendung des Gefahrgesetzes, das heißt für die Aufbietung von Truppen zum Schutze der Bewohner. Ferner strengste Bestrafung der Delinquenten vor dem Belagerungstribunal. Ich kann nämlich zu Ihrer Genugtuung Ihnen mitteilen, daß der mutmaßliche Erreger des ganzen Desordres, ein gewisser San, sich, wie ich soeben erfuhr, bereits in Haft befindet. Weiterhin bitte ich um der Eile dieser Angelegenheit willen, nicht die Debatte zu eröffnen, sondern nach Anhörung der Mitteilungen unsres Sicherheitsvorstehers zur Abstimmung zu schreiten."

Der Präsident setzte sich. Er war angegriffen und auf seiner großen Glatze saßen Schweißtropfen. Sein altes, faltiges Gesicht zeigte Blässe und Übermüdung. Während seiner Rede waren noch zwei Älteste gekommen und hatten mit schweigendem Gruß auf ihren Sitzen Platz genommen. Ein Dritter trat

jetzt ins Zimmer, sah sich beinahe erstaunt um und rief, wie er Knoxens ansichtig wurde, laut und beinahe grob: „Wo sind Ihre Leute, Herr Vorsteher? In den Grabgewölben des Heiligen Franz wimmelt es von Plünderern —"

Knox fuhr sich über die schwarze Mähne: „Die gesamte Wehr ist, soweit ich die Südstadt entblößen kann, gegen das Franzviertel zusammengezogen, ich habe —"

Soltan unterbrach ihn und bemerkte zum Eintretenden: „Nehmen Sie Platz, Golliwar, wir sind gerade dabei, die Antwort auf Ihre Frage zu hören." Er sagte, nach dem Präsidenten hingewandt: „Ich bitte um Rede, sobald Herr Knox geendet." Der Präsident nickte.

Knox erhob sich ruckartig. Er sprach abgehackt, aber laut und so, als ob er keinen Widerspruch dulde. Dabei blickte er angespannt in einen der Leuchter, dessen Licht stark träufelte und roch.

„Gegen ein Uhr," begann der Vorsteher der Sicherheitswehr, „suchte mich der Leiter des dritten Wachbezirks auf und machte mir eine Mitteilung. Er sagte: Mautsoldaten sind aufgeboten worden, um den Palast Minotto zu schützen. Wovor schützen? fragte ich. Plünderer, meinte er, Plünderer und Gesindel, vermutlich eine persönliche Rache am Grafen. Ich frage: Was ist erreicht worden? Darauf der Leiter: Wir haben den Rädelsführer gefangen und die übrigen zerstreut. Wie er das sagt, kommt ein Wachtler und meldet: Vor der Wachtstube sind Hunderte von Burschen, die die Auslieferung des Verhafteten fordern. Also ich besteige sofort mein Pferd und hin zum dritten Bezirk. Da sehe ich vielleicht fünfzig bis sechzig Leute, die Miene machen, ins Haus einzudringen. Ich gehe gegen sie los und fordere sie auf, sich zu zerstreuen. Sie bedrohen mich und rufen immer: Wir wollen San haben, gib San heraus! Die Lage wurde gefährlich, ich schicke zum ersten und zweiten Bezirk, um Hilfe zu holen, suche inzwischen die Leute zu beruhigen, sage: Geht nach Hause! und frage sie,

was sie wollen. Die brüllen immer ‚San, San!' Ich rede ihnen zu und drohe mit Soldaten, da fangen sie an zu lärmen und zu schimpfen, sagen, sie wären selbst Soldaten, wären Abgelöste und verlangten ihr Recht. Inzwischen kommt jemand angelaufen und schreit: ‚Gefunden, gefunden! Die Keller sind voll!' Ich weiß nicht, was er meint, aber die Horde erhebt ein Geschrei, brüllt: ‚Nieder mit den Fressern und Verrätern an Falern!' und zieht los. Ich denke: wohin wollen sie? und schicke sofort einen Läufer zu den übrigen drei Bezirken um Leute, denn die Herbefohlenen waren noch nicht da. Indem kommt auch schon Zugmeister Froo, der den San verhaftet hatte und meldet, daß der Heilige Franz belagert ist von Kerls und Gesindel. Jetzt denke ich: sind sie verrückt geworden? Was wollen sie vom Heiligen Franz? springe aufs Pferd und will gerade hin, da kommt Sukkurs, zwanzig Wachtler von den Nachbarbezirken. Hin zur Kirche! Da sind schon die Türen zu den Grabgewölben eingebrochen, und das Volk drin. Ich dazwischen mit meinen Leuten und Halt geschrien! Die Kerls schleppen Kisten und Kasten heraus und haben sich auf ein paar Männer geworfen, die, wie man mir sagte, Diener des Grafen Minotto waren. Ich kommandiere halt! Wie sie nicht drauf hören, lasse ich die Musketen in die Luft abfeuern. Nützt nichts. Wie ich nun sehe, daß die Kerls Ernst machen, denke ich, daß meine paar Leute zu wenig sind und schicke sofort einen Läufer zu Bezirkskommandant Lys, der doch die Mittelstadt kommandiert, und bitte um Soldaten. Lys sagt: Nur auf Weisung des Rayonkommandanten, Feldhauptmanns Zuckerschmidt, oder des Oberfeldherrn. Also ich sofort zu Zuckerschmidt geschickt. Mittlerweile wurde der Pöbel tätlich, weil ich die Schließung der Kirche befahl, wo das Volk eindrang. Ein paar Wachtler kriegten eins über den Schädel. Es waren eben zu wenig, und ich mußte doch die Wachtstube schützen, denn schon riefen sie wieder: ‚San! Auf zu San!' und nun ging's los. Ich gleich mit zehn Mann hin nach der Wachtstube,

wo inzwischen von den nahen Bezirken zwanzig eingetroffen waren, und die Pforte verrammelt. Wie das fertig ist, sage ich zu Froo, er soll die Geschichte halten und koste es sein Leben. In einer Stunde ist Sukkurs da." Er machte eine Pause.

Jemand fragte: „Und Graf Minotto?"

Knox blickte auf.

Andre Stimmen: „Haben Sie sich nicht sofort mit dem Grafen in Verbindung gesetzt!"

Eilfertig antwortete der Sicherheitsvorsteher: „Zehn Wachtler waren von mir gleich um den Palast gestellt worden zum Schutze. Aber es war nichts mehr los dort. Selber konnte ich nicht. Hatte ich Zeit? Zugmeister Froo sagte mir, was vorgefallen war, man hatte den armen Herrn von Valla erschlagen."

„Wer hatte ihn erschlagen?"

„Wahrscheinlich dieser San, der verfluchte Hund ...!"

Soltan sagte spöttisch: „Wahrscheinlich."

Golliwar: „Weiter doch. Ist das alles?"

Der Sicherheitsvorsteher fuhr sich über die schwarzen Haare. „Ja, das ist alles."

Der Präsident erbat die provisorische Genehmigung eines schriftlich vorliegenden Antrags: man möge hundert Mann Ratsgarde von der Rocca zum Schutz des Heiligen Franz und der bedrohten Magazine abordnen. Der Antrag war von Marsos unterzeichnet. Er wurde durch Handaufheben von der Mehrheit angenommen. Sicherheitsvorsteher Knox ward entlassen. Aber noch an der Tür vernahm er die liebenswürdige Stimme Soltans, der sich erhoben hatte: „Wir danken dem Herrn Sicherheitsvorsteher für seine Darlegungen. Er hat, glaube ich, getan, was er konnte. Daß er die Angelegenheit nicht sofort in ihren politischen Motiven durchschaute und umgehend dem Rate Mitteilung machte, ist weniger seine Schuld, als die unsrer Bestimmungen, die ein solches hinziehendes Instanzenverfahren zuungunsten unsrer Stadt begünstigen.

Ich hoffe, auch das wird nunmehr anders werden. Zweitens: Die wichtigste Persönlichkeit in dieser Angelegenheit ist, meiner Meinung nach, wenn wir einmal von jenem San absehen wollen, doch Graf Minotto. Ich frage: Wo ist Graf Minotto und warum ist er nicht gleich gerufen worden?"

„Jawohl," fielen mehrere der Ältesten, namentlich aus der Oppositionsgruppe ein, „wo ist Graf Minotto? Er muß sofort geholt werden!"

Der Präsident nahm den Vorschlag an und schickte einen Läufer zum Palast Minottos: Der Graf möge umgehend erscheinen.

Soltan fuhr fort: „Freunde und Väter, Mitbürger! Über die Bedeutung dessen, was geschehen ist, brauche ich Sie nicht aufzuklären. An Ihren ernsten Gesichtern sehe ich, daß Sie die Wichtigkeit der Geschehnisse sofort erfaßt haben. Ein jäher Volkswille hat sich in roher, aber unmißverständlicher Weise in diesen Ereignissen ausgedrückt. Wir haben Fehler gemacht, sonst wäre dieses alles, eine Nacht nach dem Siege von Ferapont, nicht möglich gewesen. Es fragt sich jetzt, ob wir noch größere Fehler machen und die unbedachten Ausschreitungen mit roher Gewalt niederschlagen, oder ob wir versuchen wollen, bei aller nötigen Strenge, durch leichte Konzessionen die Führer der Bewegung zu gewinnen!"

„Lächerlich!" rief Mors, einer der Ältesten von der Altfalernesenpartei, „lächerlich, hier von Führern zu sprechen. Lumpengesindel!"

Soltan wandte ihm verbindlich sein gepflegtes Gesicht zu. Er machte eine entschuldigende Handbewegung: „Lumpengesindel muß auch geführt werden, wenn es solche Aktionen unternimmt. Überdies, meine Freunde, verkennen Sie doch nicht, worum es sich hier handelt. Ich glaube," versetzte er zu Mors hin, „Sie sind immer noch der Meinung, es gälte ein paar Plünderer zu bestrafen, die silberne Löffel stehlen wollten! Es handelt sich vielmehr um Hungrige (er hob seine Stimme),

um Hungrige, die irregeleitet von dem wahrscheinlich falschen Wahn, daß Graf Minotto Lebensmittel verborgen halte, diese Lebensmittel zum Nutzen der Stadt aufdecken wollten!"

„Jawohl, zum Nutzen der Stadt!" rief jemand höhnisch. „Vielleicht plünderten sie auch die Kirche des Heiligen Franz zum Nutzen der Stadt?"

Soltan darauf: „Jawohl, auch das." (Unruhe.) „Meine Freunde, wenn Sie mich nicht ausreden lassen —"

Der Präsident erhob sich müde: „Soltan spricht." Es trat Ruhe ein.

Soltan fuhr fort: „Man hat mich hier völlig mißverstanden. Ich bin der Letzte, solche irregulären Vorgänge, wie sie Falern heute nacht erlebt hat, zu verteidigen. Ich verdamme sie nicht weniger, als sie jeder gute Falernese verdammen muß. Aber ich halte es für ein Verbrechen, Erscheinungen wie diese, deren Umfang wir noch nicht absehen können, nur auf Grund ihrer äußeren Wirkungen abzuurteilen. Wenn je, so sind wir hier verpflichtet, die Motive zu suchen, nach denen gehandelt wurde. Die Motive beim Einbruch in den Palast Minotto, der — ich wiederhole es — rechtlich höchst verdammenswert ist, sind in der Überzeugung zu suchen, daß der Graf in seinen Kellern Lebensmittel verborgen habe. Es erwies sich als Trug. Das Volk zog aber nicht ab, sondern zum Heiligen Franz und drang in die Grabgewölbe ein. Meine Väter und Freunde, ich frage Sie: Warum in die Grabgewölbe? Vielleicht um Tote zu stehlen? Nun denn, ich will es Ihnen sagen, warum: aus keinen andern Motiven als aus denen, die sie veranlaßten, den Grafen Minotto aufzusuchen."

Soltan verstärkte seine Stimme, als spräche er zu einer großen Volksmenge: „Graf Minotto wird nämlich, wenn er jetzt kommt, und er muß jeden Augenblick hier sein, uns bestätigen, daß die Grabgewölbe dieser Kirche seit vier bis fünf Jahren leer stehen und, wie ich stark vermute, als Vorratskammern für aufgespeicherte Lebensmittel verwendet werden."

Eine Bewegung ging durch die Stadthäupter. „Woher wissen Sie das?" fragte der Präsident.

Statt aller Antwort drehte sich Soltan zu Marsos hin: „Wissen Sie es nicht, Kommandant?"

Marsos verneinte. Soltan blickte auf ein Blatt Pergament, das, kreuz und quer bekritzelt, vor ihm lag. „Es ist schlimm, daß Sie das alles nicht wissen, Kommandant, denn vielleicht hätten Sie einiges verhüten können."

Das waren dunkle Worte, und Marsos hob erstaunt den Kopf.

„Verstehe nicht," versetzte er.

„Ich meine," Soltan zerknitterte nervös eine Ecke des Pergaments, „ich meine, daß es in Ihrem und damit im Interesse von Falern läge, wenn Sie Ihren Schwiegersohn ein wenig kontrollierten."

Marsos fuhr auf: „Ich habe Graf Minotto nicht zu kontrollieren, sondern die Truppen zu befehligen."

„Sehr wahr, aber wenn es gegen Minotto geht, geht es bereits indirekt gegen Sie. Minotto können wir entbehren, Sie nicht."

„Zur Sache!" rief der Präsident. Ein andrer erhob sich: „Soltan hat noch keinerlei Stellung zu dem Vorschlag des Präsidenten genommen. Ich ersuche ihn darum. Wir müssen zum Schluß kommen."

Darauf Soltan: „Ich bin am Ende, das heißt, ich stimme gegen den Vorschlag des Präsidenten und schlage meinerseits vor, bei strengstem Verbot aller Plünderungen und Unruhen, eine Untersuchung der Schuldigen zu veranlassen. Ferner aber, den Führer der Aktion, der mir in gewissen Fragen orientierter zu sein scheint, als die Stadthäupter von Falern (Unruhe), aus der Haft zu entlassen und zur Verantwortung vor den Rat zu laden. Ferner beantrage ich mit Dringlichkeit sofortige unentgeltliche Verteilung von etwa vierzig Prozent der eroberten Lebensmittel. Wir brauchen nicht nur satte Mägen,

sondern mehr noch gute Stimmung. Bisher ist weder für das eine noch für das andre etwas getan worden."

Während der letzten Worte Soltans war ein Diener in den Saal gekommen und meldete das Erscheinen des Bezirksleiters Quantum.

Quantum trat ein, dünn, fast zerbrechlich; mit langen Schritten ging er in den Saal, blieb stehen und sagte mit einer Verbeugung: „Quantum. Ich komme vom Sicherheitsvorsteher Knox. Die Plünderer, welche in die Gewölbe des Heiligen Franz eindrangen, haben dort große Mengen von Lebensmitteln erbeutet und trotz versuchter Abwehr der Maut unter sich verteilt. Was zu tun ist?"

Marsos drehte sich um: „Es sind schon hundert Mann abgeordnet zum Schutz der Kirche. Fünfundsiebzig sollen sofort gegen die Plünderer vor, fünfundzwanzig zum Schutz der Wachtstube."

Soltan erhob sich gespannt auf Quantum zu: „Was sind das für Lebensmittel?"

Der Bezirksleiter zuckte die Achseln: „Lebensmittel," versetzte er. „Näheres ist uns noch unbekannt."

Soltan lächelte: „Nähere Auskunft dürfte uns erst Graf Minotto geben. Unverständlich, daß er noch nicht da ist."

Quantum ging.

Mors erhob sich. Er sprach mit Schärfe gegen den Antrag Soltan. Falern stände unter Belagerung. Jede Duldung von Unruhen sei ein Verrat an der Stadt. Nur eiserne Zucht könne Rettung bringen. Er stimme für den Vorschlag des Präsidenten.

Debatte brach los. Meinungen schlugen aufeinander, hitzige Reden wurden laut. Feindschaften blinkten auf, und man bemerkte, wie weit die Opposition der Gruppe Soltan heute schon von der Altfalernesenpartei entfernt war. Schließlich ging der Vorschlag Marsos durch, dahin lautend, daß in Anbetracht der erwiesenen Schuldlosigkeit des Grafen Minotto

man nicht nur aus Rücksicht gegen den beleidigten Lebensmittelkommandanten, sondern vor allem wegen der notwendigen Aufrechterhaltung von Zucht und Ordnung, gegen die Unruhstifter mit eiserner Strenge vorgehen müsse. San solle vor das Belagerungstribunal gestellt und innerhalb drei Tagen abgeurteilt werden. Anklage: Hochverrat und Mord. Strenge Verfügungen müßten für alle Zukunft derartige Akte versuchter Volksjustiz schon im Keime ersticken.

Gerade als Soltan sagte, daß man doch mit der Durchführung dieser Verfügung solange warten solle, bis Graf Minotto sich vor dem Rat über Grund und Ursachen der Ereignisse ausgesprochen habe, trat der Läufer ein, den die Ältesten zu Minotto geschickt hatten.

Er zitterte am ganzen Leibe. Blaß, erschreckt und von irgendeinem Vorfall geängstigt, blickte er sich stammelnd um.

„Kommt der Graf?" rief Mors.

„Graf Minotto hat sich soeben erschossen!" keuchte der Läufer.

Die Wirkung dieser Worte war unbeschreiblich. Eine Brandung von Fragen schlug über dem Ankömmling zusammen. Warum? Weswegen? Wer es ihm gesagt habe? Woher er es wisse? Es war dem Läufer unmöglich, auf alles zu antworten.

Er stotterte, und der Schweiß rann ihm die Wangen hinab.

Man führte ihn zu einem Stuhl und gab ihm zu trinken.

Er sprach: „Ich laufe zum Grafen. Der Palast ist verschlossen. Ich kann nicht hinein, ganz unmöglich. Alle Fenster sind finster, und ich weiß nicht, was tun. Da klettere ich über die Hofmauer mit Hilfe eines Wachtlers in den Garten, komme von dort auf die Terrasse, dringe in das Vorzimmer. Graf Minotto ist nirgends zu sehen. Wie ich so stehe, öffnet sich eine Tür, und eine junge Frau erscheint: ‚Was wollen Sie?' fragt sie mich. ‚Ich will den Grafen in den Stadthäupterpalast führen,' sage ich. Drauf sie nach einer kurzen Pause und mit ganz merkwürdigem Gesicht: ‚Graf Minotto

ist tot.' Ich fasse mich an den Kopf. Sie mustert mich und wie sie meinen Schrecken sieht, sagt sie zu mir, indem sie mit dem Kopf nach dem Zimmer hinnickt, aus dem sie eben gekommen ist: ‚Da liegt er.' Ich trete ein. Graf Minotto liegt auf einem Bett, in der Faust das Terzerol festgeklammert. Schußwunde ..." Der Läufer brach ab.

„Nun, und?"

„Wie ich aufschaue, bin ich allein. Ein alter Diener kommt und führt mich hinaus. Ich frage ihn, wieso und warum. Er schweigt. Da fällt mir ein, daß Graf Minotto ja einen Hausverwalter habe. Ich frage also nach dem Verwalter. Der Diener zuckt die Achseln: ‚Weg,' brummte er. ‚Der ist weg.' Dann war ich draußen. Als ich herlaufe, treffe ich auf Wachtler, die vom Heiligen Franz kamen und zum Ries wollten, wo das Zunfthaus liegt. ‚Was ist los?' schreie ich sie an. ‚Der Graf Minotto hat seine ganzen Lebensmittel im Heiligen Franz versteckt,' sagen sie und lachen —"

„Und lachen?" fragte Soltan.

„Ja. Ich sagte: ‚Der ist ja tot.' ‚Ist ihm recht,' meinten sie drauf, ‚das Volk hungert und er frißt.' Sie schimpften. Dann lief ich herauf."

Der Läufer goß ein Glas Wasser hinab. Die Ältesten schwiegen. Man blickte Marsos an.

„Ich ziehe meinen Antrag zurück," sagte Marsos. Er schien sehr erschüttert, aber sein Gesicht blieb kalt wie eine eiserne Maske.

Die Ältesten starrten ihn an. „Ihr Rat!" rief Mors erregt.

Marsos blickte vor sich hin. „Ich stimme für Soltan," sagte er.

Der Antrag Soltan gelangte zur Abstimmung und wurde angenommen. Man schickte sofort einen Boten zum Wachthaus mit der Weisung, daß San zu entlassen sei.

Knox atmete auf, denn Hunderte hatten sich schon um das Portal geschart, und Hunderte von Fäusten wurden zu ihm

hochgeballt. San wurde der Beschluß des Rates kundgetan: Entlassung unter der Bedingung, daß er sich vor den Stadthäuptern verantworte. San nickte erregt. Als er aus dem Portal trat, empfing ihn grenzenloser Jubel. Er hatte die Mütze noch in der Hand, seine Augen flackerten und seine Brust bebte.

„Geduld, meine Brüder," sagte er. „Geduld!"

Man trug ihn fort. Es war gegen halb fünf Uhr in der Frühe.

Soltan besucht Marsos

Sieben Uhr morgens verkündeten öffentliche Ausrufer die unentgeltliche Verteilung von Lebensmitteln als Feier des Sieges von Ferapont.

Große Plakate, mit unförmiger Schrift bedeckt, klebten an den Plätzen der Stadt und vor dem Eingang zum Stadthäupterpalast. Jedermann wußte, es war etwas geschehen, das dieses plötzliche Nachgeben bewirkt hatte. Minottos Tod. Minottos Selbstmord sagte alles. Nichts mehr konnte verborgen werden, nichts mehr hinderte, daß man diesen Mann als den ärgsten Verbrecher am Volk von Falern, als Hochverräter und Schurken schmähte, ja, ihm alles Üble, das die Stadt während der Belagerung hatte erdulden müssen, in die Schuhe schob. Minotto war schuld, daß man hungerte, nicht die Feinde. Minotto hatte die Lebensmittel rationiert, um selber mit vollen Backen schmausen zu können. Nun war er tot, und die Falernesen erwarteten nichts andres als einen völligen Umschwung der Verhältnisse. Das war es, was Marsos fürchtete und weshalb er zu Mors auf dem Heimgang sagte: „Ohne Minottos Tod wäre alles gut gegangen, aber nun wird es schwer, die Dämme zu halten." Er sagte, „die Dämme zu halten". Mors erinnerte sich dessen genau

und gab auch später zu, daß ihm damals der Sinn der Worte noch nicht ganz klar gewesen sei. Marsos erkannte die Folgen dieser Ereignisse, begriff, daß sich für die Regierung große Schwierigkeiten auftürmten, da die niedere Bevölkerung ganz einfach sagte: Minotto war schuld, daß wir hungerten. Nun, wo er tot ist, werden wir nicht mehr hungern. Würde aber die Regierung das Lebensmittelsystem beibehalten, die Rationierung nicht aufheben oder erweitern (und wie durfte sie das, ohne frivol in den Tag zu wirtschaften!), so würde das Volk sofort rufen: Minotto ist zwar tot, aber seine Kumpane leben! Man bestiehlt uns weiter.

Das alles erkannte Marsos. Auch die Mehrheit im Rat sah diese Schwierigkeiten. Man nahm deshalb in die öffentlichen Erlasse über die einmalige Lebensmittelverteilung den Satz auf, daß nach wie vor Falern aufs höchste mit den Lebensmitteln sparen müsse, da die Feinde immer noch, trotz Ferapont, einen eisernen Reifen um die Stadt gelegt hätten, ihre Geduld vielleicht ermüdet, aber nicht gebrochen sei.

Die Wahrheit dieser Bemerkung sollte sich nur zu bald erweisen, denn der Feind, empört über den Ausfall der Falernesen, schwor, die Unüberwindliche noch vor Sommer in seine Gewalt zu bekommen, koste es, was es wolle.

Inzwischen hatte man im Rat der Ältesten sorgenvolle Gesichter, und in den Bureaus der Lebensmittelabteilung arbeiteten die Schreiber fieberhaft. Dazu tat sich eine zweite Frage auf: Wer sollte nach Graf Minottos Tode die Leitung des Lebensmittelamtes erhalten? Die oligarchische Verfassung von Falern sah in solchen Fällen eine Nachwahl vor, die von dem Rate selbst, unter Hinzuziehung der einzelnen Zunfthäupter, vorgenommen wurde. Diesmal trat aber, völlig unerwartet, Soltan mit dem Antrag auf, den Lebensmittelkommandanten durch ein demokratisches Plebiszit, eine absolute Volksabstimmung, wählen zu lassen. Ein völlig neuer, ja, ein unerhörter Vorschlag, gegen den sich auch von seiten

der Altfalernesen der gebührende Widerstand erhob. Indessen wurde bald klar, daß Soltan mit diesem Gedanken nicht nur ganz bestimmte Zwecke verfolgte, sondern daß er seiner Verwirklichung bereits wirksam vorgearbeitet hatte. Denn nicht nur seine Oppositionsgruppe, sondern auch Marsos war dafür.

Auch Marsos, der Allergesetzlichste, stellte sich in Gegensatz zum Gesetz! Man war aufs höchste verblüfft, denn auf die kurze Kandidatenliste war Marsos selber vom Rate gestellt worden, und es bestand kein Zweifel, daß er, dem man den Sieg von Ferapont verdankte, auch die Mehrzahl der Stimmen auf seinen Namen vereinigt haben würde. Wollte er das nicht — und es schien fast so — dann durfte er auch nicht für das Plebiszit sein. Nahm man doch im Rat allgemein an, daß bei seiner ungeheuren Popularität Marsos erst recht vom Volk von Falern gewählt werden würde. Dazu kam eine Eingabe der Zunfthäupter, in der zum allgemeinen Erstaunen und zur Entrüstung der meisten Ältesten ebenfalls Soltans Vorschlag „im Interesse der Ruhe und Ordnung von Falern" nachdrücklich vertreten wurde. Selbstverständlich stand den Vertretern der Zünfte, zu denen aus alter Herkunft auch noch die Ärzteschaft gezählt wurde, kein Recht zu, die verfassungsmäßigen Garantien anzutasten. Daß sie es taten, führte man auf die strafwürdige Demagogie Soltans zurück, der zweifellos mit ihnen unter einer Decke lag. Bei diesen Erwägungen ließ man vollkommen die Ereignisse der Nacht außer acht. Es war das zum mindesten unpolitisch. Der einzige, der das nicht tat, war Marsos, der nicht einen Augenblick vergessen hatte, daß Graf Minotto sein Schwiegersohn gewesen, und daß ihn die Kommandanz über die Lebensmittel nicht acht Tage glücklich machen würde, wenn er nur vom Rate gewählt war.

Seinem überragenden Einfluß war dann auch zuzuschreiben, daß diese in der Geschichte von Falern noch nicht dagewesene Konzession an das Volk gemacht wurde, indem man es aufforderte, selber den Mann zu wählen, der seine Ernährung

regeln und leiten sollte. Auf der Kandidatenliste standen Marsos, Zuckerschmidt, Soltan, der Vorsitzende des Zünfteausschusses Doktor Aurelius und der Präsident des Ältestenrates, der alte Kondor.

Die Wahl wurde unter ungeheurer Beteiligung des ganzen Volkes abgehalten. Mendax sprach in der Kirche des Heiligen Franz über die Erneuerung des Menschen durch die Verantwortlichkeit. Er stieß Drohungen gegen alle aus, welche am Fleische hingen. San redete auf Plätzen, Straßen, von Mauerbrüstungen und Fenstern aus, wo er nur Gruppen fand. Er redete indessen vorsichtig, rannte nicht gegen die bestehenden Gewalten an und pries nur mit flammender Gebärde den Weg des Volkes zur Macht. Gegen die Abendstunde wurde er ohnmächtig. Man trug ihn fort. Es erwies sich, daß er seit mehr als vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte. Vor dem Fenster, hinter dem er lag, staute sich die Menge zu Hunderten und aber Hunderten. Als er, blaß und wankend, hinaustrat, mit müdem Lächeln die Hand hob, erschütterte diese Geste die Versammelten derart, daß viele Frauen in hysterisches Weinen ausbrachen.

Sieben Uhr abends wurden die Urnen geschlossen. Mit großer Mehrheit war Soltan gewählt worden.

„Zeichen," sagte Marsos lächelnd und erleichtert. Dann ging er zu seinen Truppen, die jubelnd vor ihm die Kappen abrissen.

Marsos hatte neunhundertunddreißig Stimmen weniger als Soltan. Bald nach ihm rangierte der populäre Feldhauptmann Zuckerschmidt, welcher Ferapont gestürmt hatte, dann kam mit großem Abstand Doktor Aurelius und endlich mit zweiundneunzig Stimmen der alte Kondor.

Wie war dieses Ergebnis zu verstehen? Durch den einfachsten Vorgang von der Welt. San hatte dafür gesorgt, daß ohne die geringste persönliche Injurie von dem Grafen Minotto nur als vom Schwiegersohn des Feldherrn geredet wurde.

Anderseits wußte Soltan, als er den Vorschlag eines Volksplebiszits im Rat vorbrachte, daß damit vor allem sein Weizen zu blühen begann.

Er hatte denn auch seinen schönen Erfolg: Auf dem Stadthäupterplatz war halb Falern versammelt, als der neue Lebensmittelkommandant vom Söller aus zu der Menge sprach. Zu klug, um ihr goldene Berge zu versprechen, machte er sie auf den Ernst der Situation aufmerksam, auf den eisernen Ring der Feinde und die Knappheit der Vorräte. Um aber seine Wähler nicht gleich am ersten Tage der Enttäuschung zu überliefern, griff er gleich darauf die bisherige Lebensmittelpolitik des verstorbenen Grafen an, wetterte gegen Betrug und Volksverrat, versprach lauterste Ehrlichkeit und vor allem, inskünftig nichts Entscheidendes wider den Willen der öffentlichen Meinung vornehmen zu wollen.

„Ich verwalte nur, was euch gehört!" rief er mit hochaufgerichtetem Arm, „ich bin euer Beauftragter, der Vertreter eurer Habe, denn nicht uns gehören die Magazine, sondern euch, und kein Korn soll ohne euren Willen vermahlen werden!"

Soltan war selbst ergriffen und hatte feuchte Augen, als er die Begeisterung des Volkes sah. Wie er in den kalten Treppensaal, der zum Söller führte, zurücktrat, schwindelte ihn ein wenig und er mußte den Diener um Wasser bitten.

Das war um die Abendstunde, etwa gegen neun Uhr. Man hatte Fackeln entzündet, ganz Falern befand sich noch auf den Beinen. Als dann der übliche Nebel Tücher zwischen Menschen und Dinge hängte, die feuchte Januarnacht mit kalten Nadeln die Haut ritzte, verlor man die Lust zu lärmendem Gepräge, um so mehr, als auch eigentlich alles erledigt war. Man schwatzte noch, stritt sich ein wenig, pries Soltan und zerstreute sich in die Häuser.

In dieser Nacht arbeitete Marsos draußen in der „Griechischen Zitadelle" zusammen mit seinen Unterführern den Plan

für eine entscheidende Verstärkung der Westbefestigungen von Falern aus. Er hatte beim Aufmarsch seiner Kohorten zum Sturm bemerkt, daß streckenweise die Bastionen zum Teil durch Witterungseinflüsse, zum Teil auch durch lässige Haltung der betreffenden Abschnittskommandanten nicht mehr genügend gefestigt waren, um einem feindlichen Gegenangriff zu widerstehen. Da er fürchtete, daß der Gegner mit verstärkten technischen Angriffsmitteln bald in einem Generalsturm versuchen würde, den Mißerfolg von Ferapont wettzumachen, wollte Marsos alles tun, um ihm erfolgreich zu begegnen.

In dem langgestreckten flachen Beratungsraum, der im Erdgeschoß der Zitadelle lag, flackerten dickleibige Lichter an den Wänden. Auf dem Tisch lagen Zeichnungen der Befestigung von Falern ausgebreitet. Jede Bastion, jeder Graben war sichtbar in den Karten vermerkt. Marsos hatte einen Stift in der Hand, mit dem er vom Nordabschnitt herunter bis zu einem Punkt im Westen Falerns eine gezackte Linie zog. Sein breites faltiges Gesicht sah im ungewissen Schein der Lampe, die überm Tische hing, sorgenvoll und alt aus.

„Bis hierher sofort," sagte er vor sich hin.

Feldhauptmann Zuckerschmidt beugte sein Vogelgesicht über die Karte und nickte. Leise nannte er die Namen der einzelnen Bastionen, über welche die Linie führte.

Hinter ihm stand der Bezirkskommandant Assàl, ein noch junger Mensch mit frischen Wangen. Er notierte eifrig: „Rohrdommel, Schwarznest, Attica, Vorhölle ..."

„Bei Vorhölle nicht den doppelten Stechgraben vergessen."

Assàl nickte: „Notiert."

Zuckerschmidt reckte sich einen Augenblick in die Höhe. Sein Gesicht war rot, und dicke Adern quollen an den Schläfen.

„Wenn nur das viele Holz für die Untermauerung nicht wäre."

Marsos zuckte die Achseln.

„Na ja, aber die Leute frieren," setzte Zuckerschmidt hinzu. „Aurelius klagte beim Rat über fehlenden Brand."

Marsos stützte sich auf die Karte und sah Zuckerschmidt an. Er schien etwas entgegnen zu wollen, dann aber verlor sich sein Auge in dem Licht einer Kerze, und er versetzte langsam: „Wundre mich manchmal, wozu wir das alles noch machen. Wohin, Zuckerschmidt? Glauben Sie an Entsatz?"

„Aber an besseren Frieden, Feldherr."

Marsos antwortete nicht und beugte sich wieder über die Karte. Sie arbeiteten weiter. Worte, Namen, Zahlen tauchten wie Blasen aus dem Schweigen auf. Bisweilen kamen Meldegänger, empfingen Orders, verschwanden. Die Lampe blakte. Assàl rief einen Soldaten herzu, der sie fortnahm.

Marsos richtete sich auf: „Wie spät mag es sein?"

„Lange nach Mitternacht."

„Wir sind gleich zu Ende. Und dann sofort die einzelnen Ausfertigungen an die Abschnittsführer und Kommandanten.

Assàl bejahte. Rief einen Meldegänger. „In die Schreibstube. Sofort."

Der Soldat setzte die frischgefüllte Lampe auf den Tisch. Marsos überflog die Liste, in die genau die Stärke der Truppenkörper eingezeichnet war. Er strich einige Posten aus, setzte neue ein.

„Wann wird der Stechgraben bei Vorhölle fertig sein?"

Zuckerschmidt zog die Stirn in dicke Falten: „Wenn sie um sechs anfangen, in fünf bis sechs Stunden."

„Dann muß Verstärkung hin. Vier Kohorten aus den Ostlagern."

Zuckerschmidt machte große Augen, notierte aber in seine Tafel: „Vier Kohorten nach Vorhölle. — Wann?"

„Sofort."

In Assàls Knabengesicht rührte sich nichts, aber Zuckerschmidt sagte mit scharfem Kopfheben: „Also einen Angriff."

„Von drüben, ja," nickte Marsos.

Der Hauptmann notierte, sagte dann: „Kalkuliere, die werden noch nicht fertig mit Vorbereitungen sein. Machen entweder großes Donnerwetter oder gar nichts."

„Dürfen auf großes Donnerwetter rechnen, Zuckerschmidt."

„Vier Kohorten sofort von den Ostlagern nach Vorhölle," gab Assàl an den eintretenden Bezirkskommandanten Le Ré, der die Ostlager führte. Dieser notierte. Sagte lächelnd zu Marsos: „Wenn wir nicht unsre Felsen hätten bei uns im Osten! Alle zehn Meter steht ein Mann, aber bei euch liegen siebentausend."

„Fertig," sagte Marsos und erhob sich.

Ein Soldat half ihm in den Pelz.

„Draußen steht der Herr Lebensmittelkommandant," blies er ihm ins Ohr.

Marsos zuckte zusammen: „Wer steht draußen?"

Indem trat Soltan durch die angelehnte Tür. Er winkte Marsos mit verbindlichem Gesicht: „Ich wollte Sie nicht stören, Kommandant, aber ich sehe, Sie gehen. Wäre Ihnen meine Begleitung gefällig?"

Der Feldherr nickte: „Was gibt's?" fragte er mißtrauisch.

Soltan zog freundlich die Mundwinkel hoch: „Nichts, Kommandant, nichts eigentlich von Bedeutung. Aber wenn Sie Zeit haben —"

„Ich habe Zeit. Gehen wir." Er grüßte zu Zuckerschmidt hin. Assàl stand stramm. Le Ré ging mit den Herren hinab. Unten verabschiedeten sie sich. Ein Fackelträger leuchtete beiden voraus.

Das Licht torkelte über die beschneite Straße. Der Nebel hatte sich nicht verdickt, dennoch sah man keine zwanzig Schritte weit. Erst, als sie den Weg über die Altstadt zur Rocca emporstiegen, wurde die Dunkelheit durchsichtiger. Sie erkannten die fahle Mondscheibe, die wie eine schemenhafte Laterne am Himmel hing.

„Nun?" fragte Marsos.

Soltan strich sich über den gepflegten Vollbart und schürzte die Lippen, als wolle er niesen. „Tja-ja," meinte er, „da hätten wir nun einen Posten, zu dem wir gekommen sind wie der Hahn zum Eierlegen."

„Wollten Sie mir das sagen, Soltan? Denken Sie: es ist jetzt — gerade schlägt's vom Dom — eins, zwei Uhr in der Frühe. Sie sollten müde sein und schlafen, aber Sie besuchen mich, um mir zu erzählen, daß ein Hahn keine Eier legen kann."

„Nun, nun," lachte Soltan etwas nervös auf, „so war es eigentlich nicht gemeint, Kommandant. Sie haben mich da entschieden falsch verstanden. Aber was soll ich schon sagen — natürlich bin ich nicht gekommen, um Ihnen vom Eierlegen zu erzählen, natürlich nicht. Vielmehr ist da eine andre Geschichte, die Sie vielleicht interessieren wird."

Er brach ab, als erwarte er, daß Marsos ihm antworte, doch Marsos schwieg und sah auf den Führer mit der Fackel, der ihnen vorsichtig eine steinerne Treppe hinaufleuchtete. Dieser Führer hatte ein blasses Gesicht, das Marsos bekannt vorkam. Wo habe ich doch dieses Gesicht schon einmal gesehen, früher, vor Jahren, wo? dachte er. Da vernahm er wieder Soltans Stimme.

„Ist Ihnen bei der Nachtsitzung nichts aufgefallen, Kommandant?"

„Aufgefallen?" Er zuckte die Achseln.

„Ja. Erinnern Sie sich, daß es hieß, der Herr von Valla sei durch San, diesen Menschen, der den Einbruch arrangierte, erschlagen worden?"

Marsos nickte.

„Ich erinnere mich noch ganz genau," fuhr Soltan fort, „mit welchem Abscheu der Präsident es sagte. Der alte Kondor sah aus, als ob er in eine Zitrone gebissen habe. Auch wir waren natürlich alle sehr empört und dann — ja, und dann geschah nichts dazu. Erinnern Sie sich?"

„Ja, ich erinnere mich," antwortete Marsos.

„Knox kam und gab ein Resumee der nächtlichen Vorgänge, wie er sie erlebt hatte. Dabei berührte er auch den Tod Vallas. Irgend jemand fragte: Wer hat ihn erschlagen? Darauf erwiderte Knox: Wahrscheinlich dieser San, dieser verfluchte Hund! Erinnern Sie sich? Vielleicht erinnern Sie sich auch noch, daß ich mit starker Betonung das Wort ‚wahrscheinlich' in die Rede warf. Nun, das war also so. Ja. Und dann kam der Umschwung, die Nachricht, daß sich Minotto erschossen habe. Damit war der Fall in ein neues Stadium getreten. Die Mitteilung von den gräflichen Lebensmittelkisten im Heiligen Franz überraschte danach keinen mehr. Was war aber mit Herrn von Valla? War es nicht höchst merkwürdig, daß niemand vom weisen Rate auf die Idee kam, Sans sofortige Überführung in das Stadtgefängnis zu fordern, da er von mehreren Seiten als Mörder Vallas bezeichnet worden war? Rechtlich wäre es unantastbar gewesen. Trotzdem akzeptierte man sofort und ohne Debatte meinen Antrag, und San wurde entlassen."

„Warum haben Sie denn nicht den Vorschlag gemacht, wo Sie doch daran dachten!"

„Ich? Ja, das will ich Ihnen sagen, Kommandant. Erstens, weil ich nämlich selber nicht daran gedacht habe. Niemand hatte daran gedacht, kein einziger. Herr von Valla war vergessen und damit gewissermaßen indirekt dargetan, daß sein Tod gegenüber dem eigentlichen Ereignis, dessen Bedeutung wohl die meisten instinktiv ahnten, nichts bedeute. Gar nichts. Seien wir ehrlich, Valla mag ein ausgezeichneter Mensch gewesen sein, sehr amüsant, nun, vielleicht auch etwas sehr lebensfroh, aber er war doch eine Fliege angesichts dessen, was in Falern vorging, wie?"

Marsos sah böse aus. Seine Augen lagen tief hinter den Brauen verborgen: „Weiß ich nicht," sagte er kurz, „so kann man Menschen nicht abtun."

„Wieso abtun?“ versetzte Soltan. „Ich tu ja gar nichts ab, aber Sie selber werden mir doch zugeben, daß es einen absoluten Wert des Lebens nicht gibt, wie? Ich meine, Sie als Truppenführer. Nun gut, wir wollen hier nicht philosophieren, die Uhr geht auf drei, und wir sind beide müde, aber das ist doch klar, daß nicht nur ein Menschenleben einen ganz andern Wert haben kann als, sagen wir mal, sein Nachbarmenschenleben, sondern daß sogar derselbe Mensch unter verschiedener Konstellation verschieden wert sein kann, einmal gar nichts, einmal eine Fliege, ein Tropfen, nichts, und einmal sehr viel. In diesem Fall —“

Marsos faßte Soltan am Arm; lächelnd: „Ist das so wichtig?“

Der Angeredete machte eine schräge Bewegung: „Ja, vielleicht doch. Das heißt, eigentlich ist das sogar wirklich nicht mehr wichtig, denn Sie wissen noch immer nicht, wie es weitergeht und warum ich zu Ihnen gekommen bin.“

„Ich werde es wohl auch nie erfahren.“

„Sie werden es gleich erfahren. Übrigens fragten Sie mich vorhin, warum ich in der Nachtsitzung nicht für sofortige Inhaftierung Sans gestimmt habe. Ich wollte Ihnen vorhin antworten: Selbst wenn ich daran gedacht hätte, hätte ich es nicht getan. Denn einmal war das Volk in unsinniger Erregung und ihm mußte, um der Ruhe von Falern willen, fürs erste nachgegeben werden, zweitens aber konnte ich mich von der Vorstellung nicht lösen, daß San gar nicht den Valla erschlagen hatte.“

„Ja, wissen Sie denn, wer ihn erschlagen hat?“

Soltan sah Marsos ins Gesicht und nickte.

„Sie wissen es?“

„Ja, ich weiß es.“

„Also nicht San?“

„Nein, San nicht —“

„Ja, also wer denn?“

„Graf Minotto selber."

Marsos blieb stehen: „Sie sind verrückt geworden!"

Sehr höflich versetzte Soltan: „Kaum. Oder vielleicht auch: leider nicht, denn ich weiß, daß ich Ihnen mit dieser Nachricht mehr Sorge mache, als ich Ihnen mit der Tatsache meines Deliriums machen würde. Indessen, es scheint mir kein Zweifel darüber zu bestehen, daß Graf Minotto den jungen Herrn von Valla im Totenkampf erstochen hat."

„Im Totenkampf?"

„Ganz recht, und zwar um eine Frau."

„Also jetzt um alles in der Welt, Soltan, von wem haben Sie diese Weisheit?"

„Von eben jener Frau, um derentwillen Minotto den Herrn von Valla erstach."

Marsos blieb stehen: „Und das glauben Sie?"

„Ich glaube es nicht nur, ich weiß es sogar. Valla war bereits tot, als San eindrang. Es hatte sich vorher im Saale etwas abgespielt, das in keiner, auch nicht der geringsten Beziehung zu den späteren Ereignissen stand. Jene Frau, die eher ein Interesse daran haben dürfte, das Gegenteil zu behaupten, versicherte mir, San sei unschuldig und der einzige Schuldige sie selber."

Marsos drehte erstaunt den Kopf: „Wer? Sie selber? Ich denke —"

Soltans Gesicht bekam einen listigen und zugleich nachdenklichen Zug, als er versetzte: „Ja, ich verstehe schon, Kommandant. Aber das stimmt. Wie soll ich es Ihnen klar machen ... Nun, jene Frau sagte mir, sie sei die Urheberin von Vallas Tod. Ich vermutete zuerst, sie sei nicht ganz in Ordnung, nicht ganz bei Verstande; aber dann überzeugte sie mich doch sehr rasch."

„Wie denn?"

„Nicht durch Beweise, sondern durch ihr Wesen. Es läßt sich das schwer ausdrücken. Aber sie sagte, sie habe die beiden

aufgefordert, um einen bestimmten Preis den Totenkampf auszufechten. Nun, und der endete dann mit dem Tode Vallas."

Marsos zuckte ungläubig die Schultern: „Entweder sind Sie verrückt oder jene Frau —"

„Weder ich noch sie," unterbrach ihn ärgerlich Soltan. „Denn glauben Sie doch nicht, daß ich mich dabei beruhigte und danach spornstreichs zu Ihnen lief. Sie müssen mich für ein großes Kind halten, Marsos! Als mir die Frau diese Mitteilung gemacht hatte — ich weiß übrigens zur Stunde noch nicht, warum sie zu mir kam und nicht zu Ihnen — kurzum, nach diesen Eröffnungen begab ich mich sofort zu Doktor Aurelius, bat ihn in den Palast Minottos und ließ ihn Vallas Leiche, die dort aufgebahrt ist, untersuchen. Nun, und ich sage Ihnen, ein Blinder konnte sehen, daß es ein Degenstich war, der durch die Kehle durchgegangen und am Nacken herausgekommen ist."

„Was sagte Doktor Aurelius?"

„Er sagte: den hat man kunstgerecht von vorn erstochen."

„Ja gut, aber Minotto! Minotto! Wer behauptet den Unsinn, daß Graf Minotto —"

„Diesen Unsinn behauptet nicht nur jenes fremde Mädchen, sondern noch ein Zeuge, der Ihnen vielleicht viel glaubwürdiger erscheinen dürfte, der Leibdiener des Grafen, Scholl. Jawohl, der alte Scholl, Sie kennen ihn auch. Scholl war gerade vom Heiligen Franz gekommen, wohin die übrigen Diener die Vorräte im Planwagen aus den Kellern geschafft hatten, war auf die Galerie geklettert und hatte die ganze Geschichte mitangesehen. Er hatte sich dann darüber derart entsetzt, daß er an demselben Abend noch seine Sachen nahm und zu seinem Sohn ins Kätnerviertel zog. Erst als er hörte, der Graf sei tot, lief er spornstreichs in den Palast und fand die Viktoria zwischen den beiden Leichen —"

„Wen?" schrie Marsos.

Verblüfft blickte ihn Soltan an. „Jenes Mädchen, Viktoria

nannte sie der Alte." Er fühlte, daß in Marsos etwas Schreckliches vorging, denn sein ehernes Gesicht verzog sich einen Augenblick in Zorn und Schrecken, um dann langsam ruhig und beinahe müde zu werden.

„Ich glaube Ihnen," sagte er mit belegter Stimme, „mein Schwiegersohn wird ihn schon erstochen haben. Es ist gut, daß er tot ist."

Soltan war erstaunt, ließ sich aber nichts merken und entgegnete höflich: „Dieser Auffassung bin ich nicht. Nein, es ist entschieden nicht gut. Denn der Angeklagte Minotto hätte sich zwar nicht rechtfertigen, aber er hätte sich als alleinigen Schuldigen ausweisen können. So aber wird Ihnen das Volk von Falern, diese klatschsüchtigen und gehässigen Kaffeeschwestern, nie vergessen, daß er Ihre Tochter zur Frau hatte und daß seine Betrügereien eben die Betrügereien Ihres Schwiegersohnes gewesen sind."

Marsos schwieg.

Soltan strich sich über den schönen dunkelblonden Vollbart: „Und da Sie im vollsten Maße das Vertrauen des Rats haben, wird sich die Gegnerschaft von Ihnen auf den Rat hin ausbreiten und — der Teufel weiß, was noch alles kommen wird."

„Sie sind ein Angsthase, Soltan."

Soltan machte große Augen: „Angsthase? Fürchte ich vielleicht für mich? Seit der Wahl heute brauche i ch mich am wenigsten zu fürchten. Aber ich bin der Ansicht, daß Falern militärisch verloren ist, wenn Marsos geht — und das ist es, was ich fürchte."

Pause. Sie standen auf der Terrasse mit dem Blick über die Stadt. Im Torbogen lehnte auch diese Nacht ein Wachsoldat. Aber Marsos sah ihn nicht, und sein Auge ging weglos in die Finsternis.

Er fragte: „Wann ist sie denn zu Ihnen gekommen?"

„Wer?"

„Viktoria."

„Nun, so um die zehnte Stunde. Ich hatte mich schon hingelegt, denn ich war rechtschaffen müde. Aber schließlich Pflicht ist Pflicht —"

„Sagte sie, sie sei schuld an Minottos Tod?"

„An Herrn von Vallas Tod. Nicht Minottos."

Marsos schwieg, und Soltan unterdrückte ein Gähnen.

Der Feldherr hob den Arm und wies auf einen Lichtpunkt in der Ferne, neben dem ein zweiter, dünn und gläsern wie ein Stern, aufblinkte. „Wissen Sie, was das ist?"

„Nein," sagte Soltan, die Hand vor dem Mund.

„Die Bastion ‚Vorhölle'. Sie wird ihren Namen zu Recht tragen. Denn nach drei bis vier Stunden geht es dort los."

Soltan erschrak: „Wie? Sturm der Feinde?"

Marsos nickte: „Generalsturm, aber seien Sie ruhig, wir werden Ihren verdienten Schlaf nicht stören."

Soltan schüttelte den Kopf. „Sie sind bitter, Marsos, und sprechen, als sei ich nur Gast in Falern. Nun, vielleicht beweise ich Ihnen noch einmal das Gegenteil mit dem Schwert in der Faust. Ich denke, wir werden alle noch durch eine Vorhölle spazieren, ehe wir da unten Ruhe finden. Ich wohne gleich drüben. Gute Nacht."

Marsos drückte ihm die Hand und winkte dem Fackelträger, der ihm die steinernen Stufen zum Platz San Greve hinaufleuchtete, wo das Haus des Feldherrn stand.

Der Sturm

Gegen sechs Uhr morgens setzte der feindliche Sturm ein. Und zwar gegen die nördlichen Fortifikationen, die Bezirkskommandant Rey befehligte. Schwere Bombarden, die den Belagerten sagen sollten, daß hier die ganze Macht des

Angriffs losbräche. Marsos, der in den Kleidern geschlafen hatte und sich fröstelnd den Pelz um die Schultern legen ließ, bemerkte zum Läufer: „Ich komme hin. Rey hat nichts zu fürchten.“ Zu einem zweiten: „Verstärkung nach ‚Schwarznest‘, ‚Attica‘ und ‚Vorhölle‘ für Ausbau der Stechgräben.“

Draußen fiel Schnee mit Regen untermischt. Es war immer noch Nacht und ein böses Wetter. Onyx stampfte. Marsos klopfte ihm den schwarzen Hals. Der Rappe wieherte kurz und schnob die kalte Luft durch die Nüstern. Marsos ritt nordwärts die Lämmerstraße hinab, die im großen Bogen um die Rocca nach der Nordstadt führte, welche von den drei sehr starken Fortifikationen „Hund“, „Wolf“ und „Hahnenschrei“ begrenzt wurde.

Rey war etwas nervös. Marsos lächelte: „Alles Manöver, Rey. Die drüben wissen genau, daß sie gegen den steilen Hang bei ‚Hahnenschrei‘ nicht aufkommen. Tun Sie nichts, nur keine unnötige Knallerei. Wir brauchen Pulver wie Brot.“

Er verließ den „Hund“, wo Reys Quartier lag und ritt südwestlich hinab zur „Griechischen Zitadelle“. Im Hof war ein unentwegtes Gehen und Kommen. Pferdegetrappel, Meldereiter und das Ausfahren der Signalmörser.

Marsos begrüßte Zuckerschmidt auf dem Wachtturm.

„Alles in Ordnung?“

„Alles in Ordnung. Wetter ist gemein, aber gut, daß der Feind keinen Nebel hat wie wir.“

„Er würde es nicht im Nebel schaffen, Zuckerschmidt.“

Der lange Zuckerschmidt wies mit ausgestrecktem Arm auf ein paar Lichtpunkte im Westen.

„Da sammeln sie sich schon.“

„Dumm angefangen. Jedes Kind sieht, wohin sie stoßen.“

Indessen schien der Plan des Feindes doch zu sein, zunächst die künstlichen Westbastionen außer Angriff zu lassen und auf die schwächer besetzten vier weiten hügeligen Südkämme, wo sich die Falernesen in dichten Wäldern verschanzt hatten, los-

zugehen. Der feindliche Oberbefehlshaber scheute nicht Menschen noch Material und griff, ehe noch am östlichen Himmel ein Lichtschimmer aufkeimte, mit aller Kraft an. Es kam zu schrecklichen Nahkämpfen tief in Finsternis und Verhauen, zu grauenvollen Verwechslungen von Freund und Feind, aber es wurde eigentlich nichts Entscheidendes erreicht. Der Belagerer durchstieß den ersten und zweiten Kamm, wurde aber von Zuckerschmidt in der Flanke gefaßt, abgeschnitten und aufgerieben. Vereinzelte Abteilungen hatten sich bis über den ersten Kamm in die Ausläufer des Stadtwaldes hinein durchgeschlagen, kamen dann nicht weiter und mußten sich gegen neun Uhr morgens langsam zurückziehen, da inzwischen Marsos die ersten Reservetruppen aufgestellt und in die Schlacht geführt hatte.

Um diese Zeit war es längst in Falern lebendig. Schon um sechs Uhr hatte der Ältestenrat den „Gefahrzustand“ erklärt. Unruhestifter sollten wie Landesverräter mit dem Tode bestraft werden. Die zweiten Reserven wurden bewaffnet und verteilt. Außer den Lebensmittelstellen, Waffen- und Munitionswerkstätten blieben alle Läden geschlossen. Dreitausendachthundert Falernesen sammelten sich auf dem „Großen Spiegel“ im Nordosten Falerns, wo die Lager waren, die Le Ré kommandierte. Die Befehle von Marsos waren eingelaufen, und die einzelnen Kohorten wurden von ihren Bannerführern an die betreffenden Posten geleitet.

Unter ihnen befand sich auch San. Seine Kohorte gehörte zu den Reserven, die Marsos gegen die Südkämme warf. Bereits um halb neun Uhr stand er im Gefecht.

Seine Kohorte Serikoo hatte zusammen mit zwei andern den Auftrag, vom vierten Südkamm aus dem Feinde in den Rücken zu fallen, der bereits vor dem dritten Kamm stand. In schrecklichem Waldgefecht schnoben die Belagerer unter Aufbietung aller Kräfte gegen das Zentrum dieser Stellung an. Sie versuchten die Verhaue der Marsostruppen durch

Feuerkugeln in Brand zu setzen, hofften, daß der dichte Qualm des Rauches die Verteidiger aus den festen Schanzen treiben würde. Doch das Wetter stand wider sie. Der Schneefall hatte sich in Regen aufgelöst, dünnen zwar, doch kräftig genug, um alle Flammen rasch zu löschen.

Nur die Finsternis, diese Finsternis! San stand, die Muskete in der Faust, auf dem Rand eines Hangs mit dreißig Kameraden und wartete auf das Kommando zum Abstieg. Übernächtig und erregt von Gedanken, die in den letzten Tagen gleich Bergströmen durch sein Hirn geflossen waren, fror er trotz des dicken Mantels, der ihn umhüllte. Der Kopf schmerzte ihn, und er lehnte ihn an einen nassen Stamm.

Hier stehe ich nun, dachte er, einer unter Tausenden, nicht mehr wert als ein Verhau. Bin eine lebendige Schanze und kann nach wenigen Minuten bereits gefällt sein wie ein Baum. Dann bin ich tot. San ist tot, wird man sagen und in gewissen Kreisen erleichtert aufatmen. Meine Schwester Rolla aber wird um mich weinen, und jene Frau dort oben im Palast Minottos wird mich nicht mehr wiedersehen. Er hob den Kopf und horchte.

Neben ihm die Stimme eines Falernesen: „Es knackt."

„Regen fällt," sagte San.

„Noch immer nicht der Befehl."

„Still!" zischte eine Stimme aus der Finsternis.

San wartete. Der schwarze Regen rauschte auf das Geäst, auf die modrigen Blätter am Grunde des Hanges: Ich werde sterben, und niemand wird nach mir fragen, dachte er quer durch den Kopf. Doch auch das dachte er kaum, murmelte es nur so und sagte leise vor sich hin: Falern ... Wie das klingt. Ich bin nun Falernese und das bestimmt mein Leben. Falern ist todkrank, stirbt vielleicht. Was will ich? Macht? Ich will nicht Macht, aber ein Funken lebt, glüht, brennt, der sagt: Falern wird nicht sterben, solange du lebst. Falern läßt sich noch drei Jahre halten. Inzwischen ist der Feind längst

abgezogen, und San hat die Stadt gerettet. Ich werde leben, ich werde nicht fallen wie ein Baum, ich werde Falern auf meine Schultern nehmen und werde es tragen. — Ich werde —

Leuchtrakete.

Bewegung ging durch die Kohorte. Wieder war graue Finsternis um sie, nur der Fleck am Himmel, den man zwischen Bäumen erspähen konnte, zeigte ein mattes, fahles Morgenlicht. Die Kohorte Serikoo kletterte lautlos den Hang hinab. San fühlte, wie feuchte Äste ihm übers Gesicht kratzten, wie die Dornen der Brombeerbüsche seine Hand ritzten und er in weiche, lehmige Erde trat. Sein Kopf schmerzte, aber er dachte nichts mehr als: ich bin ein Stück Falern, ein Stück Falern, vorwärts, leise hinunter, irgendwohin, Befehl steht hinter uns, Muskete im Arm, vorwärts Falern ...

Unten. Die faulen Blätter rochen nach Moder. Der Morgen rieselte durch wirres Geäst auf die dämmerfarbenen Kappen der geduckten Krieger. Sie verschwammen mit Baumstümpfen, Erde und Tageslicht. Ihre Haut war farblos und naß vom eisigen Regen. Plötzlich packte San Hunger. Hätte ich jetzt heiße Kartoffeln, dachte er. Nur drei, vier heiße Kartoffeln. Wie schön wäre das! Er sog die Luft ein, als wär's der warme Duft gedämpfter Erdfrüchte. Ihm wurde leicht schwindelig, eine unsägliche Traurigkeit überkam ihn auf Sekunden. Er griff in den Brotbeutel und fühlte ein hartes Stück Falerneser Mischbrot. Dauergebäck, wenig nahrhaft und sauer. Er legte es zurück, atmete tief. Biß die Zähne zusammen, preßte die Muskete an sich. „Verfluchter Krieg, verfluchte Menschheit, verfluchtes Falern ...," murmelte er — da kam der Befehl zum Angriff.

Sie liefen, etwa zwei- bis dreihundert Mann, in dünner Linie über eine mit Unterholz bestandene Ebene auf die Schwärze eines Waldrandes zu. Nach dreißig Schritten krachten Schüsse, und Kameraden fielen. Rauchwölkchen stan-

den im Dunst der Frühe. Es roch nach Pulver. Neue Schüsse. Kugeln pfiffen. Eiliger vor, eiliger! Im Walde saß der Feind. San stürzte los. Von namenloser Wut erfüllt. Er rannte, stolperte, fiel, sprang hoch, rannte weiter, hörte Kugeln am Ohr vorbeisingen, lachte hysterisch, schrie auf und schoß auf einen Kerl, der baumlang vor ihm aus dem Graben auftauchte. Der Kerl fiel. Der Waldkamm war erreicht, der Rand wurde gestürmt. In leidenschaftlichem Gefecht die schwache Besatzung des Gegners geworfen.

Pause. San stand schweratmend. Funken tanzten vor seinen Augen. Er hörte den Befehl zum Niederlegen und legte sich mechanisch in die Nässe. Er merkte, wie ihm etwas Warmes in den Hals rann. Er faßte hin, hatte die Hand voll Blut. Streifschuß oder sonst was, sagte er. Wie warm solch Blut ist. Ich bin kein guter Soldat, aber ich bin ein guter Falernese und ich werde leben bleiben, damit die Stadt leben bleibt. Er riß einen Lappen aus seinem Hemd und verband sich die Kopfwunde, die unerträglich zu schmerzen begann. Doch der Schmerz erzeugte fast etwas wie Rausch. Er erhob sich wankend und sagte zu zwei Kameraden, die ihn erfreut und mit fiebrigen Augen ansahen: „Haltet diesen Sturm aus, dann werden w i r stürmen." Man verstand ihn nicht.

Aber da man ihn liebte, drückte man ihm die Hand.

Während noch im Süden der Kampf tobte, setzte der erwartete Hauptangriff des Feindes gegen die Westbastionen ein. Es ist nicht Aufgabe des Chronisten, ihn in seinen Einzelheiten zu schildern. Schlacht ist Schlacht, und nie wütete sie heftiger zwischen beiden Gegnern als diesmal, wo dem Feinde alles darauf ankam, Falern endgültig zu zertreten. Wir dürfen vielleicht nicht sagen, daß Marsos irrte, als er annahm, die Belagerer würden nach dem ersten Scheitern der Angriffe den Sturm einstellen, denn seine nächtlichen Vorbereitungen mochten das Gegenteil beweisen. Doch er irrte entschieden in

der Überzeugung, daß bereits um die Mittagsstunde der Kampf zugunsten Falerns entschieden sein müßte. Um vier Uhr nachmittags waren zwar drei der Südkämme noch im Besitz Falerns, und im Norden hielt Bezirkskommandant Rey nach wie vor „Hahnenschrei". Doch „Vorhölle" war nach grauenvollen Kämpfen erobert, und der Feind drang über Berge von Leichen gegen die zweite Verteidigungslinie vor, die von der „Griechischen Zitadelle" hinunter über die alten Westbastionen nach der Vorstadt Barkly-Falern lief. Auch diese Linie konnte eigentlich gegen eine Armee gehalten werden, da sie von Marsos mit allen Listen erbaut und mit allen Techniken des Verteidigungskrieges befestigt war. Wenn trotzdem Grund zur Beunruhigung bestand und um die vierte Nachmittagsstunde Falern plötzlich von dem Gefühl fürchterlicher Gefahr besessen wurde, lag es an etwas anderem, an einem Umstand, der selbst von dem bedächtigen Feldherrn nicht in Erwägung gezogen war und jetzt entscheidend für das Schicksal Falerns werden konnte.

Doch etwas andres zuvor. Es verbreitete sich nämlich mit einem Male in der Stadt das Gerücht, die „Griechische Zitadelle" sei gestürmt worden und damit die gesamten Westbastionen in der Flanke bedroht. Woher das Gerücht kam? Unerfindlich. Es war da und erwirkte Fürchterliches. Weiber liefen aus der unteren Stadt die schmutzigen Straßen zur Rocca hinauf, deren Tore von Kriegern besetzt waren, die sie befehlsgemäß nicht einließen. Schreiend warfen die Flüchtenden den Wächtern ins Gesicht: „Habt doch Erbarmen mit den Kindern, wollt ihr denn, daß wir alle umkommen? Oh, ihr Hundsfötter, ihr verlausten, ihr wollt Falernesen sein!"

„Fort!" donnerte der Zugmeister Froo, der das „Große Tor" schützte. „Verdammtes Pack, wir schließen die Bohlen, wenn ihr nicht sogleich verschwindet! Unsinn schwatzt ihr! Falern steht."

Die Weiber mehrten sich. Neue kamen mit Gerät und kleinen

Kindern auf Karren, Entsetzen auf den Gesichtern oder trotzige Empörung. Es waren Frauen der Südstadt, mager und verbraucht. In ihren Gesichtern lagen Falten, grau und tief wie die Morgenstunden, in denen sie sich alle Jahre zu ekler Arbeit erhoben hatten. Sie schrien durcheinander, versuchten sich durch das Tor zu drängen und beschimpften Froo.

„Wißt ihr nicht, daß die Zitadelle erobert ist? — Die Weststadt ist gefallen! Der Feind ist gleich in Falern. Laßt uns ein, gleich kommen die Männer, dann müssen wir draußen bleiben. So habt doch Erbarmen und laßt uns ein!"

Ein wenig verwirrt blickte Froo um sich. „Unsinniges Gerücht," murmelte er. „Lauf einer zum Rat und frage! — Nicht eher Einlaß, als bis Erlaubnis, ihr Hundsfötter —! Musketen vor, sage ich, fort!"

Wie schwarze Fahnen flatterte eine Angst durch das Volk von Falern. Wenn der Feind drinnen war, was dann? Er war grausam, kalt, berechnend, hart — ah, das wußte man. Er sperrte das Wasser ab und schickte Spione in die Stadt, daß sie die Brunnen auskundschafteten, um sie zu vergiften. Aber die siebenunddreißig Brunnen waren noch voll ihres kostbaren Stoffes, streng bewacht durch die besten Falernesen und ganz unversiegbar, da sie in sechzig Meter Tiefe gestochen waren. War aber der Feind erst in der Stadt, würde er alles vergiften und zerstören und keine zehn Tage hielte sich die Rocca.

Ein großer Zug von Frauen, Greisen und Kranken zog zur Kirche des Heiligen Franz. Eine Prozession mit silberweißen Bannern, singend und heulend. An ihrer Spitze der Mönch Mendax.

Sie quollen durch das hohe Portal in die mächtige Dämmerung des Raums, die eisig wie der Atem der Unendlichkeit ihnen entgegenschlug. Sie beugten sich zur Erde, zur feuchten Erde und sangen die Litanei von der Erlösung durch den Tod des Herrn, und droben auf der Empore setzte mit dem Brausen eines Sturms der Gesang der Orgel ein.

Mendax aber hatte die Arme hochgereckt, daß sie weiß und mager wie Lichter aus dem Grau der Kutte in die Höhe stießen, und seine Stimme erfüllte die eisige Luft des Raums mit der Glut des Geweihten:

„Beuge dich, stolze Stadt, beuge dich tief vor der heiligen Stunde deines Todes. Falern, du stirbst, du Vaterstadt, du Kinderstadt, du Heimat unsres Glückes, du Wohnung unsrer Ahnen. Vorbei, zu Ende, zu Ende! Beugt euch nieder in Demut, denn ihr seid das Geschlecht, das ausgewählt wurde, für die Sünden der Vergangenheit zu büßen. Schuld säten sie, Qual müßt ihr ernten. In Lust zeugten sie, daß ihr in Schmerz gebärt. Sie feierten, damit ihr darbtet, sie lebten, damit ihr sterbt. Flucht ihr ihnen? Wem flucht ihr? Euren Ahnen? Eurem Gebein? Ist nicht ihr Blut in euch? Tragt ihr nicht dieselbe Sünde in den Adern, würdet ihr nicht wie sie die Nächte durchtollen, wenn nicht der Feind an den Mauern rüttelte, wenn nicht Gott euch das heilige Leid geschickt hätte als Prüfung für die Auserwählten?" und mit heulender Stimme schrie er auf die erbebende Menge: „Verfallen dem ewigen Tode sind die, welche in dieser Stunde die Fäuste gegen Gott heben und ihrer Mutter fluchen, die sie gebar. Denn sie haben nichts als Qual. Sie haben die Vorhölle hier, um in der Hölle drüben zu verbrennen. Sie haben nichts als Leere, weil nur Fraß und Zeugung sie zu füllen vermocht hat. Sie haben nichts als den Fluch, weil nur Sünde ihnen ihr Leben verschönen konnte. Ihr, die ihr heult und wimmert, seid verloren, nichts rettet euch, nicht der Tod, nicht das Leben, nicht Gott und nicht der Teufel. Elende ihr, Armselige, wißt ihr nicht, daß Leid höher ist als Glück, daß es nur den Auserwählten Gottes beschert ist, zu leiden? Brennen euch die Eingeweide? Hungern eure Kleinen? Sterben eure Väter und Söhne? Wohl euch, wohl uns, denn wir müssen hinein in dieses Meer von Blut, wir müssen uns in Qual zur Erde beugen, Lasten auf dem Rücken und das Brausen wilden

Wehes in den Ohren. Wir müssen leiden, um zur Gnade zu kommen. Nur wer durch die Wüste der Qual geht, wird zum Tal der Seligkeit gelangen. Denn es gibt keine Seligkeit ohne Leid. Und wer von euch eine solche siehet, muß sie fürchten wie die Pest, da sie ein Geschenk des Teufels ist. Nur was aus dem Leide geboren ist, hat Bestand. Und wehe dem, der ein Glück geschenkt erhielt, man wird es ihm mit Blut und Knochen wieder aus seinem Leibe reißen. So seht um euch, seht diese Stadt in Schmerz erbeben, in Zuckungen liegen, in Qual stöhnen — seht um euch Hunger, Armut, Entbehrung, Frost, Krankheit, Fieber, Tod. Vergeblich? Seid ihr Blinde? Werdet sehend! Laßt alles Unglück Falerns, die Sorge eurer Brüder, das Leid des Nächsten, laßt es mit durch eure Brust strömen, je mehr um so besser, je tiefer um so heiliger. Leide, Volk von Falern, dann wirst du in der Tiefe des Leids die Seligkeit erfahren, die dir sagt, daß dieses alles von Gott kommt, hohen Sinnes voll ist, höchstes Glück im Schoße birgt. Beuge dich, Falern, hungere Falern, stirb, du Stadt unsrer Väter, du leuchtende, starke, jubelnde Stadt, denn aus deinem Tode springt das Leben, das wir nicht kennen, um dessentwillen wir aber sterben müssen, sterben müssen — —"

Seine Stimme rauschte wie ein schwarzer Vogel durch den Raum. Brausend setzte das Geheul der Orgel ein, Schluchzen barst auf vom Grunde der Kirche, wo Tausende in zuckendem Leide lagen.

Mendax stieg hinab. Hoch, mager, mit flackernden aufgerissenen Augen, als sähe er eine Vision. Die Flügel des Portals öffneten sich. Draußen tropfte Sonne zwischen silbernen Winterwolken. Das Volk erhob sich, drängte sich um ihn, berührte sein Kleid, bat ihn um den Segen seiner Hand, trug die Kranken zu ihm, daß er sie heile. Er aber schaute in lächelnder Verzückung auf die Bebenden, hob seine Hände und sprach: „Brüder und Schwestern, aus der großen Liebe quillt eure Qual; aus ihr wird eure Erlösung quellen. Gott

ist mit uns, da er uns peitscht." Und er beugte sich zu einem Fieberkranken und küßte ihn auf die Stirn.

Über seine hohen blassen Schläfen floß das weiße Licht der Sonne in die unsteten Augen des Kranken, der ruhiger ward. Dann ging der Mönch weiter.

Befehl von Marsos kam: Letzte Reserven! Das Unheil brach los. Die grüne Fahne von Falern mit dem springenden Löwen wogte über dem Turm des Stadthäupterpalastes im Winde, mit schwerfälliger Gebärde nach Westen grüßend, wo die Ströme immer neuer Truppen gegen die geschwächten Verteidiger anschwollen. Die Brandung stieg. Gefahr.

Schnee und Regen schnoben im kalten Ostwind über die Gassen. Kein Nebel. Aber ein arges Wetter, das jedes Gesicht mit Riemen peitschte. In hastigem Schritt, gedrängte Kolonnen, eilten die Reserven auf Marsos' Befehl gegen die wankende Westlinie. Im Norden kletterte der Feind am „Hahnenschrei" hoch. Feuer und Pech, Schwefeldampf und Steine ließ Bezirkskommandant Rey gegen ihn los. Ein Ringen an den Kanten und Stechgräben, verzweifelt und tierisch. Sieben Angreifer auf einen Falernesen. Aber dieser eine dachte an sein Haus irgendwo in der Altstadt, an die bebende Frau, die schon die letzte Habe mit fliegenden Händen zusammenraffte, und stieß mit zehnfacher Wut gegen die ankletternden Leiber. Rey wußte, daß er an Sukkurs nicht denken durfte. Also sterben oder siegen! Es lebe Falern!

Zuckerschmidt stand im Feuer der Südkämme. Den ersten hatte er räumen müssen. Das war etwa fünf Uhr nachmittags. Abends um acht Uhr fiel der zweite Südkamm in die Hände des Gegners. Darauf Zuckerschmidt zu Marsos: „Bis zehn Uhr halte ich den dritten, nicht eine Minute länger."

Marsos zurück: „Sie werden ihn bis morgen halten."

„Als Toter, jawohl," stieß Zuckerschmidt hervor. Der dritte Kamm war ein Gitterwerk von Verhauen, ein Netz von Stech-

gräben, ein Sieb von Wolfsgruben. Die Krieger des Hauptmanns hatten mit Aufbietung aller Kräfte, mit der Wut der Verzweiflung gearbeitet. Leben? Das ist nichts. Verteidigen ist alles. Wen verteidigen? Uns? Unser Leben? Nein, Falern. Wir gelten nichts, Falern alles. Und in Schnee, Regen, Schlamm, Dreck, Pulverrauch dachten sie aufstöhnend ihres Bettes daheim, ihres Kindes vorm Hause, das sie schützten, dachten irgendeines rührenden Spielzeuges und sahen das gequälte Gesicht der Mutter.

In den Ostlagern lief Le Ré durch die dünnen Reihen seiner Soldaten. „Auf jede Meile ein Mann," murmelte er außer sich. „Marsos ist wahnsinnig oder Falern bereits verloren!" Er zitterte vor Erregung. Das Donnern der Bombarden klang wie Gewitter von Westen her. Die Nacht stand flammend über der Stadt. Roter Himmel, den Wind und Schnee wusch. Le Ré lugte scharf nach Osten hinüber in die blaue Finsternis: jenseits der Abhänge schien Bewegung das Dunkel aufzuschütteln. Ein Licht? Nein. Erloschen. Will er angreifen? Warum greift er nicht an? Wenn es hier losginge, wäre Falern geliefert. Le Ré ballte die Fäuste im Pelz: vermutlich hat er's nicht mehr nötig. Aber wenn, dann — oh, noch unsre Leichen werden den Sieger in die Fersen beißen. Regen peitschte ihm ins Antlitz. Gewitter von Westen. Der dumpfe Knall einer Explosion. Ein gelblicher Schein brach südwestlich gegen den erleuchteten Himmel. Wir? Drüben? Le Ré stampfte mit dem Fuß auf. Ah, verflucht, verflucht, hier stehen und nichts wissen.

Eine Gruppe ging eilig vorbei.

„Immer Lärm machen, laufen, laufen!" rief der Bezirkskommandant. „Sie sollen denken, eine Armee liegt noch im Osten."

Er bemerkte, wie müde die Gesichter der Leute waren. Fast welk und ergraut. Selbst die Jungen schienen alt zu sein. Ihr Gang war schlaff, verkrampft ihre Hände.

Le Ré sah ihnen nach und begriff plötzlich Falerns furchtbarsten Feind: den Hunger.

Das war es. Hier lag der Punkt, wo sich Marsos verrechnet hatte. Er rechnete mit Soldaten, mit Zahlen, mit Material, mit dem Mut der Falernesen, mit der Wut des Verteidigers, mit der Unermüdlichkeit seines Hirns — aber mit dem leeren Magen rechnete er nicht.

Plötzlich gegen Spätnachmittag schlugen ein paar Leute um. Weder erschossen noch verwundet, — sondern nur matt, erledigt, verhungert.

Assàl meldete Abnahme der Kampfkraft in der Zentralstellung. Die Leute wären schwach. Einige weinten. Marsos' bronzenes Gesicht hob sich metallen gegen ihn: „Haben sie nichts zu essen bekommen?"

„Gewiß," sagte Assàl, „doppelte Rationen. Aber sie haben ein Jahr lang und mehr Viertelrationen bekommen, und das macht ein fetter Bissen nicht mehr gut."

Marsos zuckte die breiten Schultern. Sein Antlitz glänzte vor Schweiß, blau traten die Adern an den fahlen Schläfen heraus.

„Reserven," befahl er.

„Die Rocca ist leer bis auf die Wachtler."

„Weiß ich. Aber in den Lagern auf dem ‚Großen Spiegel' liegen noch die eisernen Kohorten."

„Es sind die letzten."

Marsos nickte.

Assàl schickte die Melder fort: „Eiserne Kohorten".

Draußen fegte der Wind zerregneten Schnee an das Gemäuer der Kasematte. Der Turm der „Griechischen Zitadelle" schien zu erzittern im Gebell der Bombarden, die unten dicht vor den letzten Gräben Feuer auf Falern spien. Ein Hagelschauer prasselte auf den Hof. Meldegänger flogen, Läufer riefen sich zu, Krieger standen, die Muskete in der Faust, eng gepreßt, wartend auf den Befehl. Droben auf den Wällen

aber lagen sie bäuchlings im Pulverdampf und schossen hinunter in die Nacht. Die Zugangswege hinauf rollten sie mächtige Blöcke an, Feuerspritzer und Gefäße, die im Augenblick des Angriffs brennendes Pech über die Stürmenden gossen. Von den vier Signaltürmen der Zitadelle flogen grün und rot die Lichter in die fauchende Nachtluft, knatterten hoch, erloschen. Eine Sirene vom Hauptturm brüllte. Dreimalig tiefer Ton, der wie ein grauer Vogel mit langer schwerer Schleppe über die Bastionen flog.

In der Zentralstellung, wo Blà stand, horchte man auf. In Dreck, Qualm, Feuer und Schlamm hörten die Falernesen daraus die Ankunft der letzten Truppen.

Blà stand mit sieben dezimierten Kohorten in einem Gewirr von Verhauen und Gräben. Fieberglühend, matt, aber fliegend vor Erregung und entschlossen, keinen Schritt Boden mehr aufzugeben. Dieser Posten hieß die „Höhle". Es war die sogenannte Zentralstellung. „Attica", „Vorhölle", „Schwarznest" waren geräumt. Total zusammengeschossen, verbrannt, zerstört, ausgeräuchert. „Rohrdommel" stand noch im Feuer verzweifelten Ringens. Der Ostflügel der Stellung noch in Blàs Hand. Mitte und Nordwest vom Gegner besetzt, der sich notdürftig in den Ruinen verschanzte und Berge seiner Leichen als Wälle gegen Falern aufschichtete.

Vor einer halben Stunde befahl Marsos Gegenangriff. Blà folgte, aber es geschah das Schreckliche, daß den Falernesen, die seit der Frühe im Kampf standen und kaum drei Stunden Ablösung gehabt hatten, die Kräfte versagten. Einige fielen um, torkelten, ließen sich zusammenschießen, ohne Deckung zu suchen, liefen fort, sinnlos fort, irgendwohin.

Hunger.

Blà versuchte nun den Ostteil „Rohrdommels" mit ein paar Unerschütterlichen zu halten und den andern staffelweise Ruhe und Nahrung zuzuführen. Aber, als ob der Feind es ahnte, setzte auf der ganzen Front der Zentralstellung erneut

der Angriff ein, und jeder, auch der schwächste, mußte hinter Gräben und Verhaue. So sah Blà seine Leute schweißtriefend, mit verzerrten Gesichtern und ohnmaßen überdreckt, bis an die Knie in Pfützen und Gestrüpp stehen. Er sah sie ihre Pflicht tun, aber er fürchtete, daß plötzlich alles zu Ende sein könne; plötzlich eine Panik, ein entsetzlicher Gedanke, eine Angst oder sonst etwas völlig Unvorhergesehenes — und dann, dann — dann war Falern verloren, total verloren, erledigt, eine eroberte Stadt. Denn war die Zentralstellung einmal durchbrochen, konnte man der Zitadelle von Süden und den Kämmen von Norden her auf den Leib rücken und mit ein bißchen Nachdruck, Geduld und Übermacht alles über den Haufen rennen.

Darum zitterte Blà. Er stand vor der Pulsader von Falern und wehrte die blitzenden Schläge, die gegen sie geführt wurden. Er schrie um Verstärkung, und Marsos, der wußte, was auf dem Spiele stand, warf die eisernen Kohorten vor.

Sie kamen an, rückten in die Stellung, luden, schossen, standen wortlos im Kampf. Die, welche schon acht Stunden im Feuer waren, wankten zurück. Aus der Küche ward Suppe an sie ausgeteilt. Viele gossen das Getränk gierig den Schlund hinab, andre wehrten müde ab. Es hatte sie Ekel gepackt, Brechreiz umkrallte ihre Kehlen. Schlimm, denn die waren zum nächsten Sturm nicht mehr zu brauchen. Sie legten sich auf den Mantel mitten in Schnee und Wasserstürzen, die mit Windstößen vom Himmel fegten, mitten in den Dreck aufgewühlter Wege und fielen in bleiernen Schlummer.

Unter denen, welche eben eintrafen, befand sich Mendax, der Mönch. Hager und größer als alle, glich er einem Vogel mit bösem Schnabel und scharfem Raubtierauge. Er wußte zu kämpfen, denn er war Falernese und verteidigte wie der schmutzigste Kätner der Südstadt mit der heiligen Wut des Überfallenen sein Haus. So stand er gebückt hinter einem Wall aus Säcken und Gestrüpp, lauerte auf die Wellen der

Angreifer und schoß auf das kurze Kommando des Bannerführers Adoo, ruhig, regelmäßig, präzise. Neben ihm stand ein Falernese, der das gleiche tat. Auch zur Linken einer. Und rechts und links, eng ihm verhaftet, stand Falernese auf Falernese, Menschen seiner Stadt, Brüder in gleichem Blut, die alle dasselbe wollten und nichts andres dachten als: „Abwehr" und „Mein Falern".

Marsos hatte für die Benutzung im Regen gewisse Pulverschützer, kleine Dächer über dem Verschluß, erfunden, die sich vorzüglich bewährten und etwa achtzig Prozent aller Flinten trocken und brauchbar hielten. Der Feind hingegen konnte bei diesem Wetter die Schußwaffe nicht benutzen, mußte also immer versuchen, nahe heranzukommen, um mit Übermacht und Angriff die Falernesen zu werfen. Indessen nützte das alles wenig, wo einer gegen zwanzig stand, und Mendax, der lud und schoß, erkannte mitten im Kampfe mit greller Klarheit, daß Falern zu tiefstem Leide ausersehen war. „Und selbst wenn ich wüßte, also wenn ich Gott wäre und genau wüßte, daß nach drei Stunden Falern fallen müßte, würde ich dennoch hier stehen und schießen. Ja, ich würde mitten im gräßlichsten Gemenge meinen Leib schützend vor die Stadt werfen, die doch eine sterbende ist."

Er schoß. Pulverrauch biß in die Augen. Er dachte: Warum? Weshalb dies alles? Ist es nicht lächerlich, unser Leben zu opfern für eine Stadt, deren Tod bestimmt ist? Mitnichten: denn wir sind Falern. Stirbt Falern, so sterben wir auch. Falern ist das Herz, wir sind seine Hände. Wollen die Hände leben, wenn das Herz nicht mehr schlägt? Die Kugel einer Bombarde riß die Sandsäcke auf, und Mendax hatte den Mund voll Staub und Asche. Er beugte sich vor und spie aus. Der Falernese daneben sah ihm erstaunt ins Gesicht und lächelte flüchtig. Denn Mendax' Antlitz war völlig mit Erde und Schmutz bedeckt, der auf der beregneten Haut klebte und ihm das Aussehen eines Mohren gab. Er wischte sich über

Stirn, Nase und Mund. Seine Hand war braun. Dann dachte er: wozu? und tastete sich zu seinem Posten. In demselben Augenblick kam die Order zum Ausrücken.

Wie? Ausrücken? Ja, kommt nicht der Angreifer gegen uns gelaufen? Ah — da fiel ihm ein: die Bombarde eben war ein Zeichen abgeschlagenen Sturms. Nun gut, gut, also ausrücken, vorwärts. Er formierte sich hinter seine Kameraden. Der Befehl ward weitergegeben: „In lockerer Gliederung gegen ‚Rohrdommel' vor." In „Rohrdommel" tobte es noch. Hinein in die Hölle! Mendax lachte auf. Sie ließen Falernesen zum Schutz der Wälle zurück und glitten das Feld hinab, vorsichtig, den Führerlichtern nach, zwischen Wolfsgruben und Stacheldrähten hindurchgehend. Man wollte versuchen, von der Flanke gegen die bedeckte „Rohrdommel"-Stellung anzurücken und mußte zu diesem Zweck auf etwa zweihundert Meter über ein Schußfeld.

Leichen lagen in der Finsternis wie gefällte Bäume im Wege. Blut und Regen bildete Lachen oder hatte sich zu klebrigem Schlamm geformt, der sich an die Stiefel heftete und sie schwer machte, als trügen sie Sohlen aus Blei. Stumm, in höchster Erregung, schritt die Kolonne vor. Locker gefügt, nicht dicht, bereit, auf Signal oder Befehl hin sich sofort in Morast zu werfen.

Plötzlich fühlte Mendax einen irrsinnig heftigen Schmerz in der Kniekehle. Er schrie leise auf und blieb stehen. Da erblickte er, kaum erkennbar im Schatten der Nacht, einen Bewegungslosen am Boden, dessen Faust ein langes Messer umkrallte. Ein Toter. Ein Toter? Sinnlos. Ein Toter sticht nicht. Jetzt bewegte sich der Arm mit dem Messer, und Mendax, der sich tief niederbeugte, erkannte deutlich, wie in dem blassen Gesicht zwei wüste Augen standen, die an ihm vorbeiglotzten in die gerötete Nacht brennender Stellungen. Ein Feind, der — nein, nein! Das war das kurze graue Wams der Falernesen. Ein Falernese. Der Mönch ahnte etwas Fürchterliches, verbiß

seinen Schmerz, vergaß seinen Schmerz und sah dem gequälten Bruder ins Antlitz: „Warum stachest du mich?" fragte er. „Ich bin Falernese wie du."

Der Liegende bewegte die Augen, sie glitten irr und unwissend über Mendax hin. Blutiger Schaum stand ihm getrocknet vor dem Munde. Und aus diesem Munde quoll eine Stimme, die nur noch der Schatten einer Stimme war.

„Wie?" sagte Mendax. Er horchte. „Was willst du, Lieber..?"

„Kwäh —"

„Ich verstehe das nicht."

„Sepiron astlach e nantaska tschäh ..."

Die Stimme gurgelte, als spränge eine kleine lustige Kugel unentwegt in der Kehle umher. Mendax überrieselte es. Er stöhnte auf, beugte sich zu dem Kranken und wischte ihm mit seinem Tuch den blutigen Schaum von den Lippen. Es war ein noch junger Mensch, es waren frische Lippen, die kaum der erste Bart umschattete. „Was willst du, sprich, ich verstehe nicht —?"

Der Liegende rollte die Augen. Irr, dabei voll wissender Lichter, als sähe er etwas, was niemand außer ihm in der Welt sonst sah: „Znarz alyptora willeratsch kwäh," gurgelte er. Darauf folgte etwas wie ein kurzer Aufschrei und eine Welle von Blut schoß über den Brustlatz. Die Augen drehten sich und wurden weiß.

Mendax kniete in den Schlamm und versuchte den Kopf des Sterbenden zu heben, da — schrak er mit einem erstickten Schrei zurück: Er erkannte deutlich, ganz deutlich, weil er sein Gesicht dicht vor dem Gesicht des Liegenden hatte, daß die obere Hirnschale glatt abgehoben war. Das Hirn lag frei, gleichsam sauber herausgeschält und dem Regen preisgegeben. Daneben die Schädeldecke mit einem blutigen Haarschopf. Mendax starrte auf das Grauenvolle. Er sah deutlich die braunen, verschlungenen, unbegreiflichen Windungen des Hirns, Fasern und Vertiefungen, Schnecken und Längsstreifen.

Er starrte hinein. Er erblickte das Mystische, ewig Verborgene, ewig Geheime, ganz offen, völlig nackt und aller Welt sichtbar. Er fühlte, wie ein Schüttelfrost seinen Körper faßte. Er wollte sich erheben, wankte, stützte sich auf die Muskete und spürte, wie der Boden sich langsam zu drehen begann, als sei die ganze Welt ein braunes, welliges Gehirn. Dann tastete er mit einem letzten Schimmer von Bewußtsein nach einem Halt, griff ins Leere, schrie auf und stürzte.

Als Mendax erwachte, fand er sich auf einem Feldbett im Lazarett von Pascal St. Amherbe wieder, sehr schwach und völlig im unklaren über den Weg, der ihn hierher geführt hatte. In langer Reihe stand Bett neben Bett; auf der Erde Strohlager, auf denen sich Verwundete, Kranke, Fiebernde wälzten. Was bedeutet das? dachte Mendax. Wie bin ich hierhergekommen und was ist mit mir geschehen?

Es war Nacht. Eine flackernde Öllampe hing von der Decke und warf ein jämmerliches Licht in den kahlen Raum, dessen Luft stickig und verpestet war. Die Lampe stank abscheulich, qualmte obendrein und flackerte, als ob sie im Verlöschen sei. Sie quälte den Mönch. Er wollte aufstehen und sie ausblasen. Doch als er sich hochrichtete, empfand er einen brennenden Schmerz im Kniegelenk. Er klappte erschreckt zusammen und lag da.

Er drehte sich zur Seite, um in bessere Lage zu kommen. Dabei erblickte er neben sich auf dem Nachbarlager (die Feldbetten standen immer zweischläfrig zusammen) einen totenblaß aussehenden jungen Mann mit verklebten blonden Haaren, der ihn mit fiebernden tiefliegenden Augen anstarrte. Den kenne ich doch, dachte Mendax. Irgendwo ist er mir schon begegnet. Aber wo? Wo? Nun, das ist ja gleichgültig. Aber warum starrt er so?

„Du schläfst auch nicht?" fragte der Blonde. Der Mönch verzog das Gesicht, weil er sein Knie bewegt hatte.

„Ich war wohl lange ohnmächtig?"

„Sehr lange. Vor drei Stunden brachten sie dich herein. Wo sitzt es denn?"

„Ach, am Knie," versetzte Mendax. „Bei dir hat's am Kopf was gegeben?"

Der Angeredete tastete mit der Hand nach dem Turban, der ihm um die Stirn gewickelt war und nickte.

„Wie steht es mit Falern?" fragte Mendax.

„Falern fällt nicht. Ich glaube, sie kämpfen am dritten Kamm. Ich stand bei den Südkämmen."

„Zuckerschmidt?"

„Ja, unter Zuckerschmidt. Ich wäre beinahe draufgegangen. Aber nun ist's gut, und jetzt kann ich wieder meinen Weg gehen."

Mendax verstand nicht: „Willst du denn schon auf?" Der andre: „Denke nicht daran. Der verfluchte Kopf ist eine Dreschmaschine, sage ich dir. Aber denken kann ich schon, siehst du, und morgen werde ich schon noch mehr können." Nach einer Pause herausstoßend: „Falern muß gerettet werden!"

Mendax sah in die fanatischen Augen und fragte erstaunt: „Willst du es retten?"

Der Angeredete schwieg und betrachtete die qualmende Öllampe. Mendax versuchte sich aufzurichten, um das Fenster hinter seinem Bett zu öffnen. Es gelang ihm unter Schmerzen. Ein frischer Luftzug strömte herein. Das Rauschen des niederfallenden Regens verschwamm mit dem Singen der flackernden Lampe. Müde legte er seinen Kopf auf die Kissen: „Falern stirbt," sagte er leise vor sich hin.

Der Blonde fuhr um: „Das alte Falern, ja, aber ein neues steht auf."

Mendax schloß die Augen: „Es gibt nur ein Falern, das ist die Stadt des Glückes, des Reichtums, des Wohllebens, die Stadt der schönen Weiber und der reichen Gastmähler. Und die Stadt stirbt, weil die Schale ihres Glückes voll ist. Nun

füllt sich die Schale der Qual, der Entbehrung, des grenzenlosen Leids, bis sie jene aufwiegt. Dann bricht die Achse und alles ist zu Ende."

Der Blonde warf sich erregt hin und her.

„Welch ein Unsinn, Mönch. Siehst du, dein Gesicht erkannte ich kaum im Dunkeln, denn es ist verdreckt, als hättest du dich im Boulangermoor gewaschen. Aber ich höre deine Rede und weiß, daß du Mendax bist. Du predigst den Tod Falerns, ich lehre sein Leben."

Mendax wandte die Augen langsam zum Sprecher: „Du suchst noch das Glück?"

„Ja, das Glück. Aber nicht das alte Glück, wo wenige praßten, weil viele im Kote schrien, sondern das neue der Auferstehung durch die Gerechtigkeit. Still doch, du verstehst mich nicht; ich will Falerns Rettung, aber nicht durchs Schwert ist es zu retten, sondern nur durch — einen — großen — Gedanken." Er faßte sich an den Kopf. „Ich habe den Gedanken. Heute. Ganz fest. Ich weiß, ich sehe alles ganz genau und fühle, daß ich es bin, der Falern retten wird, hörst du, Mönch, ich!"

„Wer bist du?"

Der andre lachte: „Ein Nichts. Irgendeiner. Aber spürst du nicht: darin liegt der neue Gedanke! Nicht Graf Soundso, etwa Graf Minotto oder Feldherr Marsos oder Fürst Soundso oder Prinz Soundso retten Falern, auch nicht die ganze Entenschar schnatternder Ratsherrn im Stadthäupterhaus, die Würde, Geld, Titel und Namen haben, sondern ein Unbekannter rettet Falern, irgendeiner, eine Blase, die aus dem trüben Schlamm der Südstadt aufsprang, eine Fliege, die man bisher fortjagte, eine Schabe, die man zertrat, ja, eine Schabe. Das ist es."

Er keuchte vor Erbebtheit. Der Mönch faßte ihn an der Hand. Liebevoll und ruhig sprach er: „Du fieberst, mein Bruder —"

Wütend unterbrach ihn der andre: „Ich spreche nicht im Fieber. Siehst du denn nicht, was ich meine? Ah, du siehst

es nicht! Nun, so wirst du auch untergehen, du auch, alle, die nicht diese Idee begreifen, sie erfassen, werden untergehen."

„Du sprichst recht, wir werden alle untergehen," sagte Mendax ruhig.

„Nein, nicht so, nicht so, — wie du mich falsch verstehst! Das alte Falern geht unter, und das neue überdauert."

„Und die Feinde?"

„Falern ist nicht zu erobern. Es wird irgend etwas geschehen, und sie ziehen ab oder lassen im Sturm nach oder machen Frieden."

„Und wir, mein Bruder?"

„Wir? Neu anfangen! Siehst du, ich weiß, daß die Affen im Rat sagen, das heißt einige, nicht alle, die sagen, daß sich die Stadt nur noch drei, vier Monate halten kann. Unsinn! Die Stadt kann sich noch Jahre halten! Jahre, sage ich dir. Und inzwischen sind die drüben fort. Und inzwischen hat San das neue Falern erschaffen."

Mendax horchte auf: „Bist du San?"

„Ja, ich bin es, und schon hier auf diesem Schmerzenslager sehe ich, daß du mein Feind bist, Mönch, vielleicht mein ärgster, denn du predigst den Tod und ich das Leben —"

Das Rollen der Bombarden floß dumpf herüber und fiel in hartem Echo von den Mauern der Rocca.

Die beiden schwiegen. Da hörten sie einen Gesang.

Mendax horchte auf. San starrte in die verglimmende Lampe, die ihr mageres Licht wie ein hilfesuchendes Fahnentuch hin und her schwenkte.

Der Gesang war stark, lebendig, erfüllt von brausendem Gefühl. Es waren Frauenstimmen. Jetzt hörte man das Trappeln vieler Schritte, gleich als zöge eine große Menschenmenge herbei. Mendax richtete sich zum Fenster auf und blickte hinaus. Auch San hörte, daß etwas vorging und fragte, was los sei. Die Straße lag kotig im Spülicht des Januarmorgens.

Am Rain magere Ulmen, die ihr Geäst ängstlich vor das aufplatzende Feuerwerk der Front breiteten. Zur Rechten aber, wo die Straße zur Südstadt hinabbog, kam eine schwarzgraue Masse daher, singend, rufend, von irgend etwas Ungeheurem beseelt. Aus dem Rhythmus ihres Ganges schälte sich klar der Sinn ihres Liedes heraus:

„Wir ziehen in den Tod zu deinen Ehren,
Wir ziehen in die Schlacht zu unserm Herrn,
Uns mag der Feind bis auf das Blut zerstören.
Wir sterben gerne — lebe nur Falern!"

Sans Turban tauchte neben dem blutleeren Gesicht des Mönches am Fenster auf. Seine Augen glühten. „Weiber ..." sagte er.

„Es sind die Frauen von Falern, die in die Schlacht ziehen —"

Der mächtige Troß zog in geordneten Kolonnen, bewaffnet mit Musketen, Schwertern, Sensen, vorüber. Eine unbekannte Gewalt hielt sie zusammen. Geballt zu einem mächtigen Gedanken, gebaren sich von innen Kräfte, die bis in die Sterne flogen.

San schrie leise auf: „Viktoria!"

Mendax hörte nicht. Brennenden Auges blickte er auf die Vision.

Der Gesang schwoll auf wie ein flatterndes Banner im Sturm. Er zerdrückte den Lärm der Schlacht und hob die verschlafenen Gesichter der Verwundeten aus schwerem Schlummer. Die Frauen Falerns zogen vorüber, hundert, dreihundert, fünfhundert, tausend und mehr. Ein Zug von Frauen, die ihr Letztes gaben, um die Stadt zu retten: sich selber.

Mochten daheim die Kinder bei den Greisinnen liegen. Wir haben Kräfte und sind eine lebendige Mauer.

„Das ist das Wunder," flüsterte San.

Mendax schwieg und starrte hinaus. Der Zug bog rechts ab,

mitten hinein in das Feuer der Schlacht, die Raketen in das Schwefelgelb des Morgens warf.

In der Stunde, wo Marsos die Räumung des dritten Südkamms befahl, ward ihm der Zug der Frauen von Falern gemeldet. Sein schweißbedecktes, narbiges Gesicht zeigte kein Verwundern.

„Waffen für sie, die kräftigsten voran, und sofort südwestlich zwischen Südkamm und Zentralstellung vorstoßen," befahl er. Er rechnete mit dem Untergang, aber er versuchte das Äußerste. Er spielte auf Zero und gewann alles.

Dieser plötzliche, völlig unerwartete Vorstoß verwirrte den Feind. Er zog die Angreifer von Süden zurück. Zuckerschmidt griff mit der Wut der Verzweiflung in die Lücke ein und schnitt sieben feindliche Kohorten ab. Siegestaumel erfaßte die dem Wahnsinn Nahen. Blà bemerkte, daß der Gegner „Rohrdommel" verließ, Rey eroberte „Hahnenschrei" zurück, und um sieben Uhr in der Frühe war die unbegreifliche Wendung eingetreten. Der Sturm abgeschlagen. Sieben Uhr fünf Minuten bestieg Marsos Onyx und ritt zu Zuckerschmidt, der ihm weinend um den Hals fiel. Der Feind räumte die Südkämme, Berge von Toten zurücklassend.

Der Sturm hatte fünfundzwanzig Stunden gedauert. Falern schrie auf vor Glück.

Katastrophen

Falern war matt wie nach ungeheurem Blutverlust. Eine große Schwäche lag über der Stadt.

Nur einer ruhte nicht. Marsos. Er ließ die Stellungen neu ausbauen. Er stieß um, was sich in diesen Stunden der Schlacht als unbrauchbar erwiesen hatte. Er befestigte die Stadt nach neuen Plänen. Man sagte von ihm, daß er nie-

mals schliefe, denn im Hochquartier auf der „Griechischen Zitadelle“ sah man oft bis zum Morgen Licht. Und in der Frühe schon wieherte Onyx seinem Herrn entgegen, der, nur von Bezirkskommandant Blà begleitet, die Arbeiten persönlich kontrollierte.

Auch im Lebensmittelamt wurde fieberhaft gearbeitet. Soltan verteilte etwa die Hälfte aller in der Schlacht von Ferapont erbeuteten Lebensmittel unentgeltlich an die Bevölkerung. Er versprach sich davon mannigfache Wirkungen auf die Stimmung der niederen Klassen. Vielleicht nahm er auch an, daß diese Maßregel zur Befestigung seiner Beliebtheit dienen werde. Aber er täuschte sich. Das Volk nahm entgegen, als wäre es Luft und Licht. Viele murrten auch jetzt über ungerechte Verteilung, und es wurden Stimmen laut, die empört fragten, warum die Lebensmittel nicht allein an die Armen und Niederen abgegeben worden seien, und woher man die Stirn habe, auch die Vermögenden mit gleicher Quote zu bedenken. Wer hinter diesen Meinungen stand, ist unschwer zu erkennen. San. Er war entschlossen, alles zu wagen, um den Umschwung in der Stadt durchzusetzen, der seiner Meinung nach allein die Rettung verbürgte. Was er sich darunter vorstellte, blieb fürs erste dunkel. Zunächst lockerte er den Boden dadurch, daß er sich selber eine ungeheure Popularität verschaffte. Wie er es erreichte? Ich weiß es nicht. Aber Tatsache ist, daß seine Verwundung in der ganzen Südstadt ein Feuer des Mitgefühls für ihn entfachte und vor seinem verwahrlosten Hause am Ries sich täglich Hunderte meldeten, die aus ihren mageren Vorräten ihm irgend etwas brachten, so daß Sans Schwester Rolla, die ihm die Wirtschaft führte, bald die Vorratskammern zum Brechen gefüllt hatte mit Fleisch, Dörrgemüse, Kartoffeln und Bohnen. San kränkte sie daher tief, als er zwei Tage später diese gesamten Vorräte an die Ärmsten des Quartiers verteilte und selbst kaum soviel zurückbehielt, um eine Suppe davon zu

kochen. Rolla meinte: „Du denkst nicht ans Essen, solange du keinen Hunger hast, aber ich muß doch für dich sorgen. Wovon sollen wir leben, wenn du alles wegschenkst?"

San warf mit lächelnder Geste hin: „Davon, daß wir verschenken, Kleingläubige."

Die blonde Rolla sah ihn verständnislos mit ihren blassen Augen an. Und glaubte ihm. Aber in der schmalen Kammer, wo sie schlief, flossen wieder ihre Tränen.

Soviel über San.

Wichtiger ist vielleicht, was nach dem Sturm geschah. Denn damit begann der eigentliche Todesweg Falerns, wie denn auch Mendax zum Prior seines Klosters sagte: „Nicht der Feind vernichtet uns, sondern die eigene Seuche. Wir sind alle todkrank bis aufs Blut."

Wie war es doch gleich? Am Morgen des 17. Januar, achtundvierzig Stunden nach dem siegreichen Ausfall der Falernesen, setzte der Generalsturm der Feinde ein. In der Frühe des 18. Januar ward er abgeschlagen. Der 19. aber war der Tag der toten Frauen von Falern.

Zweiundvierzig Frauen, die beim Einsatz ihrer Legion zwischen Südkämmen und Zentralstellung gefallen waren, wurden zu Grabe getragen. Zweiundvierzig Särge rollten, mit schwarzem Tuch bedeckt, Lorbeer zu Häupten, an der Spitze eines Zuges, wie er ungeheurer noch nicht gesehen ward. Ganz Falern folgte den Toten. Tausende waren unter der visionären Ahnung aufgestanden, daß sich etwas Gewaltiges begab, vor dem sie sich dienend beugen mußten. Tausende schritten entblößten Hauptes, schweigend, den einundzwanzig Wagen nach, die in riesigem Bogen von der Südstadt aus um die Rocca zum „Großen Spiegel" fuhren. Dort auf dem flachen Hochplateau, das sich gegen Osten in linder bewaldeter Hügelung erhob, um dann bei den Befestigungen steil abzufallen, waren die frischen Gräber aufgeworfen. Von hier aus sah man westwärts die Mauern der Rocca, die Türme und Kuppeln der Altstadt

und ein wenig seitab nach Norden zu die hohen Kornmagazine Falerns. Dazwischen lag die Ebene, welche nun eine unabsehbare Menschenmenge füllte.

Die schwarzen Wagen hielten. Stumm luden die Träger die Särge ab. Im mächtigen Halbkreis umstellten einundzwanzig Bannerträger mit ihren seidenen Fahnen den geweihten Platz. Eine Fanfare schrie auf, und ein Chor von Kindern stimmte das Lied an, das in diesen Blutjahren erschaffen ward:

„Wir ziehen in den Tod zu deinen Ehren,
Wir ziehen in die Schlacht zu unserm Herrn.
Uns mag der Feind bis auf das Blut zerstören,
Wir sterben gerne, — lebe nur Falern!"

Schon bei dem ersten Verse setzten die Umstehenden ein, das Volk nahm das Lied auf, und von Tausenden in bebender Erschütterung gesungen, erhob es sich wie ein Gewölk und brauste über die Ebene wie ein Gewitter.

Marsos trat vor die Gräber. Er sprach. Barhäuptig. Sein graues Haar faßte der Wind und legte es wie silbernen Schein um den mächtigen Schädel. Sein Kopf war aus Bronze, seine Augen aus Stahl. Als er so vor den Toten und Lebendigen stand, überlebensgroß und finster wie das Tor zur Ewigkeit, wußten alle in tiefem Vertrauen, daß dieser Mann das Schwert der Stadt Falern war, ihr Schutz und ihre Mauer.

Marsos sprach: „Tote Schwestern! Ihr lieben Frauen! Ihr Unsterblichen! Die Heimat, die ihr vor der Wut des übermächtigen Feindes errettet habt, beugt sich vor euch in unauslöschlichem Dank. Ihr starbt, damit wir lebten. Ihr hieltet mit euren schwachen, euren starken Händen die Mauer an, die zusammenbrechen wollte. Ihr standet auf, als Falern am Boden lag. Ihr vergaßt Herd und Haus, Kinder und Eltern, und erhobt euch, um Falern zu dienen. Und weil ihr dies Ungeheure tatet, geschah das Ungeheure, daß ihr Herd, Haus,

Kinder und Eltern vor dem Untergange schützten. Denn nur, wer sich selber hingibt, hingeht und alles opfert um Eines willen, der ist stärker als sein Schicksal, weil er selber Schicksal wird. Ihr unsterblichen Frauen von Falern wurdet in geweihter Stunde das Schicksal eurer Heimat. Die Götter, die diese Stadt erbauten und Segen, Ruhm und Fruchtbarkeit mit vollen Händen über sie ausstreuten, erhoben sich in euch zu übermenschlicher Größe. Ihr Heldinnen, Mütter, Gattinnen, Schwestern und Bräute, Zehntausend beten vor eurem Grabe und beugen sich vor euch, in Stolz, in Glück, in Erschütterung und Dank."

Die Banner rauschten über die Särge, ein Wogen ging über die Massen des Volks, und plötzlich, wie unter höherem Befehl, lag ganz Falern auf den Knien. Marsos trat stumm zurück. In seinem ehernen Gesicht zuckte keine Muskel. Seine Augen lagen tief hinter den Brauen wie verborgene Waldseen. In einem Kreis von Herren reichte man ihm die Hand, als sei er der Vater dieser Toten, die Falern beklagte. Der greise Kondor verbarg nur mühsam seine Ergriffenheit, und bewegten Antlitzes schaute ihm Soltan ins Auge, wiewohl er ihm vielleicht ein wenig gram sein mochte, da er selber hatte an den Gräbern sprechen wollen.

Nun stand schon ein andrer vor dem gebeugten Volk, das in eisiger Stille ihn anstarrte: Mendax, der Mönch.

Auf einen Stock gestützt und blaß wie der Tod, schien es, als ob er aus den Schmerzen, die ihn peinigten, die Kraft seiner Rede söge. Er hatte die Geste des großen Predigers und wußte, daß eine aufflammende Gebärde seines Arms in Tausenden Sturm aufwühlen und Leidenschaften hochreißen konnte. Er wußte, daß seine Stimme wie der feurige Bogen eines Meteors über die Massen flog und in das Herz eines jeden glühende Tropfen warf. Doch vielleicht lag die Gewalt seiner Rede darin, daß er es vergaß. Daß es ihn erfaßte wie Verzückung und Taumel und im erschütternden Hinaus-

schleudern seiner Gesichte sich sein Leben ausströmte. Denn über alle Maßen mager und bleich, schien er selbst den abgezehrten Falernesen nur noch durch den Geist, der ihn gepackt hielt, im Leben zu stehen. „Er lebt vom Sterben," sagte einer einmal, ein Unbekannter, der ihn sah und hörte und dann erschreckt sein eigenes Wort nicht begriff. Doch war es ausgesprochen und in seinem tiefen Sinn erfaßt. Man sprach es nach und erschauerte vor der Kälte des Todes, die mitten in der Glut seiner Rede wie ein Eiskristall blitzte.

So stand er, größer als alle, vor dem Volk von Falern. Seine unsinnig hohe weiße Stirn schien in die niedrig fegenden Wolken zu stoßen, die sich im Westen in ein abendliches Feld zerflachten, das gelb und purpurgerandet hinter dem stumpfen Turm des Heiligen Franz stand. Mendax starrte in dieses Verblassen des Tags, sah erschauernd auf der Goldkuppel des Doms das funkelnde Spiel des Abendrots und in den hohen Westfenstern des großen Kornspeichers ein tiefdunkles Feuer flammen. Noch schwach vom Krankenlager, mit heißer Stirn und zuckenden Händen, nahm er die blasse Schönheit des Wintertages, der hinter den Dächern von Falern in den Horizont tauchte, als ein stummes Rufen auf, das ihm sagte: erst ich, dann ihr! Unabwendbar, unabwendbar! Er fühlte, wie der feuchte Wind ihm die Worte von den Lippen nahm und über die schwarze Menge trug, die er wie ein riesiges Bahrtuch vor sich liegen sah. Aus den Fenstern des hohen Speichers winkte eine rote Hand, und Mendax sah, wie aus der glühenden Schale dieser Hand ein Opferrauch in den Abend stieg. Alles ward ihm so zum Symbol des großen Sterbens.

„Glückselige Frauen!" rief er. „Heilige Töchter Falerns, wie zeigtet ihr doch, daß Tod kein Vernichtetwerden ist, wenn man ihn will, erfüllt von den gewaltigen Schauern des Opfers. Der Tod dieser gebenedeiten Frauen ist ein kurzes, leibliches Sterben gewesen, das gewaltiges Leben erschuf.

Was aber schert uns der Leib, meine Brüder und Schwestern, lernt alles verachten, über das die Zeit Gewalt hat, denn nur das Zeitlose allein ist unzerstörbar, nur das Zeitlose kommt von Gott. Und wer ist unter euch, der über sie klagte und schrie und jammerte, daß sie nicht mehr lebten? Leben sie, deren Leiber hier still und lächelnd in den schwarzen Särgen liegen, nicht unter uns, leben sie nicht in jedem von uns, gehen sie nicht, während wir hier vor ihren Geistern knien, wehenden Haares über die Hänge hinein in das Abendrot dieser Stadt? Sind sie nicht drüben, unfaßbar und doch nahe, im Gelb der verglimmenden Stunde, im blassen Violett des schwimmenden Gewölks und im Feuer jedes aufblinkenden Fensters? Sehet, ihr Lieben, was suchet ihr nach ihnen, da sie hier sind, hier, in uns, in Falern, mitten in unsrer ewigen Stadt, deren Mauern stürzen mögen, deren Geist niemals in Staub zerfallen wird. Sind diese Toten nicht Falern? Waren sie weniger als Falern in der Stunde, da sie in die Schlacht zogen? Waren sie wirklich Menschen, Mütter, Schwestern und Bräute? Waren sie nicht vielmehr Teile dieser riesigen Seele, von der wir alle Teile sind, — Falern? Glaubt ihr noch, daß ihr Einzelne seid, Selbständige und Freie? Von jenem Tage an, wo das ungeheure gemeinsame Leid unsrer erkrankenden Stadt uns verband, verlor jeder sein Ich und wurde Falern. Jeder kann nur Falern wollen, nicht mehr sich selber, und da der Leib dieser Stadt stirbt, so muß jeder von euch, lächelnd und gleichmütig, verzückt und taumelnd vor Erhabenheit, seinen Leib dem Tode entgegenschleudern, ganz wie jene Frauen es taten. Und ganz wie sie wird er aus dem Tode des beengten Seins in das unzerstörbare Leben wachsen. Denn aus dem Tode, den wir bewußt, klar und wissend begrüßen, quillt stets ein ungeahntes Leben, das höher als jenes, welches wir begruben ..."

Er sah, wie mächtiger aus dem Fenster des Speichers die feurige Hand sich in den zunehmenden Dunst des Abends streckte, und schräger Rauch in den Raum stieg, er sah es

fiebernd, lächelnd, gleich einer Vision. Denn schon brach gewaltiger die Flamme aus dem geröteten Erker des hohen Gebäudes und mächtiger funkelte das Sterben in den weiten Fenstern. Mendax zitterte. Mit überwältigender Gebärde schleuderte er seine Offenbarung über das Volk von Falern hin: „In jenen wurde wahr, was tiefer Sinn alles Lebens ist, in uns wird es wahr werden, was das Wort des Herrn gleich einer ungeheuren Posaune über die Dächer dieser Stadt fegt: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt's allein; wo es aber erstirbt, da bringt es viele Früchte."

Er brach ab und starrte in den Himmel. Wie Dampf umgab ihn das Schweigen von Tausenden, die zerwühlt und matt sich von der Erde erhoben. Mendax aber sah, wie das Dach des riesigen Speichers zu rotem Glase wurde und, einer gewölbten Brücke gleich, sich in den Himmel hob. Nun wird's zerspringen, dachte er, und siehe, es zersprang mit dumpfem Knall und sprühte aus dem Bruch einen Strom von Feuer in die Luft, der sekundenlang aufrecht wie ein Geiser stand. Vision. Indessen — merkwürdig: es begann nach Rauch zu riechen.

Plötzlich rief eine Stimme: „Es brennt!" Ganz laut und von nichts anderem erfüllt als Angst.

Eine Minute später erbebte das Feld des „Großen Spiegels" von einer schreienden, verzweifelten, tobenden, von Panik ergriffenen Menschenmasse. Ein wahnsinniges Gedränge begrub Hunderte unter den Sohlen Flüchtender. Ein Gebrüll des Schreckens stieg zum Himmel: „Falern brennt, Falern brennt!"

Einige erfanden sofort neues Grauen: Der Feind sei eingedrungen und habe die Stadt angezündet. Andre mahnten zur Ruhe und wurden geschlagen. Man haßte sie, man wollte schreien, man wollte sich ins Entsetzen schleudern und die gequälten Nerven bis aufs äußerste peinigen. Man wollte — ach! Nichts, nichts wollte man außer Angst und Schrecken.

Denn im Augenblick begriff jeder, daß hier der größte Getreidespeicher, eine der Schatzkammern von Falern, in Flammen aufging und mit jeder Sekunde der Feind, ohne eine Hand zu rühren, einen Sieg errang. Schon spürte man Ruß und Aschenteile in der Luft, und der feuchte Wind trug den schwelenden Rauch des Brandes zu den Ostlagern.

Marsos versuchte sofort die Krieger, welche zum Begräbnis der toten Frauen abkommandiert waren, an die Feuerstelle zu werfen, um mit Löschgeräten zu retten, was noch zu retten war. Vergeblich. Massen des Volkes versperrten den Weg. Es dauerte für Marsos, der zu Fuß gehen mußte, beinahe eine volle Stunde, ehe er zum Speicher gelangte, der bereits, eine ungeheure Fackel, Funken und Glut und brennende Balken spie, als sei er das Tor der Hölle. Das Volk aber raste vor Verzweiflung und Wut. „Die Schuldigen! Die Schuldigen!" schrie es. Mendax, vor Schmerzen halb ohnmächtig, warf sich ihnen entgegen, aber niemand hörte auf ihn. Man beschimpfte ihn, und höchst unflätige und rohe Worte erreichten sein Ohr.

Mit Mühe hielten ein paar Wachtler, die Sicherheitsvorsteher Knox zusammengetrommelt hatte, da alle zum Begräbnis gelaufen waren, die Brandstätte abgesperrt. Außer sich vor Erregung, schweißbedeckt und von glühenden Funken umtanzt, stand Knox mit zwei Terzerolen in der Faust vor den andringenden Wahnsinnigen und brüllte: „Fort von hier! Fort! Wer nicht gehorcht, wird erschossen! Fort, fort von hier!" Aber wie auch die Vordersten zurücktraten, von der Masse der Nachdrängenden wurden sie mit Gewalt wieder nach vorn gestoßen.

Sie stürzten, schrien, schlugen um sich und fürchteten, auch wohl in die Brandzone zu geraten. Denn schon war einem Weib durch abirrende Funken das Haar versengt worden, und jemand beklagte sich darüber, daß man ihn auf einen glühenden Balken geworfen habe. Indessen schlug der Qualm erstickend auf die Lunge, die Hitze war unerträglich, und die

Erregung zertrat mit wütender Verzweiflung alle Vernunft und alle Überlegung. Denn nachdem es jedem klar geworden war, daß mit dem Brand dieses Speichers Falerns Rationen erneut, und zwar in einem nicht abzuschätzenden Maße, verkürzt werden mußten, schrie man nach dem Brandstifter, gleichsam als ob seine Bestrafung alles wieder gut machen könne. Demgegenüber war das Löschen nebensächlich. Wohl hatte der Kommandant dieses Stadtteils sofort Leute abgestoßen, die mit Schläuchen und Löschvorrichtungen des Brandes Herr zu werden suchten, aber das alles blieb natürlich völlig nutzlos. Auch Marsos, der in der Nähe des Haupttores mit Zuckerschmidt und Bezirksleiter Quantum stand, sah ein, daß man dem Feuer nicht mehr wehren könne. Nur noch an Absperrung mußte man denken, damit nicht weitere Unglücksfälle vorkämen. Doch auch das war bereits zu spät. Denn die Ostwand des obersten Stockwerkes, die bereits ausgeglüht war, stürzte mit wahnsinnigem Getöse ein. Eine Hölle von brennenden Balken, zerplatzenden Mehlsäcken, glühenden Steinen, Schutt und Gemäuer prasselte auf die trotz alles Widerstandes der Wachmannschaft herzugeströmten Falernesen hinab. Grauenvolles begab sich. Die Balken zermalmten Köpfe und zerbrachen Glieder, als wären es Strohhalme. Feuer und Funkenregen griff in die Kleider, daß sie hellauf loderten, und Rauch, Schutt und Asche erstickten diejenigen, welche sich nicht, zertreten und zu Boden gerissen, flüchten konnten. Ein entsetzliches Schreien stob in den feurigen Himmel. Panik erhob ihre riesenhafte Faust und schnürte den Massen die Kehlen zu, daß sie, lallend vor Angst, atemlos und stöhnend fortstürzten, zurück, irgendwohin, nur weg von dieser Tod und Feuer speienden Hölle.

Unter denen, die mit zerrissenen Kleidern und halb zertrampelt von der Brandstätte fortstrebten, befand sich auch San. Mit Grauen hatte er den jähen Umschlag der Volksleidenschaft erlebt und begriffen, wie tief dieses von Hunger

und Entbehrung entkräftete Volk schon der Hysterie verzweifelter Gefühlsausbrüche verfallen war. Zurückblickend sah er die glühenden Fenster, die brennenden Sparren und Balken, sah die explosiv aus Löchern und Mauerspalten hervorbrechenden Qualmwolken, wie das Wüten eines gefräßigen Ungeheuers zischend, knatternd und krachend seine Macht zeigen. Die Wachtler, welche eifrig das Feuer abzuschnüren versuchten und auf den Dächern der benachbarten Häuser mit Eimern und Schläuchen hantierten, kamen ihm sehr lächerlich vor. Er begriff plötzlich Mendax und wußte einen kurzen Augenblick mit aller Bestimmtheit, daß nichts mehr zu retten war.

Ein derber Schlag in die Seite brachte ihn zum Bewußtsein. Jemand packte ihn am Arm.

„Jetzt haben sie ihn gefaßt," hörte er eine Stimme.

„Wen haben sie?"

„Na, den Brandstifter. Der verdammte Hund soll mal sehen, was es heißt —"

San blickte auf. Im Augenblick begriff er, wohin ihn fast gegen seinen Willen die Menge drängte: ein wilder, johlender Haufe von mehreren hundert Elenden, Kätnern, erwerbslosen Fischern und Holzhauern aus der Südstadt bedrohte einen alten Mann, der jammernd mit den mageren Armen in der Luft herumfuchtelte und irgend etwas angstverzerrt schrie. San verstand nicht, was er wollte, erfaßte aber sofort, wohinaus die Wut der Masse ging. Entschlossen schob er die Nächsten zur Seite und stieß sich vorwärts. Man fluchte und schalt, aber ein paar erkannten ihn und machten ihm erstaunt Platz. Er rief hinüber: „Seid ihr verrückt, wollt ihr euch wie das Vieh benehmen —" Der wüste Lärm verschluckte seine Stimme. Er brach ab und arbeitete sich mit den Ellbogen nach vorn, stieß die vordersten zurück und stand vor einer Gruppe wütender Weiber und Männer, die bereits Fäuste und Stöcke gegen den Alten erhoben.

San riß einen zurück, in dem er den verkrachten Meierei-

besitzer Foth sah. Der drehte sich um und schüttelte die Faust gegen San. Sein Fluch ging im Staunen unter, mit dem er ihn erkannte.

„Der Kerl hat den Speicher angezündet."

„Woher weißt du's?" rief San.

„Jeder weiß es —"

Der Alte erhielt einen Stockschlag quer über den Schädel und fiel hin. Er schrie auf wie ein weinendes Kind und faßte mit den Händen nach der Stelle, die stark blutete.

San riß sich los, stürzte zu ihm: „Daß ihn keiner anrührt!" schrie er gegen die Andrängenden.

Einen Augenblick trat Ruhe ein. Dann erneuter Lärm. Einige schlichen zurück, andre, die San nur flüchtig kannten, zogen mit groben Schimpfworten gegen ihn: „Der Kerl will den Brandstifter verteidigen! — Kannst du vielleicht das Korn 'rausholen aus dem Feuer — du machst dich mitschuldig, wenn du ihn schützt! — Hau ihm den Hirnkasten ein!" Es prasselte auf ihn wie Hagelwetter, aber mit einem untrüglichen Instinkt, der ihm selbst unbegreiflich war, spürte er, daß seine Haltung irgendwie imponierte und trotz Wut und Empörung nicht zur Lockerung seiner Popularität beitrug. Er stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor den Bedrohten und fauchte den Angreifern entgegen: „Er hat nicht den Speicher angezündet!"

„Wer hat es denn getan?"

„Niemand. Aber nicht dieser alte Mann."

„Blödsinn, stopft ihm das Maul! Hört nicht auf ihn. San ist verrückt geworden, schmeißt ihn beiseite! Wir wollen Rache für das verbrannte Brot, los!"

San packte ein rasender Zorn. Er hob den Arm und schrie mit aller Kraft: „Fort, sage ich zum letzten Male! Denkt ihr Hundesöhne, daß ich euch fürchte? Ihr Feiglinge, ihr Henkersknechte, Waschweiber, ihr? Ihr wollt diesen alten Mann umbringen, der ein Seifensieder aus der Vorstadt ist, kaum was

zu knacken und zu beißen hat und froh ist, wenn ihm kein Mensch was antut? Ihr Verrückten, wollt ihr euer eigenes Blut zerfleischen? Glaubt ihr denn, bedrecktes Gesindel, daß er hingegangen ist und hat seine Pfeife überm Kornspeicher ausgeklopft und hat sich gesagt: So, nun brennt's, jetzt will ich mich wärmen, weil zu Hause das Waschwasser zu Eis gefriert? Tätet ihr's? Tätest du's? Nun und was ist er anders als du und du und ich und wir alle? Ein Hungernder, ein Zerlumpter, Zertretener, Willenloser, — wer von euch hat den Mut, seine Hand gegen den eigenen Bruder zu erheben? Wollt ihr denen droben" — er stieß mit wilder Gebärde nach den Palästen in der Rocca — „wollt ihr denen da droben eine Freude machen, indem ihr euch selbst umbringt?"

So sprach er und schleuderte seine Worte wie Steine gegen die erregten Hörer. Sie blickten zur Erde, murmelten Flüche, stimmten zu oder warfen hämische Bemerkungen hin — aber sie rührten keine Hand mehr gegen den Alten, der zitternd und atemlos vor Angst dastand und nicht begriff, warum man ihm das Leben schenkte.

Soweit war man hier gekommen, da vernahm San und alle, die um ihn waren, ein Geschrei, das sich aufbäumte wie ein wildes Pferd, immer höher stieg, immer lauter wurde. Das Interesse am Alten verlor sich. Man begriff, daß etwas andres geschehen sein mußte, das sehr wichtig war. Aber was?

Nun denn, kurz gesagt, in diesem Augenblick ging folgendes vor sich: irgend jemand, ein Wachtler vielleicht, vielleicht auch einer aus dem Hause, in dem sich die Wachtstube befand, hatte das Losungswort für die Volkswut unter die bis zum Wahnsinn erregte Menge gerufen: „Sie haben ihn!"

Dabei erfuhr man denn, und Tausende erfuhren es unmittelbar, daß in der Wachtstube Nummer neun, die keine dreihundert Schritt weit vom Speicher lag, sich der Brandstifter aufhielt. Er sei in der Gewalt der Schutzsoldaten, streng bewacht, und sofort verhört worden.

Zehn Sekunden später wußten die vordersten, welche an der Spitze des riesigen Zuges gegen die Wachtstube tobend und rachelodernd anstürmten, wer der Täter war. Eine Frau —

Das Wort flog über die Menge und tanzte wie ein gehetztes Irrlicht über ihre roten Köpfe: eine Frau, eine Frau, eine Falernesin hat den Kornspeicher in Brand gesteckt.

„Schlagt — sie — tooooot!" kreischte die grelle Stimme eines Weibes. Die Wachtler vermochten die Haustür nicht mehr zu schützen, sie hielten die Musketen vor, wagten aber nicht zu schießen und schrien nur immer etwas, das niemand hören wollte. Vergeblich. Man riß sie an den Haaren zu Boden, trampelte sie nieder, raste, polterte, tobte, krachte die hölzerne Treppe hinauf und stand, zu einem verzerrten, glühenden, vor Erregung fiebernden Menschenhaufen geballt, vor der kahlen Stube, in der eine schreiende Mutter einem etwa achtjährigen Knaben mit der Faust ins Gesicht schlug: „Du Hundsfott, elender — du hast Falern in Brand gesteckt, du Mißgeburt, du Viech, du Viech du —!"

Und plötzlich wußten es alle, wußten es die an der Tür, die auf der Treppe, die auf der Straße und die ganze riesige, wogende Menge auf dem funken- und rußübersprühten Speicherplatz: ein Kind hatte das Gebäude in Brand gesteckt. Nicht eine Frau, sondern ein Kind war der Täter. Ein kleiner Knabe, der Sohn einer Kätnerfrau, und zwar der Witwe Anina Luckee aus dem Köhlerviertel. Ein kleiner Junge, den seine Spielkameraden Nuxel nannten.

Als die in der Stube das erfuhren, fiel ihnen der Schrei wie ein toter Vogel zur Erde, und ihre Kinnladen begannen zu zittern.

Ein Zugmeister versuchte, das verzweifelt schluchzende Kind der Mutter zu entwinden, aber sie kreischte, häufte die gräßlichsten Flüche auf den Knaben und zerrte ihn, vor Verzweiflung ihrer selbst nicht mehr mächtig, an den Haaren. Zwei Wachtler wollten die Eindringenden zurückdrängen, ver-

suchten Ruhe zu stiften, Besonnenheit, sagten, man wolle untersuchen, Protokoll aufnehmen, prüfen — zu spät. Denn völlig unerwartet fuhr mit hysterischem Gelächter ein abgehärmtes und sehr gemein aussehendes Weib (wie man später erfuhr, eine verarmte Dirne aus der Zentralstadt) auf das Kind los, faßte es an der Gurgel und drückte zu. Jetzt schleuderte sich die Mutter gegen das Weib, mit beiden Fäusten auf sie losschlagend. Der Zugmeister warf sich dazwischen. Ein Wachtler, der ihm zu Hilfe eilen wollte, glitt aus und fiel hin, während der andre mit aufgerissenem Munde und fassungslos, wie das Volk an der Tür, hinstarrte auf das Schreckliche, was geschah.

Binnen fünf Sekunden war alles erledigt. Der Kleine sank, als die Faust der Dirne sich von seinem Hals löste, lautlos zu Boden. Tot. Die zwei Weiber aber schlugen schreiend aufeinander los. Plötzlich begriff die Mutter, griff sich in die Haare und heulte auf wie ein gepeitschter Hund.

Das Volk an der Tür drängte sich schweigend zurück. Ein Grauen ging durch die Tausende. Von der Galgenstraße her kamen Frontkrieger, die Zuckerschmidt schickte. Sie hatten den Befehl, zu schießen, falls —. Indessen sahen sie erstaunt, daß die Wut erloschen war.

Nur der Speicher loderte noch wie eine riesige Fackel in die Nacht hinein.

Soltan war in übler Lage. Mit dem Kornspeicher war für etwa anderthalb Monate Brotgetreide verbrannt. Fünf Speicher, kleinere zwar, besaß noch Falern. Sollte er jetzt sparen oder sollte er öffnen? Er öffnete. Er fürchtete die entfesselte Wut des Pöbels. Er sagte sich: geb ich ihm zu fressen, wird er still werden. So gab er ihm zu fressen. Statt daß er die Rationen verringerte, er hätte sie um ein Drittel verringern müssen, vergrößerte er sie. Um ein sehr Geringes zwar, aber er vergrößerte sie doch.

Die Wirkung davon war gleich Null. Das Volk nahm hin, aß und wußte doch, daß dies alles nichts helfen könne. Den verbrannten Speicher vergaß man nicht, und da man annahm, daß auch Soltan nicht verstand, aus Steinen Brot zu backen, glaubte man ihm einfach nicht, wenn er sagte, es stünde besser, als man dächte. Es stand schlimmer, als man dachte.

Es stand in jeder Hinsicht schlimmer. Denn Soltan vergaß, daß er mit etwas mehr Brot kein Feuer löschen konnte. Der brennende Speicher hatte aber Funken in das Pulverfaß dieses Volkes geworfen, die eine Explosion herbeiführen mußten.

Der Lebensmittelkommandant rechnete eben nur mit dem Sichtbaren. Hier kalkulierte er gut aus, wog Wesentliches gegen Unwesentliches ab und wußte Drohendem mit Erfolg zu begegnen. Doch eben weil er seine Fähigkeiten kannte, überschätzte er sie und vergaß, daß unter allem äußeren Geschehen Stimmungen laufen und psychologische Prozesse sich vollziehen, denen nur ein unerhörter politischer Instinkt nachzugehen vermag.

Soltan stand gut mit dem Vorsitzenden des Zünfteausschusses, Doktor Aurelius. Aber er merkte nicht, wie Doktor Aurelius, eine sehr schweigsame und verschlossene Natur, ihn über einen Vorgang in der Zünftevertretung selbst im unklaren gehalten hatte, nämlich über eine Spaltung, die de facto längst eingetreten, nur de jure noch nicht vollzogen war. So wurde er total überrascht durch ein Ereignis, welches sich auf die einfachste Weise von der Welt angebahnt hatte, Soltan aber vor einen Berg unüberwindbarer Schwierigkeiten stellte.

Die Mehrheit der Zunfthäupter (neun gegen drei) beantragten vor Soltan zur Beruhigung des erregten und durch die letzten „Vorgänge gebührlich mißtrauisch gemachten Volkes" die Einführung von Massenspeisungen, aus denen ersichtlich sein sollte, daß die Reichen nicht anders und besser lebten, als die Kätner und Köhler aus der Südstadt. Der

Antrag enthielt bereits einen fertig ausgearbeiteten Plan zur praktischen Durchführung der Idee. Er war sehr bestimmt formuliert und wollte sich auf keinerlei Kompromisse einlassen.

Schlag ins Gesicht. Soltan war total ratlos. Doch noch nicht genug. Dieser Antrag hatte auch einen Schwanz. Denn unter dem Druck der Steuerlast und Hungersnot des niedrigen Volkes hatte dieses durch „einige berufene Vertreter“ sich an den Zünfteausschuß mit dem Ersuchen gewandt, es möge eine südstädtische Kontrollinstanz ins Leben gerufen werden, welche die Aufgabe habe, die Speisekammern der Roccapaläste und der Villen am „Hahnenschrei“ von Zeit zu Zeit zu revidieren.

„Aber wir haben doch schon eine Lebensmittelkontrollkommission!“ brüllte Soltan.

„Gilt als befangen.“

„Unsinn! Verrücktheit! Wird eure vielleicht weniger befangen sein?“

„Sie wird die Gemüter beruhigen.“

„Gegenteil. Sie wird nur noch mehr erregen. Außerdem wird sie nie beim Rate durchzusetzen sein. Und dann ist dieser Weg völlig ungesetzlich. Völlig —“

„Weil er der Weg des Volkswillens ist? Nichts ist ungesetzlich, was die Mehrheit des Volkes will.“

Soltan starrte den Sprecher an. Das war Sans Geist. Ah —! Er wußte Bescheid.

„Genug, gehen Sie, ich werde sehen, was ich tun kann.“

Der geplagte Lebensmittelkommandant stürzte zu Doktor Aurelius. Er packte ihn an den Schultern. „Und das haben Sie nicht verhindern können!?“

Der Oberste des Sanitätswesens wehrte müde ab: „Nein.“

„Aber warum erfuhr ich nichts davon!? Und Ihr Einfluß. Ihr Einfluß! Machen Sie ihn jetzt noch geltend, gleich, sofort!“

„Ich habe keinen Einfluß mehr.“

„Aber als Vorsitzender des —“

„Ich habe mein Amt als Vorsitzender des Zünfteausschusses niedergelegt." Er blickte Soltan durch seine großen Brillengläser ernst an. „Ich will Ihnen sagen: ich habe den Krimpel satt. Schluß. Nichts mehr davon. Will nichts mehr hören."

Und beugte sich wieder über seine Bücher.

Am nächsten Tage vertrat Soltan mit zweifelhafter Sicherheit in der Stimme den Zünfteantrag auf Massenspeisungen und Lebensmittelkontrolle vor dem Rat der Sechzig. Es kam zu kurzer heftiger Debatte, bei der Mors um ein Haar seinen Gegner von der Opposition, Surràl, geohrfeigt hätte. Aber trotzdem Soltan auf die Gefahren einer Ablehnung aufmerksam machte, ging der Vorschlag nicht durch. Auch ein Kompromißantrag scheiterte.

Die Zünfte erhielten den Bescheid, daß die Stadthäupter von Falern gerecht über dem Lebensmittelverbrauch wachten, und daß in den Sälen der Reichen so wenig Vorräte aufgespeichert seien wie in den Kammern der Ärmsten.

Damit war die Sache einstweilen erledigt. Das heißt äußerlich. Es geschah nichts, was den Sechzigerrat, einschließlich Soltan, wesentlich beunruhigt hätte. Nur nahmen die Plünderungen und Überfälle in bedenklicher Weise zu. Aber das ging die Maut an, das hatte Knox abzumachen, und Knox bestrafte, wen er fing, nach Strich und Faden und sperrte ein, daß bald die Gefängnisse voll waren. Diese Vorgänge erschienen denn, einmal im Rate zur Sprache gebracht, immerhin so bedenklich, daß Marsos, der deutlich eine Lockerung des moralischen Gefüges seiner Soldaten herausspürte, auf neuerliche Durchberatung des Belagerungsgesetzes drängte und verschiedene Vorschläge machte, die, teils Verschärfungen, teils Milderungen, die Resultante aus diesen Erscheinungen zu ziehen suchten. Indessen schlichen die Beratungen darüber so langsam hin, daß es erst eines äußeren Anstoßes von überraschender Heftigkeit bedurfte, um hier zu entscheidenden Maßnahmen zu kommen.

Eines Nachmittags, Anfang Februar, gerade als Knox, der Sicherheitsvorsteher von Falern, sein Bureau in der Zentralstadt verlassen wollte, wurde ihm gemeldet, daß ein riesiger Pöbelhaufe vor das „Goldene Haus" gezogen sei und stürmisch Einlaß fordere. Knox faßte sich an die Stirn. Pöbel vors „Goldene Haus"? Er hielt die Sache für einen Irrtum, befahl indessen sofort eine Abteilung Wachtler hin und bestieg selbst das Pferd. Als er ankam, war das Unglück bereits geschehen, und der Sicherheitsvorsteher stand fassungslos vor einer Leiche.

Was war geschehen, und was bedeutete das „Goldene Haus"? Nun denn: in diesem zweistöckigen Palast am Fuße der Rocca waren nicht nur in einem Seitenflügel die in vielen Feldzügen eroberten Gold- und Silbertrophäen untergebracht, sondern die gesamten Kunstschätze von Falern, an Wert in die Millionen gehend, lagen hier unter der Obhut des jungen Pflegers, Prinz von Bosq. Der Prinz liebte diese Gemälde, Gobelins, Becher, Geschmeide und seltsamen Kleinodien, die, Jahrhunderte alt, von der ruhmvollen künstlerischen Tradition Falerns erzählten, mit abgöttischer Inbrunst. Er wohnte im Nachbarhause, hielt sich aber fast täglich zu den Zeiten, wo die Säle nicht Schaulustigen geöffnet waren, in ihnen auf. Er befand sich auch jetzt im „Goldenen Hause", als die Wächter ihm den demonstrativen Anmarsch eines riesigen Volkshaufens meldeten. Furchtlos und erstaunt trat Prinz von Bosq auf den Balkon. Da vernahm er mit Entsetzen, wie ein vierschrötiger Kerl mit gemeinem, ausgeschrienem Organ die Öffnung des Museums und die Herausgabe alles dort liegenden Goldes verlangte. Empört verwies Bosq die Ankömmlinge ihres Weges. Doch nun stieg eine Wut aus der Menge auf, die wie Rauch sich ihm auf die Brust legte. Er hörte wilde Drohungen und ahnte instinktiv, daß dies alles nur ein Vorwand war, daß nur ein Anlaß gesucht wurde, um lange aufgespeicherter Empörung Schleusen zu öffnen. Blitzartig begriff

er die Gefahr für die Kunstwerke. Fest entschlossen, niemand in die Säle zu lassen, griff er zum Degen und lief hinunter.

Der Pöbelhaufe hatte indessen die Freitreppe belagert und forderte mit donnernden Fäusten Einlaß. Prinz von Bosq hinter der Tür schrie: „Der erste, der eintritt, kriegt den Degen in den Bauch!"

Er schaute sich nach den Wächtern um. Sie waren fort. Er stand allein im großen Vestibül, wo seidene, gestickte Banner von den Wänden hingen, und goldenes und silbernes Waffengehänge, das aus siegreichen Feldzügen stammte, leise klirrte. Draußen brüllte der Chor: „Einlaß, sofort Einlaß!" Die Tür bog sich, aber sie gab nicht nach. Prinz von Bosq rührte sich nicht vom Fleck. Er hielt den Griff des Degens mit eisernen Fingern umspannt. Verzerrten Gesichts stand er da und hörte durch den wüsten Lärm von der Straße kurz und rhythmisch sein eigenes Herz klopfen. Und mit einem Male fiel ihm jene Nachtstunde im Palaste des Grafen Minotto ein, wo er, lauschend und etwas Gräßliches ahnend, in einem seidentapezierten Gemach stand. Er sah wieder die nackte Viktoria vor sich, die Blutlache, in der Valla ganz still lag, und die zerschlagenen Kunstgläser aus Torentiner Kristall. An die Pforte gepreßt, stand er da. Da bemerkte er, daß ein scharfer Gegenstand durch das Schloß fuhr, gleich darauf gab es ein Knacken und Splittern. Das Schloß zerbrach.

Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er ging ein paar Schritte zurück, tiefer in die Halle. Starrte auf die Tür. Sie bewegte sich in den Angeln, hob sich und brach knirschend unter wildem Gejohle des Pöbels ein. Das grelle Licht der Straße warf einen Haufen gemeiner, elender und gieriger Gesichter in das stille Vestibül. Prinz von Bosq packte ein unsagbarer Ekel. Er riß sein Terzerol aus dem Gürtel und schoß mitten in die Köpfe. Ein blauweißes Gewölk verdunkelte den Eingang, wütendes Gebrüll widerhallte in den Gewölben der Decke. Prinz von Bosq sah ein, zwei Dutzend verzerrte Gesichter,

fühlte sich gepackt, stach mit dem freien Arm um sich, traf, holte aus und erhielt einen so heftigen Schlag auf den Hinterkopf, daß er im Moment bewußtlos umfiel.

Zwei Minuten später langte Knox an und nahm eine Reihe von Verhaftungen vor. Auch ein Arzt traf ein. Er untersuchte den Prinzen von Bosq, der steif und regungslos auf einer alten Grabplatte lag. Die Hirnschale war zertrümmert. Der Tod mußte auf der Stelle eingetreten sein.

Als man im Rate von den Vorgängen im „Goldenen Haus" erfuhr, als bekannt wurde, unter welchen Umständen der Kunstpfleger von Falern das Opfer einer schwer verständlichen Volkswut geworden war, schlug die Stimmung jäh zugunsten eines Antrags Marsos' um, der den Erlaß sofortiger strengster Verfügungen forderte. Die Verhafteten, vierunddreißig an der Zahl, wurden vor das Belagerungstribunal gestellt. Achtundzwanzig traf dreijähriger Kerker. Zwei wurden zu leichter Haft verurteilt, vier als unschuldig freigelassen. Die Untersuchung ergab, daß unterm Einfluß von Hetzern sich Hungernde und Lungernde zusammengerottet hatten, in der Meinung, daß im „Goldenen Hause" Schmuck und Geld genug läge, um halb Falern aufzukaufen. Das „Goldene Haus" sei Staatseigentum, das heißt ihr Eigentum, denn sie seien der Staat, sie seien Falern. Weil sie nun wußten, daß für Geld auch in Falern noch manches feil war, was selbst durch das enge Sieb der strengen Lebensmittelverfügungen fiel, sagte man: wer Geld hat, der hat auch Essen. Holt euch, was euch gehört.

Marsos' Verfügungen richteten sich nun gerade mit höchster Strenge gegen jede unrechtmäßige Aneignung von fremdem Gut, gegen Unterschlagung, Raub, Plünderung. Er unterstellte diese gesamten Verfehlungen, für die bisher die Fronde zuständig war, dem Schwerte des Belagerungstribunals. Soltan protestierte in der entscheidenden Ratssitzung mit aller

Energie und weissagte Sturm. Marsos entgegnete mit eisiger Ruhe, daß dieser Sturm von drüben eintreten werde, da der sehr wachsame Feind mit gutem Gefühl für eine Lockerung der Disziplin unter den Falernesen begabt sei. Er habe genug Spione in der Stadt, um zu merken, wie hier Stein auf Stein aus der Mauer bröckele. Er, Marsos, habe für die Uneinnehmbarkeit von Falern zu sorgen und trete darum für die Annahme des Gesetzes mit allem Nachdruck ein.

„Aber sehen Sie denn nicht, daß dies Volk hungert?"

„Sind wir keine Falernesen?" erwiderte der Feldherr. „Leben wir vielleicht in Fressen und Saufen? Hier hat einer für den andern zu stehen. Ich vertraue meinen Kriegern, und ich verlange, daß sie mir vertrauen."

Für den Augenblick, ja, für mehrere Tage schien wirklich die Bekanntmachung der neuen Verfügung eine erhöhte Sicherheit und geordnete Verhältnisse in Falern herbeigeführt zu haben. Soltan mußte es zugeben, sah aber mit Sorge den kommenden Wochen entgegen, da die Brotvorräte in bedenklicher Weise abnahmen, während seine Beliebtheit beim Volk inzwischen nicht zugenommen hatte. Nein, seine Beliebtheit hatte wahrhaftig nicht zugenommen. Im Gegenteil. Die Ablehnung des Antrags der Zunfthäupter auf Massenspeisung schob man ihm in die Schuhe. Wenn man ihn auch für die neuen Straferlasse nicht gut verantwortlich machen konnte, so sagten doch seine Gegner im Volke, daß er nicht mit genügender Energie im Rate dagegen aufgetreten sei. Er hätte das entschieden tun können, da seine Oppositionsgruppe stark gewachsen war und etwa ein Drittel des gesamten Sechzigerrates ausmachte. Man wußte oder ahnte jedenfalls, daß Soltan, so volksfreundlich er tat, doch jenen Herren dort oben näher stand als den Armen in den Hütten der Südstadt oder am Boulangermoor. Schließlich brauchte man bloß das Treppenhaus seiner schönen Villa zu betreten, um zu wissen, daß dieser Mann nicht arm sein konnte. Denn die wertvollsten

Gemälde, die jedes Museum mit Freude angekauft hätte, hingen dort, fast unbeachtet, an den seidenen Wänden. Außerdem — jeder in Falern wußte, daß Soltans Bruder einer der reichsten Finanzmänner des Staates war. Nun also, wer den Baum schlägt, trifft auch die Rinde.

Trotzdem wäre alles leidlich gegangen, da Soltan auch unterm Volk, zumal unter den Kleinbürgern, eine große Anhängerzahl besaß, wenn nicht am Tage seiner neuen Rationsverfügung (Verkleinerung der Mehlquote) ein Ereignis eingetreten wäre, das die Stadt mit Entsetzen ohnegleichen erfüllte.

Es war das Unerwartetste, das Unbegreiflichste von der Welt, aber gerade darum ein grauenvolles Menetekel für alle die, welche in der Umgebung des Mönches Mendax sich auf den Tod vorbereiteten.

Der Brunnen Nummer siebzehn versiegte plötzlich.

Allmorgendlich waren die Frauen aus diesem Quartier (Südweststadt) zu ihm gezogen, um Trinkwasser zu schöpfen. Die Wachtsoldaten öffneten den Verschlag und ließen die Eimer hinab. Als die Gefäße in die Höhe kamen, war nichts darin außer einer braunen lehmigen Masse. Der Brunnen war ausgetrocknet. Die Untersuchung erwies, daß der Brunnen kein Wasser mehr hatte, gar keins mehr, nicht eine Pfütze. Nicht eine Hand voll. Schluß.

Eine Riesenmenschenmenge hatte sich um das kleine Gebäude versammelt. Die Wachtsoldaten waren ratlos und beteuerten zum hundertsten Male, daß sie den Brunnen nicht abgestochen und nicht ausgesoffen hätten. Trotzdem wurden sie von mehreren besonders mutigen Leuten aus diesem Stadtteil festgenommen und in einen Keller gesperrt. Dann rottete man sich zusammen und zog vor den Stadthäupterpalast.

Doch ehe ich's vergesse: auch diese Festnahme der Wachtsoldaten hatte einen Schimmer von gesetzlicher Unterlage. Zur Zeit, da die Plünderungen und Räubereien allzusehr

überhandnahmen, hatten die Zunfthäupter „im Auftrag der drei Südstadtquartiere“ den Rat darum ersucht, aus ihren eigenen Quartierbewohnern eine Schutzwehr bilden zu dürfen. Der Rat durchschaute, obgleich ihm unbekannt war, daß San hinter diesem Ersuchen steckte, natürlich die Absichten, welche dabei Pate standen, konnte aber nach längeren Beratungen trotzdem nicht umhin, der Bitte zu willfahren. Besagte Schutzwehr, die aus jungen und älteren Reservetruppen gebildet war, befand sich natürlich immer gerade auf dem Monde, wenn irgendwo etwas passierte. Sie hatte bisher noch keine Plünderung verhindert. Diese Leute nun hatten die Verhaftung der Wachtsoldaten vorgenommen. Was sie angeblich damit bezweckten, läßt sich nicht gleich sagen. Vielleicht wollten sie wirklich nur etwas „tun“. Gleichviel. Tatsache war, daß die Wächter, übel zugerichtet, in einem finsteren Verlies saßen und ihr letztes Stündlein erwarteten. Draußen tobte Mob und verlangte, daß man sie an den Balken des Schutzdaches über dem versiegten Brunnen aufhänge.

Davon erfuhr natürlich der Rat noch zu derselben Stunde. Während er sich über die Maßnahmen zur Beruhigung Falerns beriet, verlangte Marsos als Kommandant der Stadt unverzügliche Freilassung der Verhafteten. Zugmeister Froo hatte zu erkunden, wo man sie festhielt und sie unter dem Schutze von Wachtsoldaten in die Rocca zu führen. Da geschah das Unglaubliche, daß Froo ganz einfach verprügelt wurde, und man erklärte, diese Angelegenheit allein regeln zu wollen. Froo warnte vor böswilligem Widerstand und verlangte von der ominösen Sicherheitswehr der Südstadt die Enthaftung der Gefangenen. Aber der Leiter dieser Wehr, ein gewisser Sul, erklärte, — nur dem Beschluß der Südstädter folgen zu wollen.

Als Marsos das hörte, lief eine dunkelblaue Ader seine Stirn herauf, und seine braune Hand ballte sich zur zornigen Faust. Er bestieg Onyx und ritt in scharfem Trabe von der

Rocca hinab in die Zentralstadt und durch die Bäder- und Hirtenstraße in das erregte Quartier der Südweststadt. Als das Volk ihn kommen sah, rückte es verlegen an den Mützen und zeigte sich unruhig. Marsos allein? Das war zum mindesten unerwartet. Denn gegen ihn, den Feldherrn, dem man in einem Dutzend Schlachten mit Jubel gefolgt war, konnte man unmöglich meutern. Marsos ritt, ohne die Grüße zu erwidern, zu dem Ort, vor dem sich die Menge staute und die Auslieferung der Brunnenwächter verlangte. Man wich ihm aus. Eine ehrfürchtige Gasse ward frei. Aber man schwieg. Beinahe mehr neugierig, als erstaunt, wartete man, was sich ereignen würde. Was wird er tun? Was will er? Warum ist er allein gekommen?

Vor dem Hause, in dessen Keller die Gefangenen saßen, riß er sein Pferd zurück. Er fragte kurz die Umstehenden: „Hier?" Man begriff und bejahte. Darauf Marsos: „Wo ist der Führer der Südstadtwehr?"

Sul trat ängstlich vor.

„Du hast sie gefangen genommen?"

Sul drehte die Mütze: „Um sie vor der Wut der Leute zu schützen."

„Und warum hast du dich geweigert, sie freizugeben, als ich Froo herschickte?"

Sul schwieg.

„Aus Angst vor dem Pöbel, der sich freut, totschlagen zu können, ich weiß." Und mit erhobener Stimme setzte Marsos hinzu: „Sterben nicht genug in Falern? Wehe dem, der die Hand gegen seine Brüder erhebt! Er dient dem Feinde und wird als Hochverräter gehängt werden." Zu den Türwächtern: „Laßt sie sofort frei. Die Sicherheitswehr, die sich erbärmlich benommen hat, wird sie als Schutz vor den Banditen bis zur Rocca begleiten und dann aufgelöst werden."

Murrende und unfreundliche Rufe flackerten aus der dichtgedrängten Menge auf. Er hob sich in den Bügeln, drehte

sich langsam zur Menge hin. Seine Augen lagen hinter den Brauen wie Pfeile auf der Sehne: „Ist jemand andrer Ansicht?"

Stille. Lautlos. Marsos sah ruhig und kalt über die Hunderte, die das Haus umdrängten. Böse, erregte, aber auch unendlich abgezehrte Gesichter. Kein einziger freundlicher Blick. Doch hinter dem Funkeln ihrer Augen wälzte sich Schmerz. Ihn packte plötzlich ein tiefes Mitleid. Er hätte etwas sehr Liebes sagen mögen, schwieg aber und fühlte fast schmerzhaft, wie ein Riß zwischen ihm und jenen in der Erde lief.

Die gefangenen Brunnenwächter wurden ans Licht des Tages geführt und hielten geblendet die Hand vor Augen. Marsos beugte sich zu ihnen und sagte ruhig: „Ihr habt eure Pflicht getan. Ihr seid frei. Man wird euch bis zur Rocca begleiten und niemand wird euch etwas tun."

Dann grüßte er kurz, drehte und ritt die Hirtenstraße hinauf. Das Volk trat zur Seite und sah ihm schweigend nach.

Um die Abendstunde wurde dem Ratsausschuß (Achtmännerkollegium), der im Kleinen Saal unter dem Vorsitz Soltans tagte, ein großer Zug gemeldet, der sich die Lämmerstraße herauf zur Rocca und den Westpalästen hin bewegte. Soltan, der sein Amt verwünschte und über die Maßen nervös war, sprang erregt in die Höhe und rief: „Was wollen denn die Hunde schon wieder!"

Denn da das große Lebensmittelamt an der Lämmerstraße lag, dachte Soltan, daß dieser Zug ihm gelte. Sein Wort, das ihm so herausfuhr, war bald darauf in Falern bekannt, und man darf wohl sagen, daß es im Interesse des Lebensmittelkommandanten besser unterblieben wäre.

Indessen hieß es, daß die Menge etwa zwei- bis dreitausend Menschen stark, sich sehr ruhig benehme, sehr vernünftig sei und aller Wahrscheinlichkeit nach keine tumultuarischen Zwecke verfolge.

„Ja, aber zum Teufel, was wollen sie denn?" schrie Soltan den Übermittler der Nachricht an. Der zuckte verlegen die Achseln.

„Ich kann doch nicht Brot aus der Erde stampfen und Fleisch aus den Steinen schneiden!"

Der Ratsdiener sagte darauf bescheiden, daß, wenn er sich eine Ansicht erlauben dürfe, diese Demonstranten ihm nicht so aussähen, als ob sie um mehr Lebensmittel kämen —"

„Sondern?" zischte Soltan.

„Was andres . . ."

„Was andres, sehr geistreich!" Soltan machte eine abschätzige Bewegung, als wolle er eine Fliege verscheuchen. „Aber was denn! Na also, gehen Sie." Und zu dem Hauskommandanten fügte er hinzu: „Lassen Sie Froo Sicherheitsmaßregeln treffen, man weiß ja nie, was diese Leute wollen."

Zehn Minuten später wußte man es: Sie sammelten sich vor dem Palast des Kommandanten von Falern, schickten drei Obmänner zu ihm hinauf und ersuchten ihn um Einsetzung von Massenspeisungen direkt aus dem Lebensmittelschatz der Stadt.

In der Halle seines Hauses empfing Marsos die Obmänner. Er war freundlich zu ihnen. Setzte ihnen kurz auseinander, daß ihm als Soldaten der Gedanke an eine Gemeinsamkeit des Brotes nicht einmal unangenehm wäre, daß er aber von sich aus eine solche Maßregel nicht in die Tat umsetzen könne. Er sei nicht Diktator von Falern, und die oberste Behörde der Rat der Sechzig.

„Ja, aber wenn Sie etwas wollen, so setzen Sie es durch vor den Sechzig."

Marsos entgegnete, daß dies ein Irrtum sei. Einer so einschneidenden Änderung gegenüber habe auch sein persönlicher Wille keine Macht. Außerdem könne er die praktische Durchführbarkeit einer solchen Verfügung nicht ermessen und halte

es darum auch für unehrlich, auf Massenspeisungen zu dringen, ohne sie verantworten zu können.

Damit waren die Obmänner entlassen. Aber die Demonstration hatte nicht ihr Ende gefunden. Vielmehr trat jetzt ein Zufall ein, an den niemand gedacht hatte, der aber nicht nur diesem ganzen Vorgang eine neue überraschende Wendung gab, sondern auch in ungeahntem Maße entscheidend für das Schicksal Falerns wurde.

Marsos ging in der Halle auf und ab. Der Diener entzündete die Wandlichter, die in kupfernen Leuchtern brannten. Beide schwiegen und lauschten nach draußen, wo man deutlich die Stimme eines der Obmänner vernahm. Die Rede schien beendet, denn eine Woge unwilligen Murmelns schwoll hoch. Danach wieder die Stimme eines Redners, hell, hart und augenscheinlich stark erregt. Gleich darauf wildes Rufen, brausendes Gejohle. Indem trat ein zweiter Diener in die Halle und meldete den Führer des Zuges. Hinter ihm erschien auch schon einer der Obmänner in der Tür und sagte zum Feldherrn: „Die Leute möchten Sie selber sprechen. Sie werden sie besser beruhigen können."

„Ich komme," nickte Marsos.

Er verließ sein Haus und folgte dem Obmann ins Freie. Zu seinem Palast führte eine siebenstufige Freitreppe. Auf die oberste Stufe, die breiter als die andern war, trat Marsos, nickte kurz und sah sich um.

Als die Menschenmenge den Feldherrn erblickte, dem sie nach Dutzenden von siegreichen Kampagnen zugejubelt hatte, wurde sie ruhiger. Mehrere, die vorn an der Treppe standen, nahmen sogar grüßend die Mützen ab. Freilich, vom andern Ende der Straße her, flog noch Lärm und Gelächter hoch, und hie und da wogte es auf wie schwer zurückgehaltene Erregung.

„Ich habe," begann Marsos, „euren Obmännern soeben mitgeteilt, daß es nicht in meiner Macht liegt, eure Forde-

rungen zu erfüllen. Ich bin nicht der erste im Staate, sondern Bürger wie ihr und unter den sechzig Ältesten habe auch ich nur eine Stimme. Was ich tun kann, will ich tun. Morgen werde ich euren Wunsch dem Rate vorlegen, und wir werden ihn gewissenhaft prüfen —"

„Da ist nichts zu prüfen," unterbrach ihn eine rüde Stimme, und zehn, zwölf, hundert andre fielen ein: „Annehmen, annehmen!"

Marsos runzelte die Stirn: „Nichts wird im Rat ohne Prüfung beschlossen. Maßregeln wie die, welche ihr vorschlagt, erwirkt man nicht von heute auf morgen. Euer Ton ist bestimmt; sollte er noch etwas bestimmter werden, so werde ich nicht mehr als Bürger zu Bürgern, als Falernese zu Falernesen sprechen, sondern als Kommandant zu Soldaten. Ich werde befehlen, und man wird mir gehorchen. Doch kenne ich euch und hoffe —"

In diesem Augenblick knallte ein Schuß, und eine Kugel schlug dicht hinter Marsos in das Eichenholz der hohen Palasttür.

Zwei Sekunden lang herrschte Grabesstille. Dann gab's irgendwo hinten wilden Lärm, ein wütendes Rufen prasselte los, Geschrei schlug wie Brandung am Hause des Feldherrn in die Höhe, und die ganze Masse der Demonstranten geriet in eine tumultuarische Bewegung. Marsos allein hatte sich nicht gerührt. Jetzt drehte er sich langsam um, als wenn er in sein Haus wolle. Da schwoll ein wildes Gebrüll in die Luft: „Wachtler, Wachtler! Die Garde Minottos! Durch! Schlagt sie!"

Denn nordwestlich war plötzlich Froo mit seinen Leuten erschienen und hatte, als er den Knall und den Lärm hörte, die Musketen schußfertig laden lassen. Mehrere der Erregten wollten die Wachtler entwaffnen. Diese feuerten in die Luft. So schien es einen Augenblick, als ob ein Straßenkampf unvermeidlich sei. Aber Marsos selber, der die furchtbare Gefahr

sah, schrie zu Froo hin donnernd über den Platz: „Musketen geschultert! Abmarschieren! Seid ihr wahnsinnig?" Und als er bemerkte, wie unter der Volksmenge mehrere sich daran machten, eine wilde Schlägerei zu inszenieren, brüllte er mit der ganzen Kraft seiner gewaltigen Lunge: „Ich befehle euch, die Straße zu verlassen. Ich befehle euch —" aber obschon es ihm gelang, unter den vordersten Hundert Ruhe und Zucht zu erwirken, gab es hinten bereits Lärm und Geschrei. Fäuste stießen drohend in die Luft und Verwünschungen schossen wie Raketen hoch. Doch die, welche mit Entsetzen das Attentat auf den Feldherrn erlebt hatten, griffen mit Stöcken und Steinen ein, rannten gegen die Tobenden an und erreichten, daß unter wilder Unruhe der Zug, ungeordnet und aufgewühlt von gefährlicher Erregung, den Palast des Kommandanten verließ.

Die Wachtler der Rocca, welche Zugmeister Froo befehligte, standen, die Flinte im Arm, bewegungslos an der Mauer. Marsos war im Hause verschwunden.

Nächtliche Dialoge

Es war bereits nach Mitternacht. Der Feldherr hatte die Dienerschaft außer Ben zu Bett geschickt und sich in sein Arbeitszimmer begeben. Dort saß er, grübelte, rauchte und starrte in den fünfarmigen Silberleuchter, der auf dem runden Tisch in der Mitte des hohen Raums stand. Als es vom Heiligen Franz zwölf schlug, ging er ans Fenster, öffnete und schaute hinunter. Falern lag in Nacht gebettet. Der Dom dröhnte zwölf Schläge in die Finsternis, die der Westwind über die Dächer trug. Nach etwa drei Minuten sah Marsos eine Gestalt aus dem Schatten tauchen, auf das Portal zugehen und die Glocke ziehen. Geläut heulte durch die Halle. Marsos klingelte nach Ben, der verschlafen eintrat.

„Geh öffnen. Man will mich sprechen."

Der Diener verschwand und kam gleich darauf mit San ins Zimmer.

San stand etwas nervös an der Tür und blickte den Feldherrn an, der bewegungslos gegen den schweren eichenen Mitteltisch lehnte. Das rötliche Licht des Armleuchters ließ das Antlitz des Besuchers frischer erscheinen, als es war, und über die sehr blonden, etwas wirren Haare zitterten metallene Funken.

„Nun?" sagte Marsos und lud ihn näher zu sich, indem er ihm einen Armsessel hinrückte. San kam zögernd heran.

„Sie kennen mich — ich heiße San."

„Ich weiß. Nun?"

San atmete hörbar. Ihn verwirrte die steinerne Maske des Kommandanten, dessen graue Augen ihn unablässig ansahen. Er fuhr sich mit der Hand über die Haare und sagte mit einer Wichtigkeit, als ob er nur zu dem Zweck gekommen sei: „Ich möchte mich nicht setzen, Herr Kommandant, ich bin freier im Denken, wenn ich stehe oder gehe, ich muß meist herumlaufen sogar —"

„Bitte," antwortete Marsos.

San schwieg. Dann ging er zum Tisch, starrte auf die rote Peluchedecke, darin goldene Fäden in phantastischen Arabesken eingewebt waren, und stieß heraus: „Sie erwarteten mich?"

Marsos nickte. San stieß ein kurzes Lachen durch die Nase. Man sah ihm an, daß er über seine Nervosität kreuzunglücklich, ja, wütend war, daß er aber nicht die Kraft fand, ruhig zu sagen, warum er hergekommen sei.

„Sie erwarteten mich und kannten mich doch gar nicht..."

„Ich kenne dich sehr wohl."

„Ja, man spricht wohl hie und da von mir, und in gewissen hohen Häusern beginnt man mich bereits zu fürchten. Na

schön. Ich habe nichts dagegen, ich gehe meinen Weg, ob man mich liebt oder haßt, zum Wohl von Falern — ganz wie — nun, also ganz wie Marsos."

Der Feldherr schwieg und sah ihn leicht interessiert an. Mit unmerklichem Lächeln erwiderte er: „Sehr gut. Dann sind unsre Wege die gleichen, wie?"

San schüttelte den Kopf, lachte scharf auf und runzelte plötzlich die Stirn. Gewohnt, stets ohne diplomatische Umschweife auf sein Ziel loszustoßen, quälte ihn die abweisende Ruhe des Feldherrn und sein eigenes unsicheres Lavieren. Er fühlte die Schläfenader heftig schlagen und fuhr sich mit zitternder Geste über die Stirn. Er setzte einige Male an, brach jedoch wieder ab und betrachtete die Tischdecke.

„Du siehst angegriffen aus," hörte er den tiefen Baß des Kommandanten. „Mir scheint, du solltest dir mehr Zeit lassen."

„Zeit?" fuhr San auf. „Wer von uns hat noch Zeit? Nein, nein. Jetzt oder nie. Das gilt für mich wie für Falern."

Marsos schwieg. Das Gespräch stockte von neuem. San wurde immer nervöser. Er hörte, wie der Wind durch das Gemäuer blies. Überdies fiel ihm auf, daß ein Goldfaden der Decke sich gelöst hatte und wie ein Schlänglein über der Stickerei lag. In der Halle ließ eine Uhr mit trägem Schnarren einen dumpfen kupfernen Schlag hören.

Schon halb eins und noch immer nichts gesagt, dachte San verzweifelt, drehte sich zu Marsos hin, sah ihm in das braune faltige Gesicht und jagte beinahe gewaltsam heraus: „Sie müssen abdanken."

Im Antlitz des Feldherrn rührte sich nichts. Er forschte mit einem Interesse, das fernab vom Gegenstand zu liegen schien, in Sans Zügen und — lächelte. Ein wenig, nicht einmal spöttisch, und nur eine Sekunde lang. Dann erhob er sich langsam, machte ein paar Schritte, blieb stehen, sah den aufgeregten

jungen Menschen an und sagte: „Du wirst Falern zugrunde richten."

„Ist das Ihre Antwort?"

„Ja. — Falern ist ein Sterbender, den du mit beiden Fäusten aus seiner letzten Ohnmacht rütteln willst, um — um ihn zu fragen, wo er sein Geld versteckt hat."

San zitterte vor Erregung: „Ist das Ihre Antwort auf meine Frage?"

„Frage? Du sagtest, ich müsse abdanken. War das eine Frage?"

„Nein. Das heißt: ja. Natürlich. In gewissem Sinn war es eine Frage, denn ich bin doch nicht hergekommen, um nur zu sagen: Danken Sie ab und dann wieder zu gehen. Sondern ich will wissen, was geschieht, ich will endlich Klarheit haben, restlose Klarheit. Verstehen Sie mich jetzt, bitte. In diesen Stunden und Tagen entscheidet sich das Schicksal unsrer Stadt. So wie es heute um Falern steht, bleibt es nicht mehr drei Tage, sondern es muß eine ungeheure Umwandlung vor sich gehen. Und es wird eine ungeheure Umwandlung vor sich gehen, wenn Falern gerettet werden soll. Ich fiebere davor, denn ich sehe den Weg. Aber ich sehe auch, daß ihr wie dicke Mauern diesen Weg verrammelt. Hören Sie zu und lassen Sie mich verhaften, aber: solange Marsos an der Spitze der Stadt bleibt, bleibt alles beim alten, das heißt, es zerbröckelt, zerfällt. Mein Gott, begreifen Sie doch, es handelt sich um Stunden. Sehen Sie denn nicht, Sie, der klügste Mann in Falern, sehen Sie nicht, wohin das Schiff treibt, haben Sie den Massenzug heute, den Schuß auf Sie, haben Sie das nicht begriffen? Sie müssen abdanken! Müssen!"

Marsos forschte in den Zügen des Erregten. Er schien über irgend etwas noch im Zweifel zu sein und zögerte mit seiner Antwort.

San aber, durchschüttelt von Leidenschaft, hingerissen von dem Strom seiner Gedanken, fuchtelte mit beiden Händen

in der Luft: „Ich verstehe Sie nicht, daß Sie nicht aus all dem, was Sie täglich erleben, die Anzeichen einer neuen Wendung im Schicksal Falerns erkennen. Ja, glaubt ihr Ewigblinden denn, diese Armen, Verhungerten, Ausgemergelten, diese Arbeitslosen, Kranken und seit Jahrhunderten Unterdrückten werden sich langsam aufhungern lassen, bis sie eines Tages umfallen und nicht mehr da sind? Glauben Sie denn, diese Leute lassen sich zu Pulver und Blei zerhacken, nur damit Falern den Krieg gewinnt? Wer gewinnt den Krieg? Die Kätner und Südstädter? Oder die Villen und Paläste? Sehen Sie sich vor, Feldherr, die Leute werden eines Tages überlaufen wie, wie, wie ... die Ratten!"

Marsos kniff die Augen zusammen: „Und dann?"

San: „Und dann?"

Marsos: „Ja, was haben die Ratten davon, daß sie das Schiff verlassen und im Meer ersaufen? Glaubst du, daß Marschall da Vould dich zum König von Falern machen wird, meine Junge?"

San starrte ihn an. Biß die Zähne aufeinander. Spürte Verachtung. Der Einwurf schlug ihn. Er stand einen Augenblick verlegen. Dann sagte er ruhiger: „Ich bin etwas aufgeregt und benehme mich schlecht. Sie entschuldigen, Herr Kommandant, daß ich die Form —" (Marsos winkte ab.) „Ach, zum Teufel die Form!" stieß San heraus, „heute ist nicht Audienz. Das Leben des Vaterlandes steht auf dem Spiel. Sie haben mich nicht verstanden, ich hätte es mir gleich denken können. Sie sprechen von Ratten, und es handelt sich um etwas ganz andres. Verstehen Sie mich doch endlich, um Gottes willen: Sie müssen abdanken, damit ein neues Falern ersteht! Das alte knackt in allen Fugen und taugt nur noch zum Tod in Ehren. Wir pfeifen auf euern Tod in Ehren. Wir wollen leben! Ein ganzes Leben lang haben wir nicht gelebt, nun wollen wir unser Recht, um das uns die Natur betrog. Das wollen wir. Nichts andres."

Er schlug bei jedem Worte mit der Faust auf die Lehne des Stuhls.

Marsos hatte San keinen Moment aus dem Auge gelassen. Jetzt versetzte er ruhig: „Du bist ehrlich. Nun ist mir auch klar, daß du nicht Falern retten willst um Falerns willen, sondern um deinetwillen. So ist denn meine Antwort auch in aller Kürze: ich bleibe.“

„Also Sie danken nicht ab?“

„Ich denke nicht daran. Wenn du mir nichts Klügeres zu sagen hast, darfst du gehen.“

San überhörte den letzten Satz. Sein Herz hämmerte, und er fühlte ein Zucken in den Waden. Hörte die Stille wie etwas Drittes und sagte sich sekundenlang, daß dieser erste große diplomatische Waffengang seines Lebens mit seiner Niederlage enden werde. Ich stehe hier wie ein Idiot, wenn ich noch eine Viertelminute so stehe, muß ich verschwinden. Da spürte er, wie die Zunge ihm gleich einem trockenen Tuch im Munde lag. Er überlegte nicht lange und rief mit plötzlichem Entschluß, beinahe grob: „Ich bin schrecklich durstig, ist nicht ein Glas Wasser da?“

Marsos klingelte dem Diener. Ben trat unmittelbar darauf ins Zimmer und griff nach einer leeren Karaffe, die auf einem Tischchen stand.

„Warum lauschst du, Ben?“ sagte Marsos. „Bring Wasser und geh schlafen.“

Der Diener ward hochrot. Ging, kam wieder, stellte den Krug auf den Tisch, einen Becher dazu und verschwand. San goß ein und stürzte das Wasser die trockene Kehle hinab. Der Feldherr schwieg und sah ihn an.

San suchte nach einem Worte, das die Situation mit einem Schlage dahin stoßen sollte, wohin er sie haben wollte: Marsos sollte ihn fürchten und ihm folgen. Doch die Gedanken liefen ihm wie Wasser durchs Netz. Er fühlte das Auge des bronzenen Mannes auf sich gerichtet, spürte die Gewalt des Ruhms, der

sich mit dem großen Namen verband, ihn wider Willen rettungslos gefangennehmen. Er starrte ihn an. Und sekundenlang dachte er nichts weiter, als daß dies nun der große Marsos sei, wobei er gleichzeitig bemerkte, daß der Feldherr eine kleine rötliche Warze über der linken Braue hatte. Plötzlich haßte er ihn. Er haßte seine steinerne Ruhe, das schwarze schmucklose Wams und die rötliche Warze. Raffte alle Reserven zusammen, konzentrierte alle Gedanken auf einen Punkt, stieß vor: „Ich bitte Sie noch um eine Viertelstunde, Kommandant. Dann habe ich alles gesagt, und wir werden wissen, was wir voneinander zu halten haben. Falern steht vor dem Abgrund, aber es ist zu retten. Wissen Sie, wie?"

Leicht gelangweilt fragte Marsos: „Nun?"

„Ich frage Sie, Kommandant, ob Sie glauben, daß auf Ihrem Wege Falern noch zu retten ist?"

„Wer bist du, daß du mich fragst?"

San stampfte mit dem Fuß auf.

„Ah so, natürlich! Rang, Alter, Ruhm, Name! Sie sind Marsos, ich bin ein Lump. Lump halte das Maul, Marsos redet! Wir kommen nie zueinander. Nie! Das hätte ich mir gleich denken können. Dabei handelt es sich um Leben und Tod unsrer Vaterstadt. Ich könnte rasen!"

„Keine Komödie!" brauste ärgerlich die Stimme des Feldherrn auf.

San erschrak. Sah ihn von der Seite an. Sein Gesicht war unbeweglich wie zuvor, nur ein Schatten von Ungeduld lag in den Augen.

Marsos schob San einen Stuhl hin. „Lauf nicht so umher. Das zerstreut dich nur, und du redest Dinge, an die du nicht glaubst. Setzen. So. Jetzt zueinander. Also du willst Falern retten. Sprich."

San fühlte sich maßlos beleidigt. Laß nur, dachte er, du altes berühmtes Vieh, rede du nur! Du hast die Gebärde, ich habe das Wort. Heute noch, morgen habe ich beides und

du nichts. Er nahm schweigend Platz und sprach kein Wort. Nach einer halben Minute sagte er ganz ruhig: „Spüren Sie nicht, was sich in Falern begibt?"

„Was begibt sich in Falern?"

„Das Volk, Kommandant. Der Weg zur Rettung ist nur übers Volk zu finden."

Marsos erwiderte nach kurzem Nachdenken: „Du irrst, San, du vergißt, daß nicht das Volk allein, sondern ganz Falern, alle Bürger, die reichen wie die armen, vom Feinde zerniert sind. Eine Revolution hat nur Sinn, wenn eine Gruppe erreichen kann, was eine andre hat. Hier in Falern hat der Lebensmittelkommandant nicht mehr, als der Köhler in der Südstadt."

„Das ist nicht wahr. Sie wissen genau, daß es nicht wahr ist."

Marsos runzelte flüchtig die Stirn und sagte dann sehr ruhig: „Es *ist* wahr. Wenn es heute nicht wahr ist, so morgen, wenn morgen nicht, so übermorgen. Was erwartet ihr denn noch von unsern Kellern und Speichern? Denkt ihr, alle reichen Falernesen haben Speisekammern wie Graf Minotto? Baue nur nicht auf solchen Hypothesen, dieser Irrtum könnte furchtbar auf dein eigenes Haupt zurückschlagen."

San erhob sich wieder und stützte beide Fäuste auf die Decke des Tisches, als wolle er sich hineinbohren: „Jetzt will ich Ihnen etwas sagen, was Sie nicht begreifen, was niemand von euch da oben begreift, und darum trifft euch das Verhängnis: wir wollen nicht die Macht, sondern das Recht. Da ihr es aber nicht freiwillig gebt, fordern wir es von euch. Allein über die Macht hin ist das Recht zu bekommen. Hören Sie? Also: Macht. Hungern wir meinethalben, aber hungern wir zusammen. Sterben wir, aber sterben wir zusammen. Das Volk will nicht Massenspeisungen, weil sein Magen knurrt, sondern weil euer Magen nicht knurrt. Und wenn Marsos nicht mehr hilft, dann ist eben jede Brücke zerbrochen von uns zu euch, jede, und es gibt nur noch Kampf. Marsos

hat aber versagt, und darum steht jetzt Falern vor neuen, vor ungeheuren Entscheidungen. Haben Sie den Schuß heute gehört? Hat sonst je ein Falernese auf Marsos geschossen? Aber heute ist auf Sie geschossen worden. Ein Warnungssignal, Kommandant. Der zweite trifft. Denn wenn Sie nicht für uns sind, müssen Sie unser Feind sein. Treten Sie zurück in letzter Minute. Es bleibt nichts andres übrig. Auf Ihrem Weg ist Falern in vier Wochen erledigt."

Marsos stand auf, legte die Hände auf den Rücken und ging zum Schreibtisch. Er schaute auf einen dort ausgebreiteten Plan der Festung Falern und zeichnete mechanisch mit dem Finger die Linie der Bastionen nach. Dann drehte er langsam das mächtige Haupt zu San hin und sagte: „Falern ist nicht zu erobern von außen, aber es ist von innen zu erobern. Das ist der Weg, den du gehst."

San fuhr auf: „Wie? Sie sagen, ich verrate Falern, ich?"

Marsos schaute ihn an und schwieg. Nach einer Pause: „Wer heute nur an sich denkt und nicht an Falern, ist auf dem Pfade des Verrats. Was sagte Mendax? Wir sind alle Falern, jeder ein Stück dieser Stadt. Du aber willst, daß Falern ein Stück von dir wird."

San starrte dem Feldherrn ins Gesicht. Er schüttelte den Kopf. Dann heftig: „Mendax ist ein Esel. Er predigt Tod, anstatt die Auferstehung zu predigen. Vielleicht hat er recht, natürlich, er hat recht, jeder von uns ist ein Stück Falern, aber gerade darum, Kommandant, fordern wir Gerechtigkeit, Gleichheit für alle. Hören Sie? Wir wollen F a l e r n verteidigen, aber nicht eure dicken Bäuche. Wir wollen für Falern sterben, aber nicht für euch."

Marsos betrachtete San einen Augenblick wie ein Kuriosum. Doch seine Miene ward wieder ernst, und er versetzte müde: „Wir reden zwei Sprachen, San. Es ist vergeblich. Begreifst du nicht, daß ich mit meinen Soldaten jedes Stück Brot teile und daß es Falern nichts nützen würde, wenn ich

auch meinen Palast mit ihnen teilte? Ach, ich weiß, was du sagen willst: Ich sei ehrlich, aber die andern unterschlügen. Also eure Massenspeisungen? Lächerlich. Wer Geld hat, wird sich immer etwas besorgen können, was der Arme nicht hat. Oder wollt ihr auch Vermögen und Güter teilen? Das wäre der Angriff von innen, den unsre kranke Stadt mit dem Tode quittieren wird."

San lächelte. Er strich sich die blonden Strähnen zurück: „Das wäre die Rettung ... Aber Ihr wollt sie nicht, also Kampf."

Marsos ging mit schweren Schritten auf San zu und stieß kurz, gehackt heraus: „Du hast deine Karten aufgedeckt."

Der andre blickte unruhig hoch.

„Kampf sagst du? Nun, wer kämpft gegen den Verteidiger dieser Stadt? Der Feind oder der Verräter."

San blickte Marsos wie beschwörend ins Auge: „Treten Sie zurück, Kommandant, Ihr Weg führt zum Untergang."

„Vielleicht, aber zu einem Untergang mit Ehren. Was habe ich noch vom Leben zu erwarten, junger Mensch, daß ich Ruhm und Reichtum suchte? Allen Ruhm der Welt gebe ich für das Leben dieser Stadt. Aber in der Jugend ist die Gefahr groß, daß man nicht der Idee dient, sondern dem eigenen Ich. Genuß sucht man, nicht das Werk. Vielleicht willst du wirklich Falern retten, aber dann willst du es nur um deinetwillen, und wenn es Mendax auch auf deinem Wege wollte, so würdest du ihn nicht gewähren lassen, sondern ihn bei Nacht und Nebel erschlagen. Geh, du willst Falerns Leben als Thronsessel für deine Größe, du willst nichts als dich selber. Du bist kein Falernese, geh —"

San war etwas außer Fassung. Marsos' Zorn verwirrte ihn. Seine Worte hatten etwas in ihm aufgedeckt, das er selbst nicht kannte.

Er ging zur Tür, blieb stehen und drehte sich mit einer beinahe hilflosen Geste zum Feldherrn um: „Sie irren, Kom-

mandant. Aber — vielleicht kann es noch werden, vielleicht kann es heute nacht noch so weit sein, daß ich nicht Falerns Leben will, sondern meinen Ruhm. Dann freilich wird mir jeder Weg recht sein, und ich werde diese Stadt auch wider ihren Willen zu Ungeheurem emporreißen."

Marsos blickte ihn fast mitleidig an. Zuckte die Achseln.

„Auch du könntest nur verteidigen."

San beobachtete ihn, beinahe lauernd. Er trat drei Schritte auf den Feldherrn zu und stieß plötzlich und beinahe stöhnend heraus: „Wirklich? Gibt es nicht noch einen andern Weg?"

„Welchen?"

„Einen Weg, das Volk zu gewinnen und euch zu stürzen, wenn ihr nicht freiwillig gehen wollt?"

Marsos ballte die Faust: „Welchen?"

Mit zusammengepreßten Lippen sah er dem Feldherrn ins Auge. Er überlegte. Er sagte zu sich: Sei still! Nichts sagen! Aber etwas peinigte ihn: sag' es, sag' es ihm! Marsos' Gesicht war steinerne Ruhe, schon beinahe Gleichgültigkeit, ja Verachtung. Da trieb es San, sein Geheimnis preiszugeben. Er bog den Kopf zum Ohr des Kommandanten und flüsterte ein Wort.

Marsos zuckte zusammen, drehte sein Gesicht ganz langsam zum Sprecher hin und schwieg. Wohl eine Minute lang. San zitterte. Eine fanatische Glut funkelte aus seinen Augen.

„Ich werde dich verhaften lassen," versetzte Marsos, „du bist der Tod dieser Stadt."

San zuckte die Achseln. „Übermorgen wäre ich frei. Übrigens Feldherr, ich sagte ja nicht, daß ich es tun wolle. Ich sagte nur, was eben möglich sei. Also nochmals, zum letzten Male: „Treten Sie zurück!"

Marsos: „Geh!"

San öffnete die Tür.

„Gut, ich gehe. Aber" — er lächelte höhnisch — „wenn Sie mich vielleicht doch noch in dieser Nacht verhaften lassen

wollen, also ich bin im Palast Ihres verstorbenen Schwiegersohnes, des Grafen Minotto."

Er war schon auf der Treppe.

„Wo?" rief Marsos.

„Beim Grafen Minotto oder vielmehr bei seiner Geliebten, einer gewissen Viktoria." Er sagte es mit Stolz und nicht ohne die geheime Hoffnung, daß Marsos annehmen möge, Viktoria sei nunmehr seine Geliebte. Wie er sich aber zum Feldherrn umdrehte, erschrak er. Marsos stand oben an der Treppe, blaß, auf das Tiefste erregt und augenscheinlich keines Wortes mächtig.

San hielt auf einer Stufe an, sah sein Gesicht und sagte etwas verlegen: „Nu ja. Ich kenne sie. Von damals her, Sie wissen doch ..."

Marsos nickte. „Ja, ich weiß." Er hob den Kopf und war wieder der Kommandant von Falern. Aber im Flackern der niedergebrannten Wandlichter sah sein Antlitz sehr müde, beinahe verfallen aus. San stand an der großen Haustür. Sie schien verschlossen. Marsos ging die Treppe hinab und öffnete. Der Feldherr öffnete dem Sohn eines Köhlers aus der Südstadt. San überschaute die Situation und fühlte, wie er sich später einmal ausdrückte, in diesem Augenblick den Anbruch einer neuen Zeit, deren Träger er war. Marsos hingegen schien das alles nicht zu merken. Sein Blick ging über San hinweg auf ein braunes, verdunkeltes Wandbild, das in dem ungewissen Licht der Kerzen kaum zu erkennen war.

„Leben Sie wohl, Feldherr," sagte San in bester Laune. „Soll ich Viktoria grüßen?"

Marsos neigte wie aus weiter Ferne den Kopf zu dem jungen Mann vor ihm, sah in seine erregten Augen, sah die bäurisch häßliche Nase, sah die hohe Stirn und die blassen feinen Schläfen und wunderte sich. San merkte, daß der Feldherr an andre Dinge dachte. Er verbeugte sich also kurz, halbschief, schob die Mütze auf das wirre Haar und verschwand in der Nacht.

Draußen schlug ihm Regen ins Gesicht. Wind fegte um die Ecken, und die Finsternis war übel. San trat in Pfützen. Es spritzte hoch, aber er merkte es nicht. Fühlte einen Druck im Schädel, annähernden Kopfschmerz und Weh um Augenränder wie zurückgedrängte Schläfrigkeit. Trotzdem flogen seine Nerven vor Erregung. Er war zufrieden mit sich. Mit sich, nicht mit dem Ergebnis der Unterredung, wiewohl eigentlich von vornherein kein andres zu erwarten war. Auch staunte er ein wenig, daß sich eigentlich alles so prosaisch, so ganz ohne „große Szene" und leidenschaftliches Zusammenprallen zweier Welten entwickelt hatte. Er war enttäuscht. Dieser nächtliche Besuch, so unerhört er als solcher war, kam ihm nun, wo er zurückblickte, beinahe dürftig vor. Denn es fehlte das Pathos, welches er erwartet hatte, es fehlte der Zorn des großen Mannes, dem er das Recht des Volkes mit flammenden Sätzen hatte entgegenschleudern wollen. Alles anders. Und dazu ergebnislos. Ergebnislos? Nein. Nein, ergebnislos war der Besuch nicht. San blieb stehen, ihm stieg es wie eine grelle Erleuchtung ins Hirn: Warum war Marsos so freundlich, so ruhig, so — so beinahe onkelhaft wohlwollend zu ihm gewesen? Aus Schwäche! Aus Erkenntnis seines baldigen Sturzes. Kein Zweifel, er hatte zwar nicht formal ihm seine Demission zugesagt, aber indirekt angedeutet, daß er sein Spiel verloren gäbe. Er hatte ihm sogar die Tür aufgemacht. Marsos, der Oberfeldherr von Falern, der Mann, dem Könige ihr Schwert zu Füßen gelegt hatten, war zur Tür gegangen und hatte sie ihm geöffnet, ihm, San, einem armen Lumpen, ehemaligem Schreiber beim Zünfteausschuß, einem Menschen von achtundzwanzig Jahren.

San nahm die Mütze ab und ließ den Regenwind um die Haare blasen. Die Nässe auf der heißen Stirn tat wohl. Er hob den Kopf stolz in den Regen, stolperte über steinerne Stufen und lachte vergnügt vor sich hin.

Plötzlich fiel ihm Viktoria ein. Er sprach ihren Namen

aus, als koste er ihn auf der Zunge. Gleich darauf sah er im Geiste Marsos' erschrecktes Gesicht. Warum erschrak Marsos? Was war das? Zusammenhang mit jener Frau? Unmöglich nicht. Aber wie? Und schließlich, hol's der Teufel, — was ging es ihn an? Es war unwichtig, er hatte an Wichtigeres zu denken. Jetzt alle Gedanken zusammen! Jetzt kommt der schwerste Teil des Abends. Hier auch ein Sieg, und ich habe Falern in meiner Hand.

Er rannte gegen einen Pfeiler, fluchte auf, hielt sich den Kopf. Die Straße war abscheulich finster. Dieser blödsinnige Befehl, nachts nicht zu beleuchten. Fünfzig Schritte weit sah er Fackelschein. Zwei Schatten. Er lief darauf zu, sah schwachbeleuchtete Gesichter. Gestalten in Mänteln. Er trat in Pfützen. Teufel! Bleibt stehen! Es waren Wachtler, die ihn mißtrauisch ansahen. San trat in den Lichtkreis. Da erkannte ihn der eine und nickte. Wohin?

„Zum Palast Minotto. Ihr könnt mir leuchten."

Die Wachtler rissen den Mund auf.

„Nun, nicht lange gestaunt, liebe Jungen, los, los, los, es ist schon spät. Ich komme vom Kommandanten und will noch vor ein Uhr im Palast Minotto sein."

Gleich darauf schlug es vom Dom eins. San brummte etwas vor sich hin. Die Wachtler versuchten ein Gespräch anzuknüpfen, aber er wich beharrlich aus und schwieg schließlich ganz. Wenige Minuten später stand er vor der Hauptpforte des Palastes.

Verschlossen. Er riß am Klingelzuge. Stille. Niemand kam. Er ging um die Gartenmauer bis an eine Stelle, wo man die Seitenfront des Palastes bis zum Erdgeschoß sehen konnte. Im ersten Stock waren zwei Fenster erleuchtet. „Also ist sie noch auf. Sie will nur nicht öffnen. Kanaille. Dabei weiß sie, daß ich es bin." Er ging noch einmal zur Hauptpforte und läutete, als gälte es Tote zu erwecken. Schließlich rührte sich etwas. Durch einen Spalt schimmerte Licht, und ein Diener öffnete, sehr verschlafen, eine Türritze.

„Aufgemacht, alter Freund, ich bin San, deine Herrin erwartet mich."

„Habe keine Weisung."

„Der Teufel soll dich am —! Jetzt geh und sage ihr, San ist da. Los, fliege oder ich mache Wind hinter dir."

Der Diener wollte die Tür wieder schließen, zu spät. San hatte schon einen Fuß hineingeschoben und drängte sich in die Halle. „Los, geh, hast du nicht gehört?" schrie er den Domestiken an. Der ging, ängstlich und böse auf den nächtlichen, von Nässe triefenden Besucher zurückschauend.

San stellte sich an den Kamin, in dem noch ein paar Scheite glühten. Finsternis stand in der Halle. Der Diener mit dem Licht war verschwunden. Nur von oben fiel ein blasser Schimmer über die Treppe. San ordnete seine Gedanken. Eine Barschheit saß auf den Lippen. Er fühlte, wie seine Hände feucht waren und die Knie schwach. Plötzlich mußte er gähnen. Gähnte dreimal hintereinander und bekämpfte mit aller Gewalt aufkeimende Müdigkeit. Eine ferne Uhr schlug. Ganz tief und knurrend. Ein Schlag. San lauschte. Es war totenstill. Möbel knackten. Der Wind heulte um das Tor.

Er blickte in das Rot der Kaminglut. Mechanisch griff er zur Feuerzange, um die Asche zu beseitigen, aber sie blieb in seiner Hand, und er vergaß, warum er sie genommen hatte. Er dachte: ich sitze hier im Vorhaus des Palastes Minotto. Oben wacht die schönste Frau von Falern. Es ist Nacht. Ich habe ihr mitteilen lassen, daß ich sie sprechen müsse, und sie empfängt mich. Von Marsos zu Viktoria. Mein Lieber, das sind, scheint mir, Wechsel auf die Zukunft, welche von dir eingelöst werden müssen, so wahr du San heißt. Die Glut verglomm. Der Wind heulte im Windfang des Kamins. Eintönig. Ein langgestreckter Schrei wie der ins Endlose gezogene Ruf der Eule. Dann fiel er müde ab, hob sich wieder und verzitterte.

San blies in die Glut, aber er dachte an Viktoria. Was

willst du eigentlich von ihr? Warum kommst du zu ihr? Was hat dieser Besuch mit Marsos und Falern und deiner Zukunft zu tun? Und indem er diese Frage begriff, zum ersten Male in ganzer Ausdehnung begriff, lief es ihm kalt den Rücken hinunter, und er fühlte Schrecken und Verwunderung. Denn die Antwort war: ich weiß nicht. Er starrte auf ein Klötzchen, dessen Enden bereits verkohlten, dessen Mitte aber glühte wie die Augen einer Katze. Ich weiß nicht, was ich von ihr will, ich — ich kam, um . . . nun . . . nun? Das Klötzchen zersprang beinahe überraschend. Plötzlich fiel es wie grelle Erkenntnis in sein Hirn: ich weiß, ich weiß, warum ich kam. Wahnsinn, Verbrechen — wie? Ha, es ist gut, ich weiß, was ich will. Ich weiß, weiß, weiß.

Schrak auf. Schritt auf der Treppe. Wieder packte ihn Feigheit. Was tun? Stehen bleiben, wie in Gedanken versunken, erst aufschrecken, wenn sie hinter mir ist? Oder umdrehen und entgegengehen?

Ich werde stehen bleiben.

Er drehte sich verlegen lächelnd um. Es war ein fremdes Mädchen, das ihn mürrisch aufforderte, ihr zu folgen. San verließ den Kamin und stieg die Treppe hinauf. Trat in ein Zimmer, dessen Wände mit kostbarem Brokat bespannt waren und auf dessen kaltem Kamin zwei Leuchter brannten.

Er stand und lauschte. Starrte vor sich hin, sah einen langen Nagel in der Wand stecken und versuchte, ihn herauszuziehen.

Da trat Viktoria ins Zimmer. San setzte an, betrachtete seine Finger, die etwas rostig, auch nicht mehr sehr sauber waren und murmelte eine Entschuldigung. Es sei nicht mehr Besuchsstunde (Viktoria lächelte schwach, aber gar nicht spöttisch) und er käme gerade von Oberfeldherr Marsos, mit dem er sich bis Mitternacht unterhalten habe. Der Name Marsos machte anscheinend keinen Eindruck auf Viktoria. Sie sah den Besucher ruhig und ernst an, hörte höflich dem zu, was er sagte, und lud ihn dann ein, in das Nebenzimmer zu treten.

Es war ein ziemlich großer Raum, dessen Wände Gobelins trugen. Von der Decke hing ein vielarmiger Leuchter, aber es waren nur drei Kerzen auf einem niedrigen Tisch entzündet, der neben dem Hauptmöbel dieses Zimmers stand, einem riesigen Diwan, mit Silberfuchsfellen.

Viktoria hatte vermutlich vorher hier gelegen. Vielleicht gelesen. San stand mit unbequemen Gliedern da und fühlte die Atmosphäre dieser Frau wie einen Nebel seine Sinne, seine Wachsamkeit, Klarheit, seinen Willen, kurzum, alles, was San war, umschleiern. Eine leichte Betäubung, etwas Müdigkeit und unsägliches Wohlbefinden qualmte in ihm hoch, und er, der sonst immer auf und ab laufen mußte, wie er zu Marsos sagte, nahm gern in einem erschreckend tiefen Sessel Platz. Er fühlte, jetzt müsse er reden. Doch er wußte absolut nicht, was er reden sollte, und sah nur Viktoria an: sie schien ihm viel schöner zu sein als damals. Ihr langes blondes Haar war in zwei Zöpfe geflochten, die sie zu einem großen Knoten über dem Nacken aufgesteckt hatte. Das weichfließende cremefarbige Kleid ließ den Ansatz der köstlichen Schultern sehen und ein wenig von den festen Hügeln ihrer Brust. Sie schloß langsam eines der Bücher, in dem sie gelesen hatte, und sah San erwartungsvoll und ruhig an. Als er schwieg, versetzte sie, ohne zu lächeln: „Sparen Sie sich die Mühe, über eine Einleitung oder Entschuldigung nachzudenken. Das verbietet die Stunde, es ist auch überflüssig. Sagen Sie mir gleich, was Sie zu mir führt?"

San bemühte sich, von den ruhigen und unsinnig schönen Zügen ihres Gesichts fortzusehen und glotzte angestrengt in das Flackern einer Kerze.

„Das kann ich Ihnen noch nicht sagen. Ich weiß es selbst erst seit wenigen Stunden, seit, nein, ich weiß es erst seit vorhin, wo ich unten am Kamin stand und auf Sie wartete —"

Viktoria ließ kein Auge von San.

„Aber Sie schrieben mir doch heute früh, Sie hätten mir

etwas Wichtiges mitzuteilen? Also müssen Sie doch gewußt haben ... Oder war das nur so ein Wort?"

„Ja."

Viktoria verzog keine Miene, sondern drehte den Kopf ein wenig zur Seite. Dann wandte sie wieder das Gesicht San zu, der blutrot geworden war, schwieg eine Weile, strich sich leise mit der rechten Hand über die linke und sagte: „Wenn ich Sie nicht verwechsle, so sind Sie der Sprecher jener Leute, die damals in den Palast eindrangen, um die verborgenen Lebensmittel zu erkunden?"

„Ja, das bin ich, das heißt — von damals bis heute ist ein großer Sprung. Da ist viel Wasser in die Brunnen gelaufen. Ich denke ungern zurück, überhaupt, ich denke immer nur vorwärts, ich sehe nur das Morgen, nie was gestern war und deshalb bin ich eigentlich auch heute hier."

Er brach ab. Da aber Viktoria schwieg, tastete er sich wieder zu seinem Satz zurück. „Ich meine, wenn ich Sie besuche, so denke ich auch nicht an damals, wo ich mit den Südstädtlern hier eindrang, ich denke auch nicht an das, was ich heute bin, wo ganz Falern mich kennt, und dort unten die Leute mir die Türen einrennen, nur so, wissen Sie, nur vor lauter Liebe, sondern ich denke an das, was ich morgen sein werde."

Er wartete auf eine Antwort. Viktoria nickte aber nur und blickte ihm ruhig in die Augen. Dabei bemerkte er, daß ihre Augen gar nicht blau waren, wie er immer dachte, sondern entschieden grau, beinahe grüngrau und etwas von dem Licht der ganz frühen Morgenstunde hatten. Ihre Lippen aber waren blaßrot und sehr schön, scharf gekantet, wie mit einer Feder gezogen, ruhig und wundervoll geschwungen.

Ja, was wollte er denn sagen?

„Was wollte ich sagen?"

„Sie sprachen, glaube ich, von dem, was Sie morgen sein würden."

Wie San seine Worte in Viktorias Munde hörte, kamen

sie ihm sehr fade und geradezu dumm vor. Er ärgerte sich, daß er sie gesagt hatte. Aber schließlich, was sollte er ihr denn auch sagen, zum Teufel! Es war doch nun einmal die Wahrheit, ja, es war geradezu der Quell seines Wesens, den er da vor ihr aufgedeckt hatte. Und wenn sie nur ein bißchen ihm entgegenkäme mit Unterhaltung und dergleichen, so wäre alles viel leichter.

Aber Viktoria schwieg.

Wie er nun, noch nach Worten suchend, dabei im tiefsten zufrieden über diese Stille, pagodenhaft im Sessel saß, hob sie das schöne Gesicht zu ihm hin und versetzte: „Ich nehme an, daß Sie nicht kamen, um mir eine Visite zu machen, sondern um mir etwas zu sagen, selbst wenn dieses Etwas Ihnen auch selbst noch unklar sein sollte. Wie kommen Sie gerade auf mich? Denn ich meine, daß von allen Menschen, die Ihren Weg betreten, ich doch schließlich der letzte sein dürfte."

San empfand sehr stark die Notwendigkeit, ordnungsgemäß zu antworten. Er sagte sich: läßt du sie noch länger warten, so entwischt dir die Situation, und alles ist zu Ende. Rede! Sage irgend etwas. Und ehe er sich's noch recht überlegte, stieß er heraus: „Vom Kommandanten soll ich Sie grüßen."

Viktoria zog eine Spur die Augen zusammen, als wolle sie ihn deutlicher sehen. Erstaunen stand in ihrem Gesicht, verschwand aber sogleich und wich der gleichbleibenden ruhigen Miene, mit der sie antwortete: „Von Marsos? — — Grüßen? Wollen Sie mir nicht mitteilen, wie er diese Grüße bestellt hat?"

„Wie er sie bestellt hat? Lieber Gott, wie man so Grüße bestellt. Es war so: ich sagte, daß ich zu Ihnen ginge, darauf versetzte er: Grüßen Sie — das heißt, nein, ich irre mich. Eigentlich sagte er gar nichts, sondern sah mich nur so merkwürdig an, daß ich ganz erstaunt war, und öffnete mir dann die Tür."

„Er öffnete Ihnen die Tür?"

„Ja. Denken Sie. Ich meine, darauf darf man sich schon etwas einbilden, was? Aber denken Sie nicht, daß ich mir was darauf einbilde. Ich weiß, das hat alles nichts zu sagen, Ehrungen sind nichts, schöne Viktoria, Leistungen sind alles."

In Viktorias Augen blinkte etwas auf. Dann betastete sie den Fuß des Leuchters mit ihren schmalen, gepflegten Händen, sagte nichts und sah ins Licht.

San aber, plötzlich von dem Bewußtsein gepackt, daß die Stunde dränge, daß er reden müsse, gleichviel was, daß hier schließlich alle Wege zum Ziel führen, wenn man nur erst einen beschreite, fuhr fort: „Sie kennen mich nicht, und ich wundere mich, daß Sie mich so empfangen. Vielleicht würde sich jeder Graf in Falern die Finger danach lecken, könnte er um ein Uhr nachts bei Ihnen sein, und ich, und ich bin es — oh, das heißt schon etwas, das weiß ich."

Viktoria blickte ihm kopfschüttelnd in die Augen und verzog den Mund wie in mitleidigem Spott.

San bemerkte nichts und redete weiter: „Ja, das heißt schon was, das ist wie die Tür, die mir Marsos öffnete, aber ich bilde mir nichts darauf ein, weiß Gott nicht. Doch, sehen Sie, das ist es: es gibt mir Kraft zu dem, was ich vollbringen will. Und ich werde etwas vollbringen, das Falern noch nicht gesehen hat, wiewohl die Stadt schon ich weiß nicht wieviel hundert Jahre hier steht. Das wird mir immer klarer, gerade jetzt, wo ich hier sitze und Sie sehe, wird es mir sonnenklar, und nun weiß ich auch, warum ich gekommen bin."

Er setzte ab, schluckte und suchte nach Ausdruck. Es war ihm, als kämpfe sein ermüdetes und doch seltsam erregtes Denken mit dem Nebel, der im Gemach lag, diesem duftenden Nebel, aus dem die himmlische Frau vor ihm geformt war. In sein Hirn strömten Gedanken wie Bäche in einen See; ihn durchflutete das Gefühl, etwas in seinen Ausmaßen ihm noch völlig Unbekanntes und gänzlich Neues zu erleben, das aber doch irgendwie bestimmend, ja, geradezu in ungeheurem Maße

bestimmend für seine Mission in Falern sein würde. Er rief: „Ich will Falern retten. Falern geht unter. Marsos verschafft ihm einen Untergang in Ehren, wie man so schön sagt, aber nichts weiter. Doch ich sage Ihnen, daß dies ein Untergang in Schande ist, denn, wenn die Stadt fällt, so fällt sie, weil die paar Dutzend Paläste den Krieg angezettelt haben, den Krieg, den sie mit unsrem Blute führen. Wenn sie aber gefallen ist, so werden wir Armen tot sein, und die paar Dutzend werden leben. Das ist alles ganz klar, und wenn jene sechzig Schafsköpfe oben sagen, sie wollen Falerns Rettung, so ist das Unsinn, sie wollen nur ihre Rettung, nichts weiter. Ihre Rettung aber ist Falerns Untergang. Denn sind sie vielleicht Falern? Haben sie die Stadt gebaut, haben sie die Schiffe gezimmert, die den Strom hinunter zum Meer fuhren und nach Süden und in all die Länder, die ihr Gold und ihre Reichtümer denen da oben in den Schoß warfen? Haben sie die Säcke auf ihren Schultern geschleppt, die verladen wurden, und die Kohlen gegraben, die jene verheizten? Die Armen sind Falern, die jetzt natürlich „Brüder" heißen, weil alle im gleichen Morast sitzen, die aber morgen „Lumpen" heißen werden, wenn der Feind abzieht. Sehen Sie, das will ich Ihnen sagen, und Gott weiß, warum ich es gerade Ihnen sage, die Sie doch eine vornehme Dame sind und dem Grafen Minotto, diesem Erzgauner ... nahe standen, das will ich Ihnen sagen, daß nun eine große Verwandlung stattfinden wird, eine so große, wie sie Falern noch nie, ja, vielleicht die Welt noch nie gesehen hat: das alte Falern muß sterben, damit das neue Falern lebe. Das neue Falern aber sind die, welche Jahrhunderte arbeiteten, damit die Paläste Jahrhunderte prassen konnten. Das ist es, das ist meine große Idee, und das wird geschehen."

Viktoria hatte aufmerksam und ernst zugehört. Jetzt fragte sie ruhig in einem Ton, der weder ungläubig noch gläubig war: „Und das wollen Sie erreichen?"

San atmete tief.

„Ja," sagte er kurz. „Das will ich."

„Und wer wird dann regieren?"

„Wie?"

„Wer wird dann Falern verteidigen?"

San erblickte ihre Augen, graugrün, klar und voller Leben. In ihm schoß etwas in die Höhe. Ein Frösteln durchrieselte ihn. Er begriff plötzlich sehr viel: „Ich," antwortete er. In Todesangst, daß Viktoria nun ein spöttisches Gesicht ziehen würde. In Todesangst. Aber sie bewegte keine Miene, betrachtete ihn nur forschend und versetzte: „Phantast."

„Wie?" würgte er. „Sie glauben es nicht?"

„Nein," sagte sie ruhig.

Jetzt wußte San alles. Eine schreckliche, unbekannte und wirklich nie geahnte Erregung schüttelte ihn. Er fühlte sein Kinn zittern und sein Herz in dumpfen Schlägen gehen. Er krallte seine Nägel in die Seide des Stuhls, atmete hörbar und warf heraus: „Sie glauben mir nicht, Viktoria? Gut, so werde ich es Ihnen beweisen. Oh, jetzt weiß ich, daß ich es werde können, und noch mehr als das. Sie glauben mir nicht, halten mich für einen Scharlatan, einen Volksverführer, Schwätzer und Selbstbetrüger. Wie sagten Sie? Phantast. Nun gut. Es ist gut, daß Sie das sagten, denn nun weiß ich, was ich leisten werde und — warum ich es leisten werde. Ich sage Ihnen hier, in dieser Stunde, in dieser Nacht sage ich es Ihnen, daß ich noch viel mehr tun werde, als was ich vorhin erklärte. Falern wird sich —"

San sprang auf, hielt die geballte Faust vor sich hingestreckt und zerknirschte die Worte zwischen den Zähnen: „Falern wird sich wie ein Wurm, den ich zertreten oder retten kann, hier in meiner Hand winden, denn ich habe die Idee, die einzige Idee, welche heute noch Steine bewegen und Feuer löschen kann, aber die da oben, sie alle, sie haben keine Idee."

Er ging im Zimmer auf und ab. Fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirn und blieb in der Nähe des breiten bis zur Erde mit brokatenem Stoffe verhangenen Fensters stehen. Sprach: „Nun ist mir vieles ganz klar geworden. Merkwürdig, daß mir das erst klar wurde, wie Sie sagten, Sie glaubten mir nicht. Also, ich will Ihnen sagen, bis jetzt habe ich nämlich selber an mir gezweifelt, nicht viel, aber ein ganz klein bißchen, tief im Innern, denn immer sagte ich mir: wo ist der, der an mich glaubt? Darum ging ich zu Ihnen. Sie sind die schönste Frau von Falern, aber das ist mir egal, das ist etwas für die Grafen und Palästlinge. Sie sind Falerns Körper, aber ich bin sein Hirn. Sein neues Hirn. Das Hirn hat den Gedanken, aber der Körper erst macht den Gedanken zur Tat. Sie werden meine Gedanken zur Tat machen."

„Wie sollte das wohl geschehen?"

„Ach so, Sie glauben, ich will Sie überreden, irgendwie anstellen oder auf meine Seite ziehen? Nein, nein; übrigens haben Sie das nicht geglaubt, ich sehe es Ihrem Gesicht an. Sie haben mich verstanden, müssen mich verstanden haben, wenn ich Ihnen sage, daß der Weg zu meiner Tat nur über Viktoria geht. Sie sollen nichts tun als — glauben. Wie? Sie glauben nicht, ah, richtig, schön. Noch besser. Sie sollen mir nicht glauben, Sie sollen mich für einen Phantasten, für einen dummen Jungen, für einen dreckigen Katenbewohner halten, gut, das will ich gerade. Gerade das will ich. Gerade Ihren Unglauben will ich, verstehen Sie mich? Gestern, vorhin noch, in dieser Minute noch wollte ich Ihren Glauben, aber nun will ich ihn nicht mehr, nicht geschenkt will ich ihn, sondern — erobern. Ah, jetzt werde ich hinuntergehen und Falern aus dem Schlafe rütteln. Ich werde das Morgenrot über die Dächer gießen und ein Feuer in den Köpfen dieser Elenden anzünden, daß jeder eine Fackel ist, der die Welt in Flammen setzen kann. Nun fühle ich die Kraft in mir, den Weg, den ich sehe, bis zu Ende zu gehen, ich fühle die Kraft

in diesen beiden Händen, in diesem Hirn, weil Sie mir nicht glauben. Viktoria! Ich bin zu Ihnen gekommen, um —"

Er brach ab. Starrte geradeaus auf ihren nackten Fuß, der in seidenem Schuh steckte. Ein süßes weißes Füßchen, schmal und zum Küssen geschaffen. San hatte plötzlich das Gefühl, als müsse er sich auf diesen Fuß stürzen und ihn mit Küssen bedecken, mit Tränen netzen, denn er fühlte eine große Erschütterung. Aber der Gedanke, den er abgebrochen hatte, drängte sich wieder vor. Sein Geheimnis, das er vorhin Marsos ins Ohr geflüstert hatte, flog ihm auf die Lippen und er zitterte vor Aufregung, es ihr preiszugeben. Nicht als Geheimnis, sondern weil es nun wertlos geworden war, weil er nun etwas ganz andres aus ganz andern Gründen schaffen wollte als vorhin. Eben noch war sein Geheimnis seine größte Waffe. Nun war sie ihm nichts mehr. Mit einem Ruck drehte er den Kopf zu ihr und rief: „Wissen Sie, Viktoria, womit ich morgen ganz Falern in das Feuer der Revolution werfen kann? Ha? Wissen Sie, daß ich die Macht habe, die Sechzig binnen drei Tagen durch Sechstausend zu ersetzen?"

Viktoria schwieg.

„Ich habe vorhin das Wort, das ich Ihnen jetzt laut sagen werde, leise Marsos ins Ohr geflüstert. Ich sage Ihnen, das war ein Peitschenhieb. Doch er war nicht nötig, denn ich tu es nicht mehr. Aber ich will es Ihnen verraten: Kapitulation! Ich sage dem Volke, meinem Volke, meinen Brüdern, die mir glauben wie ihrem Heiland und mir eines Tages folgen werden wie dem Teufel: ‚Was wollt ihr hungern und sterben, damit die da oben sich nachher mästen? Wenn wir zum Feinde gehen und ihn um mäßige Bedingungen bitten, wird er sie uns geben und Frieden und Brot dazu.'"

Er schwieg. Die Lichter flackerten seitwärts, so heiß blies sein Atem durchs Zimmer. Sie flackerten rot, so voller Glut war seine Stimme. Jetzt blickte er in Viktorias Augen. Eine Erregung, die er nicht kannte, funkelte darin wie ein Smaragd.

Gleich erlosch sie. Viktoria war wieder eine Frau, die schweigend zuhörte.

„Ja natürlich, Sie erschrecken, sind wohl entsetzt und verachten mich. Aber ich sagte es Ihnen ja, das tue ich nun nicht mehr. Nein, glauben Sie mir, dieses ist ein leichtes Spiel, zu leicht, viel zu leicht, um Sie davon zu überzeugen, daß ich kein hohler Geselle bin. Habe ich es je gewollt, so wollte ich es, weil ich sah, wie der Hunger dies Volk quält, wie die Kinder sterben, und die alten Weiber unten in der Südstadt nachts am Herde einschlafen und morgens tot sind, weil sie nichts mehr zu essen haben, oder erfrieren, weil die Kohlengruben vom Feinde besetzt sind. Mich rührte der Jammer, und ich sagte: Was hat dies Volk getan, daß es so leiden muß? Niemand von ihnen hat solch ein Verbrechen begangen, daß ihm seine Kinder verhungern müssen und seine Töchter verwelken und seine Eltern erfrieren. Der Feind wird nicht grausamer sein, als der Tod und nicht gemeiner, als der Hunger. Scher' dich den Teufel um Ruhm und Sieg. Es handelt sich ums Leben eines Volkes. Kapituliere! Sehen Sie, Viktoria, so dachte ich. Aber jetzt in dieser Stunde, wo ich vor Ihnen stehe und Sie in Ihrer ganzen grenzenlosen Schönheit sehe, wo ich aus Ihrem Munde höre, daß Sie mich einen Phantasten und Scharlatan schelten, weiß ich, daß dieser Weg der falsche ist. Sie hätten mich verachtet, wäre ich ihn gegangen. Gespuckt hätten Sie auf mich, und vielleicht hätten mich nicht einmal die armen Teufel da unten gesegnet. Nein, weg damit! Das ist vergangen, und täte ich's, es wäre meine Kapitulation. Aber Sie sollen an mich glauben, Sie werden an mich glauben, damit Sie einst mehr tun, als nur glauben. Denn ich, das Hirn von Falern, will mehr von Ihnen, als Ihren Glauben. Aber nicht geschenkt, Viktoria, und nicht heute. Ach — geben Sie mir Wasser, es ist eine verdammte Hitze bei Ihnen. Draußen ist eisiger Wind, und hier geht der Äquator mitten durchs Zimmer." Er fand Wasser und goß es hinunter.

Atmete. Fuhr sich über die Haare, seine Augen flackerten, er schien trunken zu sein, trunken von einem Gedanken, der ihn völlig beherrschte, ihn geradezu unterjochte und fast bewegungslos in Fesseln hielt.

Viktoria ließ ihn nicht aus den Augen. Ihre Miene, gespannt und scharf wie das Antlitz eines Raubtiers, verriet nichts.

San lachte auf: „Kam herauf, stammelte, wußte nicht, was ich sagen sollte. Stand vor Ihnen wie ein Schuljunge, der alles vergessen hat. Nun aber sollen Sie alles wissen. Falern wird mein! Durch nichts andres als durch die Macht meiner Idee. Aber, glauben Sie, keine Idee allein hat Macht, sondern erst die Umstände, aus denen sie geboren ist, verhelfen ihr dazu. Meine Idee ist die unsrer Tage, die Idee, welche aus Blut, Tod, Hunger und Pest geboren ist, und sie wird ganz Falern erfassen wie ein Fieber. Wir werden kämpfen, weiterkämpfen, werden den anstürmenden Feind von den Mauern schmeißen und werden die Stadt solange halten, bis er aus Verzweiflung über dies unbezwingbare Volk abzieht. Dann sind wir Sieger. Dann ist das Volk von Falern der König dieser Stadt. Dann beginnt eine neue Zeit und ich, der Köhlersohn aus der Südstadt, werde mit meiner eigenen Hand den Fürsten das Zepter aus den Händen schlagen ..."

Er schwieg. Es brodelte in ihm. Er wollte mehr sagen, vermochte nichts, starrte Viktoria an.

Viktoria erhob sich, stützte die Hand auf den Tisch mit den Leuchtern, lächelte flüchtig und sprach: „Wenn es gelingt, dürfen Sie wiederkommen."

Sie war sehr schön, und die Flamme der Kerzen blinkte auf ihrem blonden Haar. San hörte die Worte, ballte die Fäuste wie im Krampf und starrte sie an. Viktorias Antlitz sah bewegungslos an ihm vorbei. Dann richtete sie die Augen auf ihn und sagte freundlich: „Gehen Sie jetzt, ich bin müde, und es ist sehr spät."

Er wollte ihre Hand küssen und tat es plump, erregt und wie ein Diener. In ihren Zügen stand Rührung, als sie auf das gelbliche Haar niedersah, das sich über ihre Hände beugte.

San ging zur Tür. Viktoria klingelte. „Die Dienerin wird Sie hinunterführen."

Eine Magd kam mit Licht. Die Treppe wuchs aus dem Dunkel, der Vorhang rauschte. Er stand unten.

Draußen regnete es noch immer. San hatte den Hut in der Hand, zerknüllt. Er hörte, wie Wasser von den Dachrinnen troff und fühlte es feucht über seine Stirn rieseln.

Der Boden wankt

An einem warmen Märzabend betrat Soltan den großen Ratsaal mit sehr ernstem Gesicht. Die Sechzig waren versammelt. Man wußte, daß der Lebensmittelkommandant Erklärungen abgeben wollte, daß diese Erklärungen sofortige Entscheidungen erheischten. Der alte Kondor eröffnete die Sitzung mit einigen Mitteilungen über Krawalle in Peraa, dem südöstlichen Stadtteil von Falern. Man hörte mit geteiltem Interesse zu und nahm Entwürfe an, die diesen Zuständen abhelfen sollten. Es interessierte wenig.

Danach erhielt Soltan das Wort. Er glättete mit seinen in letzter Zeit recht nervös gewordenen Händen die aufgeschlagenen Akten und sprach. Schmucklos, nüchtern und gar nicht, wie man gewohnt war, Soltan sonst sprechen zu hören. Freilich, was er sagte, bedurfte keiner rhetorischen Verbrämung. Es war niederschmetternd und klang wie der Bericht über eine verlorene Schlacht: „Das vorhandene Getreide reicht nur noch bis Mai. Der Gouldspeicher in der Südweststadt ist trotz scharfer Bewachung, vermutlich von den Kellereien aus, erbrochen und nach und nach bis zur Hälfte ausgeraubt worden.

Die bisherigen Forschungen nach den Tätern, die nur in größter Stille angestellt werden konnten, um das Volk nicht zu beunruhigen, sind ergebnislos verlaufen. Die Wachtsoldaten befinden sich in strenger Haft, es dürfte sich indessen ihre Unschuld erweisen. Das Verfahren ist dem obersten Richter von Falern, Graf Bourc, übergeben worden. Der Graf hat sich bereit erklärt, dem Rat alle nötigen Unterlagen zur Beurteilung dieses ernsten Falles zu unterbreiten."

Graf Bourc, ein sehr langer Herr mit glattrasierten, faltigen Zügen, blätterte in seinen Papieren. Er sah auf und nickte Soltan kurz zu. Soltan fuhr fort: „Der Einbruch in den Gouldspeicher hat der Stadt über tausend Säcke Mehl, an vierzig- bis fünfzigtausend Pfund getrocknetes Gemüse und etwa achtzehnhundert Scheffel Viehfutter gekostet. Ob es sich nun um eine Bestechung von seiten des Feindes oder um einen gewöhnlichen Raub handelt, wird hoffentlich demnächst festgestellt werden. Zur Stunde sind wir gezwungen, mit diesem Ausfall an Vorräten im Lebensmitteletat von Falern zu rechnen. Die gesamten Vorräte der Stadt Falern verringern sich damit um etwa ein Sechstel ihres Bestandes. Ich habe die genauen Zahlen in einer Denkschrift niedergelegt, die ich dem hohen Rat gleichzeitig vorlege. Daraus kann jeder einzelne der Herren leicht ersehen, wie die Lebensmittellage in Falern sich in den nächsten Wochen und Monaten gestalten dürfte. Wenn ich mir ein Urteil erlauben darf, möchte ich sie ohne Übertreibung verzweifelt nennen. Da das Saatkorn zur Zeit noch in der Erde liegt, dürfen wir nicht mit der künftigen Ernte, die ohnehin mager ist, rechnen, sondern nur mit dem, was sich in unsern Händen befindet. Die eroberten Vorräte sind verbraucht bis auf geringe Reste von Hülsenfrüchten und Dörrfleisch; das zählt kaum für einen Tag ..."

Unterbrechung: „Warum sind sie verbraucht?"

Ein Ratsherr rief höhnisch: „Wer hat sie verteilt?" Beifall bei den Altfalernesen.

Soltan blickte auf die Papiere, lächelte schwach und sagte mit bescheidener Geste: „Ich. Das weiß ich. Wollen Sie mir vielleicht daraus einen Strick drehen? Was hätten Sie an meiner Stelle getan, als das Volk nach dem Brand des großen Kornspeichers drohend durch die Straßen von Falern zog? (Zuruf: „Bombarden!") Ah — ein probates Mittel, wie? Volk gegen Volk, während draußen der Feind die Mauern berennt. Nein, meine Väter und Freunde, das wäre die frivolste, die schlechteste Politik gewesen, die Politik, welche unweigerlich Falern in den Tod gehetzt hätte. Ich gebe zu, daß ich Raubbau an den Vorräten trieb, wenn ich unentgeltlich Lebensmittel verteilte, aber ich bin mir bewußt, damit Falern gerettet, von zwei Übeln das kleinere gewählt zu haben." Beifall bei der Opposition.

Soltan hielt inne, füllte einen Becher mit Wasser und atmete tief auf. Eine unerträgliche Schwüle herrschte im Raum. Kondor flüsterte einem jüngeren Herrn etwas ins Ohr. Der erhob sich und öffnete das mittlere Fenster des Saals, ein hohes Bogenfenster, von dem man den Dom und, über die Dächer der Stadt hinweg, in der Ferne den Gurrewald und ein Stück Silber des Heiligen Stroms erblickte. Eine linde Luft, die nach Erde und klebrigen Knospen duftete, drang ins Zimmer.

Soltan sprach: „Unter Beibehaltung der bisherigen Rationen reichen wir bis etwa 17., 18., 19. Mai. Dann ist totale Hungersnot, und Falern muß kapitulieren. Es bleibt also nichts andres übrig, als Verringerung der Rationen auf die Hälfte. Im günstigsten Fall reicht es dann bis Mitte Juli. Aber auch das ist zu kurz. Im Juli wird das Korn in Falern noch nicht geschnitten, außerdem haben die wenigen Felder einen so geringen Ertrag, daß mit einer Ernährung aus diesen Beständen nicht gerechnet werden darf. Die Katastrophe wäre also nur aufgeschoben, und zwar unter besonders bedenklichen Umständen, denn ich will meine Besorgnis nicht verhehlen,

daß die Halbierung der Rationen große Erregung verursachen dürfte. Mir scheint überhaupt, daß unsre erste Aufgabe sein muß, hier gewissen drohenden Gefahren vorzubeugen. Das ist, wenn ich mir ein Urteil erlauben darf, auf zwei Wegen möglich. Der erste: Man lenke das Volk ab und schaffe ihm gleichzeitig neue Vorräte. Wie das? fragen Sie mich. Nun, durch einen neuen Ausfall. Der Sieg von Ferapont muß wiederholt werden."

Soltan machte eine Pause. Alle blickten auf Marsos, der mit undurchdringlichem Gesicht vor sich hinsah.

Der Präsident wandte sich an Soltan: „Vielleicht ließe sich diese Frage gleich beantworten? Es wäre damit einige Klarheit geschaffen."

Soltan verbeugte sich leicht. „Ich bitte darum."

Der Präsident schaute den Kommandanten an. Marsos schwieg noch immer. Dann hob er langsam den mächtigen Kopf, der im Licht des Abendrots kupfern war, strich sich die weißgrauen Haare zurück und sagte mit kurzem Kopfschütteln: „Unmöglich."

Schweigen.

Soltan zerknitterte die Ecken seiner Papiere. Etwas nervös wartete er auf weitere Erklärungen. Als Marsos still blieb, fragte er: „Warum unmöglich?"

„Weil der Feind damals seine Vorräte in Ferapont stehen hatte, und sie heute in sieben bis acht Stationen etwa zehn Meilen um Falern verstaut sind. Die Lagervorräte, die wir erbeuten können, sind Tagesrationen und zu klein, um für sie auch nur einen Mann zu wagen. Aber selbst wenn das nicht der Fall wäre, dürften wir den Ausfall kaum wagen. Die Krieger sind schwach, hungrig, müde. Zur Verteidigung noch gut, zum Angriff unbrauchbar. Sie laufen dem Feind in die Wolfsgruben."

Damit war der erste Vorschlag abgewiesen. Soltan kam zum zweiten: „Ich sage, das Volk muß beruhigt werden,

versöhnt werden, — es gibt keinen andern Ausweg, als Massenspeisungen."

Damit war der alte Zankapfel wieder auf den Ratstisch geworfen. Über dieser Frage hatte man sich wiederholt den Mund blutig gestritten. Es bestand keine Hoffnung, heute darüber zur Einigung zu kommen. Soltan schien das zu wissen. Also suchte er in seinen Papieren, holte ein Blatt hervor, das mit großen, lapidaren Schriftzeichen bedeckt war, und las:

„An den Lebensmittelkommandanten von Falern. Sie sind in großer Sorge. Der Gouldspeicher ist leer und die andern werden ihm bald nachfolgen, denn Falern hat viele hungrige Mäuler. Wollen Sie nicht, daß das Volk, ehe es verhungert, sich gegen seine Unterdrücker wendet, so öffnen Sie die Keller in den Palästen der Herren Mors, Singulf, San Ponte und Graf Say. Die Menge der dort verborgenen Säcke Mehl, Hülsenfrüchte und Dörrobst kann schon ein paar Tausend Falernesen satt machen. Einer von unten."

Von den in diesem Brief erwähnten Herren saßen zwei im Rat, nämlich Mors und Graf Say. Beide hatten starre Gesichter. Mors sagte: „Anonymer Dreck."

Soltan legte den Brief auf den Tisch.

„Selbstverständlich — glaube ich kein Wort davon. Aber der Brief muß beantwortet werden. Jawohl, beantwortet. Denn dies schreibt nicht ein x-beliebiger Südstädtler, sondern einer der Demagogen, deren Einfluß wir leider monatelang sträflich unterschätzt haben und die uns heute gefährlicher sind, als der Feind. Ich lege also dem hohen Rat den dringenden Antrag vor, eine zu zwei Drittel aus den unteren Klassen gebildete Kontrollkommission bereits in den nächsten Tagen zu berufen und ihr die Keller und Vorratskammern sämtlicher privater und öffentlicher Gebäude, Kirchen und Klöster zur Verfügung zu stellen. Es ist dies für mich die einzige Stütze, welche ich beim Erlaß der neuen Rationsverfügung habe. Ich

sehe sonst das Schlimmste kommen und müßte, falls der Antrag heute nicht akzeptiert wird, die Herren bitten, an meiner Stelle einen neuen Lebensmittelkommandanten zu wählen."

Er setzte sich.

Einige der Ältesten waren sehr bleich. Erregung, Unschlüssigkeit und Sorge stand in allen Gesichtern. Kondor erhob sich, sein Greisengesicht war ganz von roter Sonne überflutet, als er für den Antrag sprach und die Debatte eröffnete. Sie dauerte kaum zwanzig Minuten. Dann hatte Soltan gesiegt. Die Kontrollkommission sollte bereits morgen zusammengestellt werden. Die Veröffentlichung dieser Verfügung erfolgte gleichzeitig mit der neuen Rationierung.

Die Ältesten rafften ihre Papiere zusammen. Soltan trat mit Surràl, seinem Parteifreund, einem einstmals wohlhabenden Reeder, an das Fenster. Sie nickten sich trübe zu. Begriffen, daß es um Leben und Tod ging.

Die Sonne stand dunkelrot über dem hügeligen Horizont, aus dem dünne Rauchsäulen in den karminfarbenen Himmel stiegen. Die Ziegeldächer glühten, und in den goldenen Kuppeln des Doms und der Kathedrale, der Erlöserkirche und des Zirkus lagen die Fackeln des Abends.

„Sehen Sie nach oben," sagte Surràl. „Was ist das?"

Soltan hob den Kopf. Im blassen Himmel, unendlich hoch, stand unbeweglich ein riesiger Vogel.

„Ein Adler über Falern?"

Soltan schwieg und starrte in die Höhe. Plötzlich überlief ihn ein Frösteln. Er trat zurück und schaute Surràl an.

„Kein Adler. Vielleicht der Teufel," versetzte er. Surràl machte ein erstauntes Gesicht. Soltan zuckte die Achseln, quälte sich ein Lächeln ab und ging.

Im Justizpalast arbeiteten vier Kabinette mit Aufbietung von mehreren Dutzend Wachtdienst- und Kriminalbeamten an der Aufklärung der geheimnisvollen Diebesaffäre. Graf

Bourc betrat mit sorgenvoller Miene seinen Amtsraum und nahm den Bericht des Sicherheitsvorstehers Knox entgegen. Man hatte Spuren gefunden, die in die Kellerräume einer Villa wiesen. Diese Villa, einem Herrn von Malabré gehörig, war seit Monaten unbewohnt. Malabré selbst war im Herbst am Fleckfieber gestorben.

Knox: „Die Diebe müssen von der Villa Malabré aus —" Graf Bourc stampfte auf: „Ja, wer ist denn der Dieb? Welche Diebe! Was geht mich die Villa Malabré an!"

Ein Amtsdiener meldete den Bezirkskommandanten Assàl, der neuerdings die Südweststadt befehligte.

Assàl, stets frisch und blitzsauber aussehend, grüßte stramm. Bourc blickte verdrießlich hoch.

„Haben Sie was?"

„Ich habe nichts," sagte Assàl fröhlich. „Ich glaube aber sicher zu sein, daß die Diebe sich gar nicht in meinem Bezirk befinden, auch nicht aus der Südweststadt stammten, sondern wo anders her —"

„Wo anders her, wo anders her, wo anders her!" rief Graf Bourc schrecklich böse. „Vielleicht vom Mond! Irgendwo müssen die Kerle doch herkommen."

„Natürlich, Graf," bestätigte Assàl, „nur nicht aus meinem Bezirk."

„Selbstverständlich. Jeder Bezirkskommandant hält sein Revier für ein Vorzimmer des Paradieses."

„Ich halte es eher für ein Vorzimmer der Hölle, Herr Graf," versetzte Assàl, „aber alle Spuren, soweit man von Spuren sprechen kann, weisen nach Süden."

„Woher wissen Sie das?"

Knox sah Assàl mißtrauisch an. Der erwiderte höflich: „Ich weiß es von einem Manne, der gestern bei mir erschien und sagte, daß er in der Nacht vom Montag auf Dienstag gehört habe, wie auf der Fischerstraße ein großer bepackter Planwagen südwärts gefahren sei. Er habe hinausgeschaut, natürlich ver-

schlafen, und habe sich erst gewundert, was wohl dieser Wagen nachts durch Falern zu fahren habe. Dann habe er gedacht: „Krieger oder so etwas, und sei wieder zu Bett gegangen."

„Das ist alles?"

„Ja."

„Das ist natürlich nichts. Der Mann hat vermutlich geträumt. Ein Planwagen! In einem Planwagen kann man nicht tausend Sack Lebensmittel fortschaffen. Das sollten Sie sich an Ihren fünf Fingern abzählen, mein Freund. Beweist absolut nichts. Haben Sie ihn überhaupt schon protokollarisch vernommen?"

„Er ist im Wartezimmer."

„Ich will ihn nicht sehen. Knox wird sich dieses Nachtwandlers annehmen."

Graf Bourc schneuzte sich laut, nickte Knox zu, der das Zimmer verließ, und sagte zu Assàl: „Es ist gut. Danke. Forschen Sie weiter. So kommen wir nicht vom Fleck. Man muß systematisch vorgehen, Untermauerungen der Fundamente abklopfen und Nachbarhäuser entleeren. Die Diebe *sind* zu finden. Das sage ich. Die Protokolle soll man mir heraufschicken." Assàl verschwand.

Graf Bourc ging ein paar Minuten auf und ab. Dann schlug er eine Mappe auf, in der die Erlasse des Ältestenrates den Mitgliedern der Sechzig vor ihrer Unterschrift zugestellt wurden. Er las: „Der Hohe Rat von Falern hat beschlossen, um endgültig allen über verborgene Lebensmittelvorräte in den Häusern wohlhabender Bürger verbreiteten Gerüchten den Boden zu entziehen, eine Kontrollkommission zu bilden, die sofort ..."

Graf Bourc ließ das Blatt sinken. Sein Gesicht war faltig und sorgenvoll zugleich. „... Diejenigen Bürger, in deren Häusern Vorräte gefunden werden, trifft die ganze Strenge des Gesetzes, wie es beschlossen wurde am ..."

Er lachte kurz auf. Nahm die Feder und unterschrieb.

„Hol's der Teufel," sagte er laut.

Zwei Tage später las Falern die neue Lebensmittelverfügung Soltans. Der Lebensmittelkommandant, einst der populärste Mann in der Stadt, hatte damit ziemlich den Rest seiner Beliebtheit eingebüßt. Das Pflaster auf die Wunde — die gemischte Kontrollkommission — hätte vor vier, fünf Wochen wahrscheinlich noch große Wirkung getan. Heute beachteten es nur die Kreise, welche sich daraus gewisse politische Erfolge versprachen. Das war vor allem San. Er strengte sich an, in die Kontrollkommission zu gelangen, wurde gewählt und beschloß, schonungslos vorzugehen. Als er aber mit den übrigen Mitgliedern der Kommission beriet, erwies es sich, daß keine gesetzliche Handhabe bestand, um sofort und zu jeder Stunde in alle Paläste einzudringen, daß vielmehr am Tage vorher die Liste der Adressen aufgestellt werden mußte und daß demzufolge gewisse Herren sich benachrichtigen lassen und gegen unvorhergesehene Überraschungen sichern konnten.

Diesen Umstand benutzte San zu einer großzügigen Propaganda für eine rein „helotische" Kontrollkommission, welche die Befugnis hatte, zu jeder Stunde in jedes Haus einzudringen und Untersuchungen vorzunehmen. Damit war die Wirkung der freiheitlichen Soltanschen Verfügung noch mehr abgeschwächt, und als die ersten Kontrollvisiten erfolglos verliefen, beschimpfte man Soltan, daß er mit den Hamsterern unter einer Decke stünde und sich vermutlich von ihnen bezahlen lasse.

Gleichzeitig brachen im Stadtteil Ziegenstall, der am Südkamm langgestreckt und flach wie ein ausgebreiteter Fächer lag, Hungerkrawalle aus. Die Frauen verlangten alte Rationen, man verwehrte sie ihnen. Darauf wurden Läden gestürmt, einige Wachtler entwaffnet, verprügelt und verjagt. Sul, der einstige Leiter der aufgelösten Sicherheitswehr, hatte dabei zweifellos seine Hand im Spiele. Wie durch Zeugenvernehmung festgestellt werden konnte, war von ihm ein Zug

der Weiber inszeniert und mit Küchenmessern, eisernen Pfannen und so weiter bewaffnet worden. Diese zogen schreiend und johlend zur Wachtstube, zertrümmerten Tische und Bänke, rissen die Fächer auf und streuten die Papiere auf den Hof.

Sul stand unten und rief — das war ebenfalls einwandfrei festgestellt worden —: schmeißt die Kerle aus dem Fenster! Die „Kerle", drei Wachtler, welche sich zur Zeit des Sturms in den Bureauräumen befanden, waren inzwischen über die Dächer entwischt.

Knox schickte Maut. Man schoß Musketen in die Luft ab, die Weiber schrien, und Sul predigte schäumenden Mundes Aufruhr. In dem Augenblick rief eine Frau: „Ich bin getroffen!" und fiel um. Wie sich später erwies, war es eine hysterische Person, die an Veitstanz litt. Niemand hatte sie getroffen, aber der Haufe stob kreischend auseinander, Sul stolperte, fiel der Länge lang hin und wurde von drei Mautsoldaten festgenommen.

Im Gefängnis besuchte ihn San. Da San zur Kontrollkommission gehörte, hatte er Zutritt zu allen öffentlichen Gebäuden. Er ließ sich also Zelle Numero vierunddreißig öffnen, schickte den Wächter fort und schloß hinter sich die Tür.

„Teufel, du hast es dunkel hier!" rief er. Sul lachte ingrimmig.

„Geduld, mein Lieber," erwiderte San. „Es geht alles gut, aber auch Falern ist nicht an einem Tage erbaut worden."

Sul jammerte: „Trost. Morgen stellen sie mich an die Wand."

Sans helles Lachen unterbrach ihn. Er lachte anhaltend und so herzlich, als habe Sul wirklich einen ausgezeichneten Witz gemacht.

„Eher wird der Mond in den Sechzigerrat gewählt. Man sieht, daß du kein Politiker bist."

„Was heißt Politiker!" versetzte Sul unwirsch und bohrte sich in der krummen Nase. „Was heißt Politiker! Sie beschlag=

nahmen die Papiere, finden Zeichnungen der Villa Malabré —"
San hielt ihm den Mund zu.

„Esel," stieß er durch die Zähne. Dann mit lauter Stimme: „Na also, deine Unschuld wird sich morgen erweisen. Ich will sehen, was sich machen läßt. Übrigens weißt du, wo wir morgen hineinschnüffeln? Bei Herrn Graf Gay, dem ehrsamen, ehrlichen, unantastbaren Altfalernesen. Ich wette auf zwölfhundert Sack Weizen, wie? Lebwohl, mein Lieber, schlaf dich aus. Ich gehe nach Ziegenstall, die Leute ‚beruhigen'."

Er lachte auf und öffnete die Tür.

Draußen stand der Wächter.

San musterte ihn: „Gehorcht?"

Der Wächter kratzte sich am Gesäß.

„Warum warst du nicht dabei, Kreatur? Was zahlt man dir dafür, daß du an den Zellen lauschst?"

Der Wächter machte eine mißmutige Bewegung.

„Du kriegst wohl ein mächtiges Salär, was?"

„Puh — hundertfünfzig Füchse."

San lachte auf: „Hundertfünfzig? Armer Teufel. Und dafür bewachst du deinesgleichen? Wäre ich Kommandant von Falern, du solltest dreihundert haben."

Er nickte ihm kurz zu und lief den Gang hinunter.

Auf besonderen Wunsch von Doktor Aurelius, dem Obersten des Sanitätswesens, war der Rat zu einer außerordentlichen Sitzung zusammengetreten. Da Aurelius bisher seine Berichte nur schriftlich vorgelegt hatte, erwartete man mit Unruhe seine Darlegungen. Um Erfreuliches würde es sich kaum handeln.

Aurelius erhob sich von seinem Platz, rückte an der großen Brille und hielt sich die Krankenberichte der Spitäler von Falern an die Augen. Zögernd und leise begann er.

„Väter. Ich —" Er legte die Papiere vor sich hin und hub unter irgendeiner plötzlichen Eingebung frei zu sprechen an.

„Ich will mich sehr kurz fassen. Als ich die letzten Monatsberichte Ihnen vorlegte, sprach ich von Erkrankungen, über deren Natur man sich bisher nicht ganz klar war. Sie erinnern sich vielleicht an meine Detaillierung dieser Fälle: hohes Fieber, beulenartige Geschwüre unter den Armen und in der Nähe der Geschlechtsorgane. Schmerzhafte Pickel mit Eitermond. Nach einigen Tagen Lähmungserscheinungen der Extremitäten, vornehmlich der Arme. Schon damals hatte ich einen ganz bestimmten Verdacht. Ich wollte diesen Verdacht nicht eher aussprechen, als bis eine Gewißheit daraus geworden war." Er räusperte sich, schob die Brille auf der Nase hin und her, hob die Papiere auf, sprach aber darüber hinweg direkt in das große Fenster, durch das man den blauen Mittagshimmel sah.

„Diese Gewißheit besteht nunmehr unzweifelhaft. Meine Analysen führten mich im Verein mit den Untersuchungen meines sehr verdienstvollen Assistenten, des Doktors Fouldbury, zu der Überzeugung, daß hier Pest vorliegt..." Er formte das Wort „Pest" genau, deutlich und so sorgfältig, als teile er damit etwas wirklich Freundliches mit, das jeder hören müsse.

„... und zwar eine Pestform, die meines Wissens bisher noch nicht wissenschaftlich ergründet worden ist. Eine Beulenpest, bei der die Beulen selten ausbrechen (in diesem Falle ist meistens Heilung zu erwarten), vielmehr sich nach innen öffnen und dann, wie geschildert, zu jenen Lähmungserscheinungen führen."

Er machte eine Pause. Niemand regte sich. Niemand sagte ein Wort. Plötzlich fragte einer mit gekünstelter Ruhe: „Ist die Krankheit ansteckend?"

„Sehr ansteckend. Die Kranken müssen sofort isoliert werden. Bedauerlicherweise ist sich das Volk im unklaren über die Schwere dieser Seuche, hält alles für lokale Erscheinungen, die mit Hausmitteln zu kurieren sind und liefert die Siechen erst in die Spitäler, wenn an keine Rettung mehr zu denken ist."

Er las aus seinen Papieren: „Am zweiten dieses Monats wurden im Sanitätsamt vier Kranke eingeliefert, deren Zustand alsbald als Pest diagnostiziert werden konnte. Drei von ihnen sind inzwischen verstorben. Im Südspital starben sieben, im Krankenheim Ostfalern einer. Vierzehn Fälle sind bereits neugemeldet. Vielfach treten die Lähmungserscheinungen der Arme so früh auf, daß mit einem operativen Eingriff in die Eiterherde schon darum nicht gearbeitet werden kann, weil diese Herde äußerlich nicht sichtbar sind. Der Auswurf der Kranken ist stark bakteriös, das Blut, gelblich gefärbt, fließt träge. Der Urin ist fadenhaltig. Ich ersuche den Hohen Rat um Auskunft, ob das Volk von Falern über die Gefahr dieser Erscheinungen orientiert und aufgeklärt werden soll."

Eine müde Debatte. Bleierner Druck über allen. Die ersten Fragen galten der Erkrankung. Doktor Aurelius antwortete präzise.

Die Ursachen? Unterernährung, Ansteckung, Unsauberkeit —

Die Verhütung? Doktor Aurelius zuckte die Achseln: die Leute brauchen Milch. Sehr viel Milch, Vollkornbrot und Reis. Vor allem aber doppelte, dreifache Rationen. Jemand lachte auf. Gallenbitter. Soltan kritzelte auf seinem Notizpapier und murmelte etwas, das niemand verstand.

Man beschloß nach kurzer Aussprache, dem Volk kein Wort von Pest zu sagen, aber bei schwerer Strafe die Geheimhaltung aller Erkrankungen zu verbieten. Doktor Aurelius hatte für sofortige und weitgehende Aufklärung plädiert. Aus „politischen" Gründen war der andre Antrag durchgegangen. Man schlug in Straßen und Plätzen noch an demselben Tage folgendes Plakat an:

„Der Hohe Rat hat beschlossen, sich mehr als bisher des bedenklich sinkenden Gesundheitszustands Falerns anzunehmen. Die Spitäler sind angewiesen worden, jeden, bei dem sich Anzeichen schwerer Erkrankung zeigen, unentgeltlich zu untersuchen und aufzunehmen, damit er daselbst sachgemäß ver-

pflegt und geheilt werde. Besonders gilt dies für Erkrankungen, die mit Lähmungserscheinungen verbunden sind. Solche Kranke sind hiermit aufgefordert, sich unverzüglich bei dem für ihren Bezirk zuständigen Spital zu melden, widrigenfalls sie strenger Bestrafung verfallen. Die Stadt Falern braucht jeden, braucht den Geringsten und beklagt den Tod des Schwächsten unter ihren Kindern ebenso wie den des Stärksten. Das beste Mittel gegen Krankheit ist Sauberkeit, freie Luft und gesundes Leben.

Der Rat der Sechzig.

gez.: Dr. Aurelius."

Die Wirkung dieser Verfügung war natürlich gering. Die einfachen Leute, von der üblichen Angst vor dem Krankenhaus beseelt, entschlossen sich in den seltensten Fällen und eigentlich nur aus Hoffnung auf eine gute Mahlzeit dazu, den Spitalärzten ihre Krankheiten vorzustellen. Es erschienen dutzendweise Herumlungerer und Obdachlose, welche ausfallende Bemerkungen machten, wenn man sie wieder nach Hause schickte. Pestkranke wurden in den nächsten acht Tagen nur vier eingeliefert, die bereits mit dem Tode rangen.

Man trat also — und zwar diesmal das Achtmännerkollegium, das aus den Kommandanten der großen Ressorts bestand — abermals zur Beratung zusammen. Doktor Aurelius berichtete. Kein Rückgang der Pesterkrankungen in den Spitälern, aber auch keine Zunahme. Gefahr groß, da nicht zu übersehen, wieviel krank in den Armeleutevierteln lägen.

Man erinnerte sich, daß Marsos bei plötzlichen Seuchefällen in der Kriegerschaft die Kranken isoliert und, wo Heilung aussichtslos war, sie hatte töten lassen. Graf Bourc schlug vor, zu diesem Mittel zu greifen, da es sich anscheinend seinerzeit gut bewährt habe. Doktor Aurelius widersprach. Man könne auf die Dauer eine solche Handlungsweise nicht verbergen, käme es heraus, wäre der Teufel los. Man sah auf Marsos.

Er hatte die Entscheidung. Der Feldherr stimmte dem Leiter des Sanitätswesens zu, ermächtigte ihn nur in Fällen, wo die Krankheit keine Hoffnung auf Heilung mehr zulasse, die Unglücklichen von ihren Qualen zu befreien. Damit war man eigentlich soweit wie vordem, denn Aurelius hätte dies auch ohne besondere Erlaubnis getan. Die Frage, ob man dem Volk die furchtbare Gefahr mitteilen, auf diese Weise die Seuche vielleicht eindämmen, aber schreckliche Unruhe stiften sollte, wurde hin und her gedreht, fand keine befriedigende Antwort. Man vertagte die Sitzung.

Da brachte ein unerwarteter Zufall die entscheidende Wendung.

Noch an demselben Tage sprang aus dem Blauen Spital in Peraa ein Pestkranker durch das Fenster des ersten Stocks. Im Fieber. Es war grauenvoll anzusehen, wie er mit steif herabhängenden Armen, aufgerissenem Munde, sprungweise durch den mageren Garten lief, auf die Hirtenstraße zu, sich hier hinstellte und brüllte: „Ich habe die Pest! Ich habe die Pest!"

Mitunter scheint es unbegreiflich, wie irgendeine Kleinigkeit, ein Nichts, ein unberechenbarer Zufall nicht nur alle Kalkulationen umwerfen, sondern die größten Umwälzungen zur Folge haben kann. Dieser Kranke war die Ursache, daß zwei Wochen später Falern in nichts mehr dem alten Staate glich.

Volk sammelte sich um ihn in dichten, erregten Schwärmen. Sanitätswärter kamen, um den Schreienden zu holen. Man schlug sie und schickte sie zurück. Der Fiebernde, schweißbedeckt, mit verklebten Haaren, schrie immer wieder: „Ich habe die Pest, in Falern ist die Pest, ich habe die Pest, wir müssen alle sterben! Wir haben alle die Pest!"

Man drang in ihn, er solle erzählen. Woher er es wisse. Er habe den Bericht des Anstaltsarztes gelesen, der aufs Sanitätsamt gehen sollte. Dieser Bericht war liegen geblieben,

durch Zufall, ganz durch Zufall, er hätte ihn gelesen und alles erfahren. Während er erzählte, stand er mit schlotternden Beinen, von Fieber geschüttelt, da und ließ die gelähmten Arme steif an den Seiten hängen.

Man begab sich sofort in großem Zuge zum Sanitätsamt. Rief Doktor Aurelius. Doktor Aurelius kam mit bösem Gesicht auf die Straße und sah etwa drei-, vierhundert und mehr Weiber, Männer und Greise, die sich in schrecklicher Erregung befanden. Er begriff nichts. Die Leute schrien ihm etwas zu. Er verstand keine Silbe und wollte eben wieder gehen, als ein Sanitätswärter angelaufen kam und ihm atemlos den Vorgang deutete.

Doktor Aurelius brach der Schweiß aus. Er rückte sehr verlegen seine Brille hin und her, dachte an die abgebrochene Debatte des Achtmännerkollegiums und verfluchte die dilatorische Taktik des Rats. Er setzte an, erzählte mit stotternder Stimme etwas von einem Fieberkranken, der im Traum gesprochen habe und versuchte die Leute auf irgend etwas hin zu vertrösten, was er selbst nicht zu nennen wußte. Da aber niemand in der Welt weniger überzeugend gesprochen hatte, als er, glaubte ihm auch keiner. Schimpfworte flogen hoch, man nannte ihn einen Volksbetrüger und drohte, das Sanitätsamt zu stürmen. Doktor Aurelius, solchen Situationen gegenüber nach keiner Richtung hin gewachsen, beschwor die „guten Leute", Geduld zu haben und Vertrauen zum Hohen Rat zu hegen. Man schrie, daß kein Mensch in Falern mehr Vertrauen zu den sechzig Schafsköpfen habe und daß etwas geschehen müsse, wodurch Falern gerettet werde. Doktor Aurelius versprach, daß dies unbedingt geschehen, daß dies sofort geschehen werde, sah dabei aber mit Entsetzen, daß die Menschenansammlung immer riesiger wurde. Er empfand das Bedürfnis, die Augen zu schließen und nichts mehr zu sehen. Unterließ es und beschloß, sich zurückzuziehen. Da brüllte man ihm zu: „Wir wollen Wahrheit oder wir schlagen euch alles

kurz und klein!" Doktor Aurelius fühlte eine große Besorgnis um die ihm anvertrauten Kranken, empfand außerdem dieses lügnerische Versteckspiel des Rats als albern und unsinnig. Er drehte also mit jähem Entschluß um und sagte laut und deutlich: „Jawohl, der Mann war pestkrank. Es sind noch mehr Pestkranke in den Spitälern. Wenn ihr nicht sauber lebt und gut eßt, werdet ihr alle pestkrank werden."

Eisige Stille. Acht-, neunhundert Menschen starrten ihn an. Mit Entsetzen. Aurelius sah es. Ihm ward ungemütlich, aber gleichzeitig fühlte er eine große Erleichterung. Er nickte nachdrücklich und beinahe eigensinnig und sagte nochmals „jawohl, so ist es", und ging ab ins Haus.

Seltsam. Die Menge tobte weder noch verlangte sie mehr zu wissen. Man stand plötzlich vor einem ganz neuen, nie geahnten und schrecklichen Ausblick und sagte nur die Worte des Doktor Aurelius mechanisch nach: „— es sind noch mehr Pestkranke in den Spitälern. Wenn ihr nicht sauber lebt und gut eßt, werdet ihr alle pestkrank werden."

Am Abend wußte jeder Mensch in Falern, vom Hahnenschrei bis zur Südstadt, diesen Satz.

Nachmittags konferierte Soltan mit den Vertretern des Zünfteausschusses. Es waren schlichte, ruhige Leute, die allein noch die Verbindung zwischen dem Lebensmittelkommandanten und den niederen Schichten der Bevölkerung herstellten. Das Volk hungere, was zu tun sei. Soltan war in schrecklicher Verlegenheit. Er wies auf die Tätigkeit der Kontrollkommissionen. Man lachte ihn aus. Bisher hatte man nur bei Singulf und San Ponte gefüllte Speisekammern gefunden. Die andern waren augenscheinlich gewarnt worden. Die ganze Kontrollkommission sei ausgemachter Schwindel und nicht zehn Säckel Weizen kämen dabei fürs Volk heraus. In seiner Not fiel Soltan abermals jener Plan des Ausfalls ein. In derselben Sekunde erinnerte er sich zwar an Marsos' Worte, daß ein solcher Ausfall völlig sinnlos sei, aber aus einem ihm selbst

unbegreiflichen Gefühl heraus brachte er den Gedanken zur Sprache.

Die Vertreter des Zünfteausschusses nickten und sagten, daß in der Tat im Volke für diesen Gedanken Stimmung vorhanden sei, ja, daß in den Schenken noch viel von Ferapont und den hübschen, daselbst erbeuteten Lebensmittelmengen gesprochen werde. Soltan wollte sagen: aber das hat ja jetzt gar keinen Zweck mehr! Der Feind hat ja seine Vorräte ganz wo anders — schwieg aber. Denn plötzlich, ganz überraschend, beinahe erschreckend jäh, kam ihm ein gräßlicher Einfall. Er sagte sich: So eine Schlacht wird Falern ein paar tausend Leute kosten. Das sind ein paar tausend Esser weniger. Also —

„Schön," versetzte Soltan, „wirken Sie in Ihren Kreisen dafür, ich werde den Kommandanten dafür zu gewinnen suchen."

Wenn die Vertreter der Zünfte behauptet hatten, daß im Volk Stimmung für eine Ausfallschlacht vorhanden sei, so war das in dieser Form zumindest unrichtig. Man war infolge körperlicher Schwächung viel zu müde, um Kämpfe und Ruhmestaten herbeizuwünschen, wenn man sich auch gestand, daß sie vielleicht ein Weg zu Brot und besserem Leben seien, um so mehr, als es ja bis zur neuen Ernte nicht mehr allzu lange hin sei und dann Ersatz kommen müsse. Als aber bekannt wurde, daß sich in Falerneser Spitälern Pestkranke befänden, daß diese Unglücklichen infolge Hunger und elender Nahrung soweit gekommen wären, schrie man auf vor Entsetzen und sagte sich mit einem letzten Rest von Energie: hier kann nur noch eine gewaltsame Tat, ein Sieg helfen. Ferapont! Lebensmittel! Opfert euer Leben, damit ihr es gewinnt.

Überhaupt war Falern wie verwandelt. Auf den Straßen erregte Gruppen. Vor den Krankenhäusern Scharen von Schwachen, Siechen, Krüppeln, die sich für angesteckt von der Seuche hielten und geheilt werden wollten. Denn plötzlich

entdeckte jeder in sich die Pest, und die Anstaltsärzte konnten den Andrang der sich zur Untersuchung Meldenden nicht mehr bewältigen.

Diesen aus sich selbst herausrollenden Ereignissen gegenüber war der Rat der Sechzig machtlos. Er sah, daß es Bewegungen im politischen Leben gab, die nicht vorher zu bestimmen und nicht abzudämmen waren. Er fügte sich, veröffentlichte Ratschläge und Wegweiser für Erkrankte, teilte mit, was in dem oder jenem Fall zu tun sei und suchte, so gut es ging, die grauenvoll nervöse Erregung des Volkes zu beschwichtigen. Dennoch konnte er es nicht verhindern, daß in der Bevölkerung eine lebhafte Agitation für eine „Lebensmittelschlacht" getrieben wurde. Unbegreiflich, mit welcher Gewalt sie Wurzel faßte. Nicht mehr unbegreiflich, wenn man wußte, wer hinter ihr stand.

Der Entfacher dieser Bewegung war San. Im Grunde tat er nicht mehr, als daß er vorhandene Energien zur Entladung brachte. Ihm kamen die Pestfälle „geradezu gelegen", wie er sich seinem inzwischen freigelassenen Kameraden Sul gegenüber aussprach. Sie fügten sich ausgezeichnet in seinen Plan, und als die Idee eines Ausfalls akut wurde, griff er sie mit aller Leidenschaft auf. Gerade das war es, was er brauchte.

Wenige Tage nach der Zusammenrottung vor dem Sanitätsamt trafen sich San und Soltan im Bureau der Kontrollkommission in der Lämmerstraße.

Der Lebensmittelkommandant war von bestrickender Liebenswürdigkeit. San hatte eine freundlich-herablassende Geste. Soltan fragte nach den „Erfolgen" der Kontrollkommission, und der Angeredete zuckte gleichmütig die Achseln: „Auf diese Weise ist natürlich nichts zu machen. Die Leute werden vorher gewarnt, verstecken das meiste, zeigen dann ein paar Beutel Mehl oder Bohnen und sagen, daß das alles sei. Kennen Sie alle Schlupfwinkel von Falern? Ich nicht."

Soltan lächelte eigentümlich. „Ich habe immer gesagt, daß man die Bedeutung dieser Kommission überschätzt. Ob bürgerlich-helotisch oder rein helotisch — der Nutzeffekt für die Lebensmittelversorgung Falerns bleibt stets gleich Null."

San nickte. „Und der moralische Wert hat heute nichts mehr zu sagen, wo das Volk mehr will, als wissen, daß seine Vertreter bei den Reichen in den Speisekammern schnüffeln dürfen."

„Was will das Volk?"

„Brot."

„Schneiden Sie es aus der Luft."

„Wir werden es dem Feinde aus dem Leibe schneiden, Kommandant. Wenn ich nicht irre, war es Ihr Vorschlag, durch einen Ausfall aus Falern sich Vorräte zu beschaffen."

Soltan strich sich ein wenig nervös über den schönen Bart.

„War es nicht Ihr Vorschlag?" fragte San beharrlich.

„Ich gebe zu, daß ich diese Idee zur Debatte stellte, als einzige, die Abhilfe zu versprechen schien."

„Glauben Sie daran?"

Soltan war sehr verdrießlich über dieses Gefrage, denn kein Thema dünkte ihn überflüssiger zu sein als dieses. Er sagte gequält: „Gewiß, gewiß — sofern der Ausfall gelingt."

San lachte auf. „Er wird gelingen. Ich glaube fest daran."

„Sie glauben?"

„Ja, ich werbe für diesen Gedanken leidenschaftlich." Er blinzelte Soltan zu. „Ich glaube ganz — fest — daran."

Sans Gesicht hatte einen Zug, der dem Kommandanten geradezu unheimlich vorkam. Sollte er ihm trauen? Log er? Was meinte er?

San ließ kein Auge von Soltan. Plötzlich beugte er sich leicht zur Seite und flüsterte ihm ins Ohr: „Seien Sie doch ehrlich, Sie wissen ganz genau, daß dieser Ausfall eine Katastrophe sein wird, hä?"

Soltan trat erschreckt zurück: „Was reden Sie da für einen Unsinn, Mensch ...“

„Unsinn? Tun Sie doch nicht so, als ob. Seien wir doch ehrlich. Sie unterstützen die Idee aus Ihren persönlichen Gründen, die Sie haben mögen, und ich — aus meinen. Gott befohlen, Kommandant.“

Soltan blieb sehr nachdenklich stehen und starrte auf die Diele. Plötzlich fuhr er auf, als wollte er etwas sagen. Da bemerkte er, daß San schon längst über alle Berge war.

Das geschah am 21. März um die Nachmittagstunde. Am 22. März ließen sich acht Männer bei Marsos melden. Es waren Abgeordnete der Vorstädte von Falern. Mittelstadt, Karree von Paskal St. Amherbe und Rocca waren nicht vertreten. Die Männer gaben vor, in öffentlichen Versammlungen gewählt zu sein und somit als Beauftragte des Volkes zu gelten. Sie kämen, um Marsos zu bitten, er möge einen neuen Sieg von Ferapont —

„Ihr seid verrückt,“ unterbrach der sonst so ruhige Feldherr die Ankömmlinge. „Wollt ihr in den Tod gehen?“

Die Männer waren über diese Zurückweisung erstaunt, ließen nicht ab, in ihn zu dringen und erreichten gleichwohl nichts. Marsos, schrecklich wütend, warf sie beinahe zum Tor hinaus.

Als San gegen Abend abgehetzt nach Hause kam, sagte ihm seine blonde Schwester Rolla ängstlich, daß ein Bote vom Generalfeldhauptmann da sei.

„Soll warten,“ versetzte San unwirsch und warf sich auf sein Bett. Rolla ging hinaus. Draußen stand Ben, der Leibdiener des Feldherrn.

„Er ist so müde, Herr,“ sagte das Mädchen. Ben zog Falten, zuckte die Achseln.

„Ich habe meinen Auftrag an ihn persönlich, muß darauf bestehen, ihn zu sprechen.“ Rolla verließ den Boten und fand San in seiner Kammer schlafend. Wecken? Unmöglich. Was

tun? Ben ging in der Küche ungeduldig auf und ab. Seine eisenbeschlagenen Kriegerstiefel knallten auf dem Stein. Rolla war in größter Sorge. „Wecken Sie ihn selbst," sagte sie zu Ben. „Er schläft."

Als Ben in die Schlafkammer trat, schlug San die Augen auf: „Was willst du?"

„Der erste Kommandant von Falern ersucht Sie darum, sofort zu ihm zu kommen."

San drehte sich auf die andre Seite: „Warum kommt er nicht zu mir, wenn er etwas von mir will? Gut, ich werde da sein, wenn ich ausgeschlafen habe. In zwei Stunden."

Ben riß Mund und Augen auf. San hatte ihm den Rücken zugedreht und atmete tief und regelmäßig.

Zehn Uhr abends. San steht vor dem Palast Marsos. Die Pforte öffnet sich. Er geht hinauf. Er kennt die Treppe, kennt das Zimmer des Feldherrn, der Diener läßt ihn ein, er schiebt ihn beiseite und steht vor dem Kommandanten von Falern.

Marsos sitzt an dem großen Schreibtisch. Neben ihm lehnt Zuckerschmidt, der mit leichtem Erstaunen den Ankömmling mustert.

Marsos stellt vor: „San von der Kontrollkommission."

Zuckerschmidt reicht ihm die Hand.

San zieht rasch die Hand aus der des Feldhauptmanns. Ihm ist, als ob er aus irgendeinem, ihm selbst unbekannten Grunde damit ein Unrecht begehe.

Zuckerschmidt verläßt das Zimmer. Marsos und San sind allein.

„Ich habe dich rufen lassen," beginnt der Feldherr, „weil ich weiß, daß du in Falern der glühendste Vertreter des Ausfallsgedankens bist. Ich nehme an, daß du nicht weißt, was du damit tust. Ich will dir um des Einflusses willen, den du beim niederen Volke hast, erklären, daß eine solche Schlacht unter allen Umständen katastrophal endigt."

San lächelt: „Was nennen Sie katastrophal?"

„Merkwürdige Frage. Eine Niederlage."

„Das ist für Sie freilich katastrophal."

Marsos überhört den Doppelsinn in der Antwort und fährt fort: „Nicht für mich, auf mich kommt es nicht an, denn ich werde diesen Ausfall nicht leiten, von dessen Unsinnigkeit ich überzeugt bin. Aber für Falern. Wir geben dem Feind damit eine Blöße, erreichen nichts, erobern nichts und demoralisieren das Volk."

San schweigt und blickt zu Boden.

„Willst du von mir eine genaue Darstellung dieser Schlacht haben, wie sie sich notwendig entwickeln muß, so will ich sie dir geben. Denn du mußt dich überzeugen lassen."

„Ich bin überzeugt."

„Wie?"

„Ich glaube Ihnen, Feldherr."

„Also drehst du um?"

„Was heißt umdrehen? Ich drehe nicht um. Ich bleibe bei der Propaganda für die Lebensmittelschlacht."

Marsos starrt San ins Gesicht, beinahe fassungslos: „Verstehe nicht. Was sprachst du doch vor wenigen Monaten an dieser Stelle? Du wolltest Falern retten, war's nicht so? Und nun? Das nennst du Rettung? Das ist der Weg zum Untergang."

San schüttelte den Kopf. „Ich sagte: ich will Falern retten. Nun denn, ich rette es auf andrem Wege als Sie, Kommandant."

Marsos schweigt. Auf einmal kommt ihm ein Gedanke. Sein Gesicht wird eisig. Er ballt die Faust und spricht langsam, jedes Wort betonend: „Also kapitulieren?"

San lacht auf. Plötzlich ernst. Schaut Marsos unbeweglich ins Gesicht: „Würde ich dann den Ausfall predigen? Nein. Aber — ich tu es, wenn Sie nicht diesen Ausfall leiten. Sie

müssen ihn leiten, Sie allein. Marsos, der Kommandant von Falern, der große Feldherr. Niemand sonst."

Marsos erwidert sehr beherrscht: „Junge, du wagst viel! Was hindert mich, dich in dieser Stunde aufknüpfen zu lassen? Was hindert mich, dich niederzuschlagen wie einen tollgewordenen Stier —"

„Alles, Feldherr," unterbricht ihn San ruhig, beinahe vergnügt. „Denn ich bin das arme Volk von Falern. Mein Tod ist die Revolution."

„Dein Tod ist die Rettung dieser Stadt." Er sieht ihn an. „Ich werde nicht lange mehr zögern, hüte dich."

San: „Sie haben schon zu lange gezögert. Nun ist es zu spät. Das wissen Sie genau so gut wie ich. Darum wollen wir uns nichts vormachen, wie? Also: Sie übernehmen die Leitung des Ausfalls, ob Sie wollen oder nicht, ich werde in allen Gassen und Tavernen predigen, daß Marsos allein, Marsos an der Spitze des bewaffneten Volkes diesem Volke Brot und Ruhm schenken kann."

„Ich werde dich in die vorderste Reihe der Soldaten stellen."

San dreht den Kopf schräg zu ihm hin, lauernd. Langsam erwidert er: „Dagegen kann ich freilich nichts tun. Aber ich habe keine Angst, Kommandant, denn ich glaube an meinen Stern."

Verbeugt sich und geht.

Während man noch im Stadthäupterpalast darüber berät, ob es ratsam sei, das Volk öffentlich vor den Propagatoren eines neuen Ausfalls zu warnen, weil ein solcher nach keiner Richtung hin Erfolg verspräche, setzt San mit einem entscheidenden Schlage ein.

An zehn- bis zwölftausend Menschen ziehen über die „Goldene Brücke" des toten Kanals zur Rocca, strömen durch die Südtore und vereinigen sich vor dem großen Platz des Ratspalastes. Eine ungeheure Menge, die Fahnen trägt,

Banner, große Schilder mit den Aufschriften: „In den Tod, damit wir zu leben haben.“ Ein Heer von Köpfen, dichtgedrängt, völlig unabsehbar, eine Armee ohne Waffen. Die Sechzig erheben sich bestürzt und treten an das große Breitfenster des Saals. Da stehen unten Tausende und starren hinauf. Soltan gestand später, dieser Eindruck sei so mächtig gewesen, daß er ein Frösteln am Rücken gespürt habe, daß ihm zum erstenmal die unwiderstehliche Gewalt des Volkswillens klar geworden sei. Vox Dei.

Diener öffnen die Fenster. Kondor tritt vor die Brüstung. Er beugt den greisen Kopf hinunter und ruft mit zitternder Stimme: „Was wollt ihr?“

Jetzt wogt Bewegung durch die Massen. Worte, Stimmen, Rufe, die aufspringen wie die kurzen Wellen steigender Flut. Und auf einmal ballt sich der Wille des Volkes zu dem Schrei zusammen, der dem Gerufenen wie ein Schwert durch die Seele fährt: „Marsos, Marsos soll uns führen, Mar—sos!“

Der Feldherr tritt ans offene Fenster. Sein Antlitz, bronzefarben und finster wie das Boulangermoor, beugt sich hinunter. Er schweigt. Aber von unten dröhnt das Gebrüll der Brandung empor: „Führe uns in den Kampf, wir wollen Brot — wir wollen Ferapont — wir wollen Sieg — —!“

Marsos erwidert kein Wort.

„Si—ieg!“ donnert die Brandung. „Brot und Sieg!“

Der Kommandant von Falern hebt die Hand. Die Woge fällt ab. Marsos' Worte fliegen wie schwere schwarze Bälle über die wimmelnden Köpfe: „Diese Schlacht wird nie geschlagen werden. Wehe dem, der euch dazu verführte. Ihr findet weder Brot noch Sieg.“

„Ferapont!“ dröhnt es von unten.

„In Ferapont liegen keine Lebensmittel mehr, die Magazine drüben sind leer.“

Eine Weile nach diesen Worten ist es still. Marsos will sich gerade umdrehen, da bemerkt er, wie ganz fern, ganz hinten

ein Mann aus der Menge emporgehoben wird. Wie sich ein blasses, schmales Gesicht zu ihm hinwendet und eine Stimme gellend und scharf gleich einem Peitschenhieb über die erregte Masse fegt: „Marsos lügt. Rund um Falern sind Lebensmittellager. Marsos — Sie werden uns führen."

Der Feldherr erkennt San.

Eine Wut kocht in ihm hoch: „Schweig! — Du bist der Tod von Falern!"

Sans Lachen antwortet.

Die Stimme: „Werden Sie uns führen, Kommandant?"

Marsos brüllt zurück: „Nein, zum Teufel, nein!"

San legt die hohlen Hände an den Mund, schreit: „Dann sage ich dem Volk, was ich Ihnen in jener Nacht sagte."

Der Feldherr umkrallt das Fensterkreuz in unsagbarem Zorn. Er bebt, atmet kurz, pfeifend, dreht sich mit halber Wendung zurück und ruft: „Ich lege mein Amt nieder."

Unter dem Volk haben nur wenige dieses Wort gehört, doch diese schreien es erregt den andern zu, die es aufnehmen und wie eine furchtbare, unglaubliche Kunde weitergeben. Die sechzig Ältesten aber umringen Marsos völlig außer sich. Sie beschwören ihn in wildem Durcheinandersprechen, zu bleiben. Sie bitten, reden, schelten.

Da fliegt von unten wieder die Stimme gegen das offene Fenster des Palastes: „Das Volk von Falern will, daß Marsos an der Spitze bleibt. Wer es in der Stunde der Gefahr verläßt, ist ein Verräter."

Marsos wird blaß. Er murmelt: „Bombarden auf die Hunde. Zusammenschießen." Aber sein kühler, klarer Verstand erkennt das grauenvoll Zugespitzte der Situation und die Aussichtslosigkeit seiner Lage. Gleichwohl ruft er nachdrücklich und mit Heftigkeit: „Ich lege mein Amt nieder, weil ich eine Schlacht nicht verantworten kann, die sinnlos ist."

Da schwillt, hebt sich taifungleich von unten eine dumpfe Erregung gegen ihn. Ein Geschrei der Empörung, das gleich-

zeitig voll grenzenloser Verehrung ist. Ein ganzes Volk hebt die Hände zu ihm auf und fleht mit zehntausend Stimmen, dröhnend wie ein Katarakt: „Marsos — bleibe! Wenn du gehst, ist Falern verloren. Führe uns, Marsos, führe uns, füh—re uns. Wo du bist, ist Sieg — Marsos, Falern!"

Zitternd steht der Feldherr oben. Sein Angesicht aschfahl. Auf der breiten Stirn erscheint eine Ader dick wie eine Kordel. Er starrt über dies Gewoge von erregten Gesichtern, fuchtelnden Armen, bewegten Köpfen zu dem Mann hin, der immer noch auf den Schultern einiger Zerlumpter, blaß und grauenvoll gespannt, in sein Gesicht sieht.

In diesem Augenblick kommt ihm ein Gedanke. Ein gräßlicher, aber ganz bestimmter und klarer Gedanke.

Er sieht nach unten, wo der Platz, die Straßen, die Dächer der Häuser, die Mauervorsprünge des Doms schwarz von Menschen sind, bedeckt mit Menschen, wimmelnd, unzählig, zu immer neuen Massen sich zusammenballend, — er sieht, überfliegt alle mit einem Blick unerhörter Verachtung und nickt kurz.

Dreht sich um. Zu den Stadthäuptern tonlos: „Ich werde die Schlacht leiten."

Man glotzt ihn an, ein wenig ratlos noch, zwischen Freude und Schrecken. Nur Soltan beugt sich aus dem Fenster, winkt mit einem Tüchlein und ruft mit klingendem Bariton: „Marsos wird euch führen!"

Da fliegen in einer Sekunde hundert, tausend, zehntausend Mützen von den Köpfen, und Gebrüll des Jubels rüttelt an den Sandsteinmauern des Palastes wie ein Erdbeben.

Marsos verläßt den Ratssaal ohne Gruß.

Im Hof des Arsenals gibt der Feldherr den zehn Bezirkskommandanten seine Befehle.

Golliwar, der Bezirkskommandant der Südoststadt und

Sohn des Ratsältesten, verteilt an die übrigen Karten der Festung Falern, welche mit minutiöser Genauigkeit jeden Vorsprung, jede Felsensenkung verzeichnen. In ihnen sind durch blaue Kreuze die Stellen kenntlich gemacht, wo aller Wahrscheinlichkeit nach die Lebensmitteldepots der Feinde liegen.

Zuckerschmidt tritt zu Marsos: „Alles in Ordnung."

Die zwei Tore zum Lichthof sind geschlossen. Die Kommandanten umringen Marsos. Der Feldherr spricht: „Sie sehen auf den Plänen die Lebensmittellager. Nach meinen Erkundigungen kommen für uns nur vier ernstlich in Betracht. Die kleinen Depots hinter dem ‚Großen Beutel', ferner die Lebensmittel im Hafen, die in der Hafenstadt und endlich Altfalern. An Ferapont können wir nicht denken, weil jetzt im März eine Überquerung des stark angeschwollenen Stroms unausführbar ist. Die Lager von Borderaa sind durch den Mondhügel derart geschützt, daß wir mit erfolglosen Angriffen rechnen müssen. In Vogelruf-Sintorf liegt verhältnismäßig wenig. Der Ausfall dorthin ist sehr gefährlich, weil im Fall eines überstürzten Rückzugs wir in unsre eigenen Felsen getrieben werden. Was Altfalern betrifft, so verspricht der Ausfall dorthin den größten Erfolg. Ob die Menge der erbeuteten Vorräte den Angriff lohnen wird, mögen Sie selbst entscheiden, wenn ich Ihnen sage, daß in Altfalern die Lebensmittel für etwa sieben bis acht Kohorten liegen, die dort stationiert sind. Diese Lebensmittel werden alle drei Tage erneuert. Wenn wir Unglück haben, treffen wir leere Vorratskammern an. Denn der Feind ist klug genug, in jedem Depot die Auffüllungen an verschiedenen Tagen vorzunehmen.

„Im einzelnen: Der Ausfall beginnt übermorgen am 30. März vier Uhr morgens. Bezirkskommandant Blà stößt vom Westen aus gegen den Mittagswald vor. ‚Großen Beutel' rechts liegen lassen. Am Ende des Dorfes mit jähem Knick nach Norden gegen die Depots, welche im Silbertal liegen. Zur Verfügung stehen Ihnen acht Kohorten. Das

Silbertal muß spätestens um fünf Uhr früh erreicht sein. Gleichzeitig unternimmt Bezirkskommandant Rey von „Hahnenschrei" aus gegen Vorderaa einen Scheinangriff. Versuchen Sie nicht, hinter den Mondhügel zu kommen und dort lagernde Vorräte zu erobern. Das Vorhaben ist völlig aussichtslos. Zweieinhalb Kohorten. Um vier Uhr fünfzehn Minuten geht Feldhauptmann Zuckerschmidt mit der Hauptmacht von den Südkämmen her gegen die zerstörte Stromvorstadt los. Der Hafen muß um dreiviertel sechs Uhr erreicht sein. Die Lebensmittelschiffe liegen an der Südmole. Nebeneinander vier Kähne. Sie können nur durch Teilung der Truppen erreicht werden. Wie Sie es machen, ist Ihre Sache. Sie haben sechzehn Kohorten zur Verfügung. Ihre Operation wird unterstützt durch einen Scheinangriff St. Tyrqs gegen den Winkel im Boulangermoor, der vom Kanal und dem abgegrabenen Bett des Luri gebildet wird. Sie müssen die auf dem Norduser des Luri hinter dem Moor stationierten Truppen fesseln, daß sie weder Zuckerschmidt in den Rücken fallen, noch den Vorstoß des Bezirkskommandanten Le Ré gegen die Hafenstadt hemmen. St. Tyrq stehen sechs Kohorten zur Verfügung. Sparsam wirtschaften. Die Schlacht unten wird drei bis vier Stunden dauern. Bezirkskommandant Le Ré zieht um halb fünf Uhr mit zwölf Kohorten über den „Teufelssprung", der trockenen Brücke im Boulangermoor, gegen den Luri. Der Feind, von St. Tyrq bedrängt, muß in raschem Angriff zurückgeworfen, die Stellungen am anderen Ufer müssen bis fünf Uhr erobert sein. Der weitere Stoß richtet sich direkt gegen die Hafenstadt, wo die Lebensmittelvorräte in den Fischereischuppen liegen. Zur selben Zeit geht Bezirkskommandant Holm mit acht Kohorten gegen Altfalern vor. Aber nicht in geradem Stoß, sondern so, als ob der Angriff zunächst Le Ré unterstützen und die feindlichen Befestigungen zwischen Luri und Fangowald ignorieren wolle. Diese Bastionen sind indessen zu erobern. Das Bett des Luriflusses lassen Sie darauf

rechter Hand liegen und stoßen in scharfem Eck gegen die Vorstadt Altfalern los. Die Depots sind in den Magazinen des Grundbesitzerbundes. Altfalern muß um halb sieben Uhr spätestens erobert sein. Drei Stunden nach Sonnenaufgang ist die Schlacht entweder gewonnen oder verloren. Ein Drittes gibt es nicht. Ich erwarte die Herren morgen früh in der Zitadelle zur genauen Vorlage ihrer Angriffspläne und Erörterung der technischen Vorbereitungen."

Die Bezirkskommandanten notieren. Marsos winkt Zuckerschmidt zu sich. Er faßt ihn am Arm: „Ich gab Ihnen den schwersten Posten. Ihre Aufgabe ist beinahe unausführbar. Aber Sie werden tun, was Sie können. Wichtiger erscheint mir indessen etwas andres. Unter Ihren Truppen befindet sich die vierte Kohorte der Südstädtler. In sie ist San eingereiht. San — Sie wissen. Dieser Mensch darf nicht lebend aus der Schlacht zurückkommen."

Zuckerschmidt nickt.

„Wird vermutlich der einzige Erfolg dieser vertrackten Schlacht sein, kalkuliere," murmelt er.

Marsos bleibt einen Augenblick wie zögernd bei ihm stehen. Dann stößt er kurz die Luft durch die Nase und verläßt den Hof.

Dieser zweite Ausfall entwickelte sich genau so, wie ihn Marsos erwartete. Eine heroische Niederlage. Eine Katastrophe von größtem Ausmaß.

In drei Worten der Verlauf der Schlacht: Blà erreichte um fünf Uhr pünktlich das Silbertal. Eine taktische Glanzleistung, denn der Mittagswald war von Verhauen durchsetzt. Als er die Depots erobert hatte, fand er in ihnen gerade soviel Lebensmittel, daß sich seine Leute daran hätten satt essen können. Rey hielt unterdessen Borderaa in Schach. Ihn gelüstete sehr nach einem Vorstoß gegen das Nordtal des Mondhügels, aber er erinnerte sich des Befehls Marsos' und hielt seine fünf-

hundert Mann in Südborderaa im Feuer. Zuckerschmidt eroberte mit geradezu unbegreiflicher Geschwindigkeit die Stromvorstadt. Er war bereits um dreiviertel fünf Uhr in der Frühe am Hafen. Das Unglück wollte es nur, daß St. Tyrq sich im Nebel verirrte und ins Boulangermoor geriet. Es kam zu einem schrecklichen Kampf zwischen Kanal und Luri. Anstatt, daß er den Feind in den Winkel warf, warf dieser ihn ins Moor. St. Tyrq wurde gefangen, seine Kohorten niedergemacht oder in die Sümpfe getrieben. Der Sieger drehte danach sofort um, überschritt den Kanal und griff Zuckerschmidt, der bereits am Hafen stand und mehrere Schiffe erobert hatte, im Rücken an. Es entspann sich ein kurzes blutiges Gefecht, das sich zugunsten der Falernesen gewendet hätte, wenn nicht inzwischen der Feind von Ferapont aus mit großen Verstärkungen genaht wäre. Die Lebensmittelschiffe wurden entankert und nordwärts abgetrieben. Kriegsfahrzeuge griffen mit schweren Bombarden Zuckerschmidt in der Flanke an. Er signalisierte zu St. Tyrq vergeblich um Entlastungsangriff. St. Tyrq lag im Moor. Da sah Zuckerschmidt, daß die Situation verzweifelt war und brach zum Rückzug auf.

Inzwischen hatten jedoch die Feinde den vierten Südkamm erobert und verlegten Zuckerschmidts Kohorten auch hier den Weg. Um sieben Uhr morgens hatte er auf Kosten von etwa tausend Gefangenen und sechshundert Toten den Rückzug erzwungen. Der Feind strömte nach, und nur die Wachsamkeit des Bezirkskommandanten von Ziegenstall, Monsul, der die Südkämme schützte, verhinderte ihn am Einfall in die Stadt. Infolge dieser Niederlage sah sich Le Ré, der bis zur Hafenstadt mit großen Verlusten vorgedrungen war, in der Flanke von starken feindlichen Truppenmengen bedroht. Anstatt sofort zum Rückzug zu blasen, versuchte er weiter vorzustoßen, geriet drei Schritte vor den Lebensmittellagern in eine Schlacht, die ihn zwei Kohorten kostete und schließlich seine todmatten Krieger in ziemlich regellose Flucht warf.

Der „Teufelssprung" war inzwischen vom Feind besetzt, somit ihm der Rückzug abgeschnitten worden. In dieser verzweifelten Situation erinnerte sich Le Rs an die Krieger Holms, welche um diese Stunde im Fangowald stehen mußten. Er wich also ostwärts aus, erreichte unter dem Bombardenfeuer von San Arma das abgegrabene Bett des Luri, überschritt es und griff mit den Resten seiner Leute in den Kampf ein, den Holm gegen Altfalern führte. Diese Verstärkung kam Holm sehr gelegen. Er holte zu einem Flankenangriff aus, wurde aber mitten in der Schlacht von einem Läufer des Oberfeldherrn zum schleunigen Rückzug veranlaßt. Er begriff nichts. Da traf er auf Le Rs. Er starrte ihn an. „Alles verloren!" schrie ihm der Bezirkskommandant zu.

Der Läufer brüllte: „Sofort zurück!"

Ein zweiter kam angesprengt: „Rückzug!" Durch den Morgennebel bliesen die Feuersignale von den Bastionen Peraas aus: „Rückwärts." Da gab Holm das rettende Signal. Seine Krieger erreichten in guter Ordnung die Südbastion. Zehn Minuten später, und sie wären von zwanzig feindlichen Kohorten, die gerade den Luri überschritten, in der Flanke gefaßt worden.

Die Schlacht war verloren. Marsos hatte alle Anweisungen gegeben, um einem feindlichen Gegenangriff zu begegnen. Es erfolgte keiner. Man fürchtete die Pranke des verwundeten Löwen. Da ritt der Feldherr zur Rocca hinauf und überreichte den Sechzig sein Schwert.

Schweigend erhob sich Kondor. Der Greis umarmte den Kommandanten. In furchtbarer Erschütterung schluchzte er auf. Marsos biß die Zähne zusammen und verzog keine Miene. Die Ältesten starrten vor sich hin.

Um dieselbe Stunde befand sich San im Stabsquartier des feindlichen Generals. Gefangen. Verwundet. Total zerlumpt. Man wollte ihn gerade auf ein Holzschiff führen, das mit

andern Gefangenen nordwärts absegeln sollte, als ein Dolmetscher, der aus Falern gebürtig war, ihn bemerkte.

„San?“ fragte er erstaunt.

Der Gefangene nickte.

Der Dolmetscher betrachtete ihn neugierig. „Hast du einen Ausweis, daß du San bist?“

San schüttelte den Kopf. „Aber ihr werdet es schon merken, daß ich nicht mehr in der Stadt bin.“

Darauf begab sich der Führer zum General. Dieser ließ den Gefangenen kommen, musterte ihn erstaunt und sagte: „Er soll in der Taverne am Hafen untergebracht werden.“

Diese Taverne war ein elender Barackenbau, der Gott weiß welchen Zwecken diente, aber nimmer den Sinn haben konnte, Gefängnis zu sein. Gleichwohl sperrte man hier San in eine kahle Stube. Fünf Stunden lang. Dann öffnete sich die Tür, und ein sehr hoher, schmaler Soldat, ohne Rangabzeichen, mit nichts anderm, als einem goldenen Wehrgehänge und einem goldenen Stern an der Brust geschmückt, trat ein. Es war der Oberkommandierende der feindlichen Armeen, Marschall da Vould.

San erhob sich gekränkt und hungrig von der kahlen Bank. Was wollte der lange Mann? Der Marschall drehte sich zu seinem Begleiter, dem General, um: „Wer soll das sein?“ Der General flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der Lange verzog keine Miene. Sein kahles, graues, faltiges Gesicht sah wie altes Leder aus. Er musterte den Gefangenen: „Armes Falern,“ sagte er.

Dann zu San: „Sind Sie der Führer der Armen in Falern?“

San lächelte grimmig: „War ich gestern. Heute bin ich ärmer, als der hungrigste Prolet der Südstadt. Wär' ich nicht hier, könnte ich morgen mein Taschentuch auf die Flaggenstange des Stadthäupterpalastes hängen.“

Der General sagte lächelnd: „Sein Taschentuch ist keine weiße Fahne.“

Alle lachten. Nur in Marschall da Voulds Gesicht veränderte sich nichts. Er musterte San scharf, nickte kurz und sagte: „Gehen wir."

San setzte sich wieder auf seine Bank, aß den Rest Erbsenbrei, den man ihm gebracht hatte, und legte sich aufs Ohr. Ein Arzt kam, untersuchte seine Wunde und erneuerte den Verband. Alles schweigend.

„Schmerzt es, wenn Sie den Arm biegen?"

San schüttelte verächtlich den Kopf: „Machen Sie sich wegen der Schramme keine Sorge, wir sind in Falern an andre Püffe gewöhnt."

Der Arzt legte sein fleischiges Ohr an Sans Herz. Nickte. „Schön," sagte er, „schlafen Sie sich aus. Morgen sind Sie gesund." Dann ging er.

San streckte die müden Beine und gähnte. Noch im Halbschlummer hörte er den eintönigen Schritt der Wache draußen.

Plötzlich schrak er auf, hatte tief geschlafen. Es war Nacht. Er rieb sich die Müdigkeit aus den Augen. Durch das zerbrochene Fenster sah er den Sternenhimmel. Er rief nach dem Wächter, da er Durst verspürte. Niemand meldete sich. Ging zur Tür. Sie war offen. Ein freudiger Schreck fuhr ihm wie ein Stoß in die Herzgegend. Draußen war kühle Märznacht. Dunkel. Kein Mondschein. Stille. San fühlte ein Zittern in den Knien. Plötzlich begann er wie rasend zu laufen, lief, lief, fiel hin, sprang auf, fiel wieder hin, verstauchte sich die Hand, lief weiter, kam zum Ufer des Luri und sah drüben die Feuer der Postenketten am Boulangermoor. Jetzt schlich er vorsichtig am Ufer des toten Flußbettes entlang bis zum Teufelssprung, glitt wie ein Schatten zwischen Steinen und Baumstümpfen durch, durchquerte das Moor und erreichte die Bastionen der Südstadt. Um ein Haar wäre er von den eigenen Landsleuten erschossen worden. Man griff ihn und wollte ihn aufknüpfen: „Ich bin ein Falernese!" Er brüllte die Parole, halb ohnmächtig vor Freude und Wut. Da ließen sie ihn durch.

„Was ist mit Marsos?" schrie er.

„Was soll mit Marsos sein!" versetzte der Krieger böse. „Wir sind kaputt. Marsos hat sein Amt niedergelegt."

„Marsos hat —?"

„Ja doch, sein Amt niedergelegt."

„Wer ist sein Nachfolger?"

Der Krieger zuckte die Achseln.

San lief in höchster Erregung fort. Durch die Südstadt über den toten Kanal in die Mittelstadt, zur Rocca. Es war noch finstere Nacht, als er vor dem Stadthäupterpalast stand. Hinter den Fenstern sah er Lichtschimmer.

Er lehnte sich atemlos an die kühle Mauer. In seinen Ohren brauste es. So stand er. Da vernahm er Schritte. Das große Tor öffnete sich, ein paar Männer verließen den Palast. San drückte sich an die Mauer. Lauschte. Er hörte den Namen „Zuckerschmidt".

Jetzt hielt es ihn nicht länger. Er lief hinterher. Die Männer drehten sich um. San stammelte: „Verzeihen Sie mir, — aber ich — ich bin der Diener des Herrn Feldhauptmann Zuckerschmidt, ich —" Er stockte, lauernd.

Einer der Männer sagte lachend: „Kannst deinem Herrn gratulieren. Lauf!"

Wie von einer Schlange gebissen, rannte San davon.

Zwei Tote

Als am folgenden Tage gegen sieben Uhr morgens der Delegierte des Rats, Syrum-Abby, Feldhauptmann Zuckerschmidt in seinem Zelte am Südhang aufsuchte, um ihm die Ernennung zum Kommandanten von Falern mitzuteilen, fand er ihn tot auf seinem Bett. Im Blute. Die Kehle durchschnitten. Ein Mord, kein Zweifel.

Dem Soldaten, welcher Herrn Syrum-Abby hatte anmelden wollen, flogen die Hände, und die Kinnlade fiel ihm kraftlos herab. Er war kalkweiß. Der Delegierte, selbst zu Tode erschreckt, musterte den Mann, sagte sich aber sofort: Der ist unschuldig. Dieser Soldat, der seit sechzehn Jahren im Dienste des Feldhauptmanns stand, war „in Ehren ergraut", war durch diese furchtbare Tatsache völlig gebrochen und wußte überhaupt nicht, was er machen sollte.

Die Ermordung Zuckerschmidts war binnen einer Stunde in ganz Falern bekannt. Ein völlig rätselhafter Fall. Denn Zuckerschmidt war überaus beliebt, hatte keine Feinde, hatte niemandem etwas getan, war politisch nie hervorgetreten und von seinen Kriegern als ein ausgezeichneter Stratege verehrt. Unbegreiflich. Sicherheitsvorsteher Knox begab sich mit dem Obersten des Wachtdienstes, der sich speziell mit Mord und Totschlag befaßte, zum Tatort. Auch Doktor Aurelius war dabei und Graf Bourc, der Leiter des Justizwesens. Der Fall lag sonnenklar. Der Mörder mußte ein Soldat sein, der die Parole kannte und die Wachtposten nicht zu fürchten brauchte. Er mußte dann zum Zelt des Feldhauptmanns gelaufen und durch einen Riß in der Rückwand in sein Schlafgemach eingedrungen sein. Ein Kampf hatte augenscheinlich nicht stattgefunden. Der Tote lag ganz ruhig mit geschlossenen Augen da. Der Schnitt ging durch die Gurgel, sehr tief bis ans Genick.

„Er ist sofort tot gewesen," sagte Doktor Aurelius.

Knox biß sich auf die Lippen.

Nach der rätselhaften Ausräuberung des Gouldspeichers eine neue Nuß, an der er sich die Zähne ausbrechen konnte. Seine Stellung wankte. Graf Bourc tat kühl und sagte mit ironischer Geste: „Der Falernese lebt heute sicherer in Ferapont, als in Falern."

Knox tat, als habe er nichts gehört. Er legte sich plötzlich auf den Bauch und blickte durch den Schlitz der Zeltwand. Er kroch unter das Bett, fand einen kleinen Lappen, roch daran

und steckte ihn in die Tasche. Er zog seine Stirn in Falten und ging auf einmal hinaus, als habe er einen sehr wichtigen Gedanken gefaßt, den er sofort ausführen müsse. Er hatte aber gar keinen Gedanken und eben darum verließ er die übrigen Herren.

Plötzlich fiel ihm wirklich etwas ein. Ihm fiel ein, daß der Mord gewissermaßen im Felde geschehen sei, im Heere, nicht in der Stadt Falern als solcher. Er atmete auf, denn damit war es eine militärische Angelegenheit geworden, für die er nicht verantwortlich gemacht werden konnte. Er begab sich also wieder ins Zelt, wo der Oberste des Wachtdienstes gerade eine kleine Ansprache über die verkehrte Sicherheitsorganisation in Falern hielt. Knox unterbrach ihn wütend und versetzte: „Ich lehne ab, von meinem Dienstkarree aus die Angelegenheit weiter zu verfolgen. Sie ist meines Erachtens lediglich militärischer Natur. Gott mit Ihnen." Ab.

Natürlich, Knox hatte recht, dieser Tod war eine militärische Angelegenheit. Aber er übersah, was ihn freilich nichts anging, daß er zunächst und vor allem eine politische Angelegenheit war, eine politische Angelegenheit von größtem Ausmaß.

Der erste, der dies sofort erkannte, war Marsos. Er hatte um neun Uhr eine Unterredung mit Soltan, Kondor, Graf Bourc und einigen andern Mitgliedern des Sechzigerrates und sagte: „Es handelt sich um einen politischen Mord. Zuckerschmidt ist erschlagen worden von einem, der verhindern wollte, daß er Kommandant von Falern wurde."

Ungläubige Gesichter. Allein Soltan nickte sorgenvoll und strich sich nachdenklich über die schöngeformte Nase. Aber wie? Und — warum? Graf Bourc versetzte: „Glaube ich nicht. Denn die Demission Marsos' ergab als notwendige Folge noch nicht die Ernennung Zuckerschmidts zum Kommandanten."

„Aber als er schon ernannt war?" sagte Soltan.

„Ich bitte Sie, lieber Soltan, Sie waren doch selbst dabei. Die Wahl erfolgte um zwei Uhr morgens oder noch später. Der Mord in derselben Nacht. Wo sollte denn der Mörder inzwischen gehört haben, daß Feldhauptmann Zuckerschmidt Kommandant geworden war!"

Da erinnerte sich einer der Herren, daß ihn in der Nacht der Diener Zuckerschmidts angesprochen habe. Der Diener? Unmöglich. Der Diener Zuckerschmidts, das heißt sein Leibjäger, ist ja in Gefangenschaft geraten!

„Aber umso bemerkenswerter, daß mich jemand ansprach, der sich als Diener des Feldhauptmanns bezeichnete."

„Wie sah der Mann aus?" rief Bourc.

„Keine Ahnung. Glauben Sie, daß man bei der Finsternis, die um drei Uhr früh in Falern herrscht, jemand auf der Straße erkennen kann?"

Schweigen. Ein Fingerzeig. Ein Wegweiser, der aber in die leere Luft wies. Unbrauchbar.

Es fällt dem Chronisten schwer, die verzweifelte Stimmung zu beschreiben, die nach diesen Ereignissen im Volk von Falern herrschte. Eine Depression hatte zumal in den niederen Schichten Platz gegriffen, die mit dumpfem Groll, ja mit Wut untermischt war. Die furchtbare Niederlage hatte der Stadt mehrere tausend Tote, Schwerverwundete und Gefangene gekostet. Obendrein war mit diesen Opfern nichts erreicht. Absolut nichts. Die paar Säcke Mehl, die Blà erobert hatte, reichten kaum für die Sperlinge von Falern aus.

Dazu kam eine Nachricht, welche die niedere Bevölkerung geradezu vernichtend traf. Es hieß nämlich, San, der in der vierten Kohorte unter Zuckerschmidt gegen den Hafen gezogen war, sei gefallen. Einige Krieger wollten gesehen haben, wie er im Musketenfeuer zusammengebrochen sei. Dieses mochte Phantasie sein. Fest stand jedenfalls, daß die vierte Kohorte an der exponiertesten Stelle angesetzt worden und bis auf den letzten Mann aufgerieben und gefangen genommen war. Nun

sagten wohl manche, es sei San ganz recht geschehen, warum hatte er auch gepredigt, daß man hinausziehen müsse, um Lebensmittel zu erbeuten. Doch diesen Nörglern widersprach Sul in einer offenen Volksversammlung mit aller Heftigkeit. Er vertrat die Ansicht, daß San mit dieser Politik einen ganz bestimmten Plan verfolgt habe, der zweifellos die Rettung von Falern gewesen sei, wenn —, nun, wenn eben San leben geblieben wäre. Sans Tod sei das ganze Unglück, das größte Unglück. Wenn er noch lebte, wäre Falern gerettet. Sul schrie es voller Inbrunst und mit flockigem Speichel. Jeder glaubte es: Sans Tod war der ärgste Schlag, der Falern getroffen hatte. „Er war unser aller Bruder. Wer wird für die Armen sorgen?"

Demgegenüber verschlug in diesen Kreisen die Tatsache wenig, daß nach Zuckerschmidts Ermordung Falern erneut ohne Kommandant war. Marsos hatte ausgespielt. Er war plötzlich unbeliebt geworden. Mehr noch, man begann ihn bereits zu hassen. Daß er von Anfang an gegen den Ausfall gewesen war, vergaß man. Sein Feldherrnruhm schien durchlöchert, seine Allmacht hatte einen Riß. Er war geschlagen, und zwar vernichtend geschlagen. Und dieser Zuckerschmidt hatte überhaupt alles falsch angefangen und — nun, Gott habe ihn selig. Das Volk von Falern hatte an Marsos wenig verloren, an Zuckerschmidt nichts, an San alles.

Da erinnerte man sich in der tiefen Not dieser Stunden wieder jenes Mannes, dem es noch stets gelungen war, die gequälten Gemüter wunderbar zu entflammen und zu stärken: Mendax. Heute, am Tage nach der verlorenen Schlacht, sprach er im Dom. Auf einmal wußte es jeder. Und jeder erhob sich und ging hin.

Der Dom von Falern ist eins der gewaltigsten Bauwerke des Kontinents. Unter der goldenen Kuppel liegt ein Massiv, das in seinem riesenhaften Mittel- und Rundschiff etwa sechs-

tausend Personen faßt. Die Seitenschiffe sind leicht erhöht und können auf ihren eichenen Bänken ebenfalls je fünf- bis sechshundert Menschen Platz geben. Die Hauptkanzel steht rechts vom Altar, aber bereits stark in die Kirche hineingerückt. Eine zweite Kanzel etwas seitab nach links zu. Die Akustik in diesem ungeheuren Raum ist so gut, daß jedes auf der Kanzel gesprochene Wort von der Kirchentür bis zum Altar hin vernehmbar ist.

Die riesigen Pforten des Doms waren geöffnet. Das Volk strömte hinein. Der Saal füllte sich, die Seitenschiffe füllten sich, auf der Empore des Organisten drängten sie sich Kopf an Kopf, immer mehr, immer neue Menschen, Frauen, Greise, Krieger, Vornehme und Geringe, vor allem aber das Volk, das arme, niedrige, nach Erbauung und Trost dürstende, nach Erquickung lechzende Volk von Falern füllte jeden Winkel, jeden Platz des Doms. Die Pforten standen offen. Hunderte mußten draußen bleiben. Tausende. Der Platz zwischen Dom und Stadthäupterpalast war schwarz von Menschen. Sie standen und lauschten. Ein Gewaltiges, Unbekanntes hielt sie in Bann. Sie wußten, es mußte etwas geschehen, ein Wort mußte gesagt werden, auf das sie alle seit Monaten in dumpfem Drang gewartet hatten und das sie erlösen würde aus der Qual dieser letzten Tage. Irgend etwas mußte geschehen, das sie zusammenballte aus der Furcht um Leben und Verarmung zu einem alle durchströmenden brausenden Gefühl hoher Gemeinschaft. Und die da standen, schweigend, eng nebeneinander gedrängt, fühlten die Gewalt der Stunde wie das Wehen eines tonlosen Donners. Das Dröhnen der Orgel quoll mit ungeheurem Flügelschlag aus der Kirche auf den Domplatz hinaus, und alle entblößten die Köpfe.

Die Orgel schwieg. In atemloser Stille bestieg Mendax die Kanzel. Er war in seine graue Mönchskutte gehüllt, sehr blaß und erschreckend mager. Aber seine Augen brannten fiebrig und in ekstatischer Erregung. Er sah auf, sah Tausende und

Abertausende, die ihn anstarrten. Sah geöffnete Pforten, durch die das Licht des Tages in schräger Welle fiel, denn soweit er schauen konnte, bedeckten Menschen den Platz. Ganz Falern war erschienen. Ganz Falern stand lauschend vor ihm und erwartete etwas Ungeheures.

Er senkte den Kopf im Gebet. Wie er ihn wieder hob, fühlte er aus dieser Masse, die da stand, eisern und unbeweglich wie ein schreckliches, beinahe mystisches Tier, etwas strömen, das er nicht zu deuten wußte. Aus allen Köpfen, aus allen bis zur Verzerrtheit gespannten Gesichtern, aus allen gierigen, glänzenden Augen sprang etwas in ihn über, das ihn mit einer Wollust ohnegleichen erfüllte. Er spürte mit einem Male, daß sich heute, jetzt, in dieser Stunde etwas Entscheidendes begeben würde, etwas derart Entscheidendes, daß alles, was Falern vorher erlebt hatte, nur ein Geringes neben ihm war. Sein Blick flog wie eine Schwalbe über die Masse und blieb einen Augenblick auf der zweiten Kanzel des Doms haften, die, etwas niedriger als die Hauptkanzel, etwa dreißig Schritte von ihm entfernt war. In dieser Sekunde nämlich, wo er die leere Kanzel erblickte, zuckte es über ihr wie eine helle Flamme auf, und er sah den Bösen.

Da warf sich Mendax aufschreiend zurück und donnerte mit einer Stimme, die bis zu den Mauern der Rocca gellte, über die Menge hin: „Der Teufel ist mitten unter uns!"

Tausende erschauerten in grauenvoller Angst. Sie starrten zu ihm empor wie die Taube, die dem Blick der Schlange verfallen ist. Ihr Blut gerann, ihre Finger wurden eisig. Sie vergaßen Kinder, Weiber, Hunger und versanken im gierigen Aufnehmen der Worte dieses furchtbaren Mannes, der seine Arme gleich zwei weißen Flammen in die Dämmerung des Doms lodern ließ.

„Was treibt euch vor Gottes Angesicht in diesen Raum? Warum verließt ihr eure Hütten und Häuser und kamet hierher, ihr Tausende, ihr Armen, Hungernden, Greise und Jüng-

linge von Falern? Was sucht ihr? Wollt ihr nur meine Worte hören? Weh dem, der nur nach Worten aus ist. Wahrlich, ich sage euch, daß Feuer aus meinem Munde springen wird und jeden verzehrt, der aus Holz und nicht aus Eisen ist. Ihr Armseligen, was suchet ihr? Soll ich euch Brot geben, ihr Weiber, deren Brüste nicht mehr Milch haben, um die Kleinen zu säugen, soll ich euch eure Schwären kühlen, ihr Pestkranken, deren verfluchte Glieder starr wie rostige Schwerter am siechen Körper hängen? Soll ich euch eure Wunden verbinden, ihr Blutenden, in deren jämmerliches Fleisch gestern früh der Feind seinen Degen stieß? Seid ihr gekommen, um getröstet, gestreichelt, eingeschläfert, mit weichen Händen angefaßt zu werden, so geht heim, verlaßt dieses heilige Haus, in dem der Donner Gottes wohnt und das Wort des Herrn im Zorn rauscht. Denn wahrlich, ich sage euch, wer zu mir kam, nur um Wasser für seine durstende Kehle zu finden, der mag verrecken. Wer sich nur den Bauch füllen wollte mit dem Brot des Trostes, der mag seine Därme schlucken. Mein Wort ist Gift, mein Wort ist Feuer. Nur wer stark ist wie der Geist und hart wie Eisen, den kann weder Gift noch Feuer töten, aber es wird ihn durchglühen und umschmelzen zu neuem Werk und Leben.

„Höre mich, Falern. Heute ist die Stunde gekommen, wo du dies Wort in seiner ganzen Größe begreifen mußt: du sollst sterben, das ist dein Los. Jeder von euch, der vor mir steht, der, ach, nur ein Stück Falern, nur ein Atom am großen Körper dieser Stadt ist, wisse nun: er wird sterben, in Blut, Hunger und Pest, und nichts wird seinen Leib vor der Qual des nahenden Todes retten als der Tod selbst, der die Belohnung für die Last des Lebens ist. Jeder von euch öffne seine Ohren und begreife es, jeder von euch, du und du, ihr auf den Emporen der Orgel und ihr zwischen den Pforten der Kirche, ihr zu meinen Füßen und ihr draußen auf dem Platz — ihr müßt sterben, weil Falern stirbt. So beuge ich eure Herzen

nieder in Angst und Entsetzen, so zerfleische ich eure Gemüter in Qual und Hilflosigkeit, so" — Mendax schrie das Wort, daß es wie ein Falke in die Luft schoß — „so erhebe ich eure Seelen zur Auferstehung dieses Gedankens, daß der bewußte Weg in den Tod ein ungeheures Leben in sich birgt. Heiliges Falern, dieses sage ich dir, sterbende Stadt, höre meinen Schrei, den Gott mir in die Seele stieß: du bist auserwählt vor Tausenden im Leid, das Schrecklichste zu dulden, das aber heißt, daß du auserwählt bist, vor Tausenden in Werken der Liebe und der Arbeit Niedagewesenes zu schaffen. Jetzt schmilz zusammen zu herrlicher Einheit, gepeitschtes Volk! Arm werde reich, Reich werde arm! Einer verwandle sich in den andern, schaffe für den andern, jeder arbeite für jeden, dann erlebt ihr, was noch nie ein Volk erlebte, was noch nie ein Volk erschuf, weil auf keinem Volk noch so der Segen unerhörter Qualen lag: das Paradies der Tat. Jeder entäußere sich seiner engen Wünsche, seines Hasses und seines Neides. Denn was nützt es dir, Fischer aus der Südstadt, wenn du heute dem Reichen auf Hahnenschrei seine Kammer ausplünderst und seine Frau raubst? Morgen schon bist du elender als er. Denn wahrlich, es wird keiner von euch dem drohenden Verhängnis entrinnen. Dies aber allein ist die Rettung Falerns vor dem Tode, daß es zu neuem, nie dagewesenem, ungeheurem Werk der Liebe und des Geistes erwacht. Ein jeder begreife, daß ihn nichts mehr vom andern trennt, als Haut und Knochen, als dies bißchen Körperlichkeit, das wir alle nach ein paar Wochen und Monaten abgelegt haben. Hört mich, Falernesen, hört dies Wort und laßt es wie Flammen eure Seele entzünden: Es gibt nur eine Hilfe aus der Qual des Sterbens, das ist die Bejahung dieses Lebens. W o l l t sterben, lacht und sagt: wir sind ausgewählt vor Millionen Menschen zu furchtbarem Leid. Das aber heißt, daß wir stärker als Millionen, daß wir vor Millionen ausgewählt zu furchtbarem Glücke sind. Wir, Volk von Falern, wollen noch sterbend schaffen, was kein Volk

lebend schuf: das Paradies der Liebe. Denn solange wir im Glücke lebten und im Reichtum praßten, solange diese in Armut stöhnten und jene in Ekel erbrachen, war kein Band da, das alle umschlang zu einem Gefühl, zu einer Arbeit. Nun, wo alle, alle, alle dem Tode verschrieben sind, trennt uns nichts mehr. Der Teufel des Hasses allein, der unter uns geriet, macht uns dies Leben zur Hölle. Treibt ihn aus, und es wird zum Paradiese werden. Wahrlich, ich sehe unter euch den, der in dieser Nacht von Haß und grenzenloser Machtgier erfüllt, einen tapferen Krieger erschlug. Er ist unter euch, der Mörder des Feldhauptmanns Zuckerschmidt, er steht mitten unter euch, ich sehe ihn und rufe ihn an: Bekenne, Verfluchter, denn du bist der Teufel, der Falern vergiftet. Beuge dich in Demut und küsse den heiligen Boden dieser Stadt, geh hinaus auf die Straße und bekenne, daß du irrtest. Treibe den Teufel aus, der in dir ist und bekenne vor Gott deine Schuld!"

Mendax' Auge flackerte über die Menge. Ein jeder fühlte sein Feuer mit Grausen. Gebannt in atemloser Furcht, die Brust zum Platzen gespannt, erwarteten sie die Lösung dieser unerträglichen Qual irgendwie, irgendwo.

„Der Mörder des Feldhauptmanns Zuckerschmidt ist unter uns. Es ist der Teufel. Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes — fahre aus!"

Sein Wort hallte, heulte, schlug mit schweren Flügeln an die marmornen Wände, fiel nieder wie Blei. Atemloses Schweigen.

Da geschah etwas völlig Unerwartetes. Eine Bewegung in der Menge dicht vor der zweiten Kanzel. Ein Mensch in zerlumpter Kleidung sprang mit großen Sätzen die Treppe hinauf, stand oben, breitete die Hände aus und schrie in grauenvollem Hohn: „Ich habe ihn erschlagen!"

Entsetzen versteinerte Falern. Totenstille. Denn der, der dort oben stand, wachsbleich und mit verzerrtem Gesicht, war San.

„Tötet mich, ich habe ihn erschlagen!"

Doch nicht dieses war das Furchtbare, das Mendax mit einer Angst ohnegleichen erfüllte, sondern, daß diese Worte, völlig ernst gemeint, gleichzeitig blutigen Hohn aus ihren Silben spritzten. Mendax setzte an, er wollte etwas rufen, schreien, aber ihn schwindelte, und er mußte sich am Geländer halten.

Im Nebel sah er San stehen, aufs Volk starren, das ihn, den Totgeglaubten, wie ein Wunder anglotzte. Das Ungeheure war geschehen. Doch nun, wo er vor ihnen stand, benahm es ihnen den Atem.

San aber öffnete den Mund und formte ganz leise ein Wort, das, ausgesprochen, sofort in zehntausend Herzen fiel. Ganz leise sprach er es. Doch jeder bis zum Stadthäupterpalast hin, verstand ihn.

„Brüder — ich tat es für euch."

Dann geschah nichts. Es war nur eine große Stille.

Mendax sah den Mann drüben auf der zweiten Kanzel, blaß wie einen Toten, lächelnd. Hörte, was er sprach und wußte auf einmal, daß er vorhin, als ihm der Teufel erschienen war, San erblickt hatte. Dies war nicht San, der dort stand, sondern der Böse. Wenn es aber San war, so war San eben der Böse. Dies wußte er nun und niemand sonst in Falern. Also erhob er seine mächtige Stimme noch einmal wider den Fremden, der den Stuhl Gottes schändete und rief: „Du bist der Teufel. Im Namen Gottes des Allmächtigen verlaß die Kanzel und das Haus des Herrn!"

San drehte sich zu ihm hin und sah ihn an. Beide Männer starrten sich in die Gesichter. Begriffen Todfeindschaft, begriffen, daß einer von beiden fallen mußte. Und wiewohl mehr als zwanzig Meter entfernt, erkannten sie doch einander so deutlich, daß sie den funkelnden Haß im Auge des Gegners zu sehen vermeinten.

San sprach: „Wer bin ich? Der geringsten einer, ihr, meine Brüder aus Falern. Ich will euer Leben, jener euern Tod. Ich aber stand aus dem Grabe auf, in das mich der Feind ge-

worfen hatte und kam zu euch, um euch zu dienen. Wollt ihr, daß ich mich töte, so sagt es."

Er zog ein langes Messer, wie es die Krieger von Falern im Stiefelschaft zu tragen pflegten, aus dem Gürtel und hob es gegen sich.

Da ging eine dumpfe Bewegung durch die Tausende, gleichsam, als rege sich in ihnen ein erwachendes Tier. Eine Stimme rief: „San lebt!" ganz laut und jubelnd. Ein Weib schrie: „Saan —!" Es war der Ruf einer Hysterischen, Männer hoben sich von ihren Sitzen empor und stammelten das Unaussprechbare, was sie bewegte. Kranke vergaßen ihre Qual und blickten geblendet auf jenen blassen Menschen, der sich töten wollte, wenn sie es wünschten. Und mit einem Male brach von der Straße her, schwellend, anwachsend zum Gedonner einer Lawine, das Gemäuer des Doms in bebende Schwingungen versetzend, der Ruf los: „San lebt, San lebt, San lebt! Heil San, führe uns! Füh—re uns!"

Auf der Hauptkanzel stand Mendax, am ganzen Körper zitternd. Niemand beachtete ihn mehr. Er sah, wie das Volk, das gesamte Volk, in grenzenloser Verzückung sein Schicksal in die Hand eines Mörders legte. Er sah, wie es aufstand, hörte Sans Ruf: „Folgt mir, Brüder, ich führe euch!" Sah, wie jener durch die Masse ging, die vor ihm zurückwich in unerhörter Achtung, hörte, wie ein Gebrüll der Begeisterung anschwoll, als San vor dem Domplatz erschien, sah, wie Tausende, sinnlos vor Freude, wahnsinnig vor Lust, ihm nachfolgten, und begriff ganz ruhig und mit grenzenlos tiefem Schmerz den Untergang seiner Vaterstadt.

Als San in das Licht des Märznachmittags trat, lag ganz Falern zu seinen Füßen. Er erfaßte visionär, daß die Stunde gekommen war, auf die er gewartet hatte. Er ging, ohne daß er einen Schritt hätte zu zögern brauchen, auf die große Freitreppe des Stadthäupterpalastes zu, drehte sich zum Volke um und sprach: „Meine Brüder, ich kam zu euch, um Falern

zu retten. Ich darf nicht sterben, ehe diese Stadt wieder lebt, ehe euch Ärmsten und Hungernden nicht Gerechtigkeit widerfahren ist. Denn nicht mit Worten und Verheißungen will ich euch füttern, sondern mit Brot. Falern ist ohne Kommandanten. Ich frage euch, wer soll Kommandant von Falern sein?"

Da brüllte ihm der Orkan der Tausende entgegen: „Du, du sollst es sein, San soll Kommandant von Falern sein, San!"

San drehte sich mit halber Wendung um, denn hinter ihm hatte sich die Pforte geöffnet. Einige Stadthäupter waren mit bleichen Gesichtern erschienen.

„Ich danke euch. So bin ich nach dem Willen des Volkes von Falern Kommandant dieser Stadt. Es gibt keinen andern."

Da fühlte er den Griff einer Hand. Der alte Kondor, schrecklich bleich und vor Zorn zitternd, hatte ihn am Arm gepackt.

„Mörder," stieß er heraus, „du willst Falern führen? Hinweg mit dir, verfluchter Sohn dieser Stadt!" Und mit schwacher, sich überschlagender Stimme rief er dem Volk zu: „Ihr wollt einen Mörder zu eurem Führer machen?" Wenige hörten ihn. Man sah nur, daß er etwas gegen San hatte, begriff seine empörte Gebärde und schleuderte Steine der Wut und der Drohung gegen den Alten. Soltan und Golliwar suchten ihn zu beschwichtigen. Aber San sprach lächelnd: „Er nannte mich einen Mörder. Diese Männer haben jahrzehntelang euch mit Füßen getreten, euch darben lassen, eure Kinder in Elend und Not verkommen lassen, euch in Krieg und Pest, in Hunger und Not gebracht. Sie wagen, mich zu verlästern."

Da brüllte ihn Mors an: „Du warst es, der die Schlacht gefordert hat, du hast die Tausende, die in dieser Nacht vor dem Feinde fielen, in den Tod gehetzt!"

San führte die Hand an sein Herz: „Wer war ich, daß ich solches tun konnte? Wer führte euch, Falernesen? Marsos.

Und wer saß in Sicherheit in der Rocca? Marsos. Wer aber stand in der vordersten Reihe, bestimmt, zu fallen, denn Marsos wollte meinen Tod, wer? Das war ich, San. Ich wußte, daß Zuckerschmidt beauftragt war, mich im Feuer der Musketen umkommen zu lassen, aber ich zog hinaus, denn ich wußte, daß die Liebe Falerns stärker war, als der Tod, der mich vernichten sollte. Eure Liebe, ihr Brüder und Schwestern, hat mich auferstehen lassen. Ihr schuft ein Wunder, ich lebe! Lebe, um jene zu vernichten, die euch und euren Kindern nach dem Leben trachten!"

Die Wirkung dieser Worte war unbeschreiblich. Man brüllte Sans Namen, schwenkte die Mützen, tobte gegen die, welche es wagten, ihm ein Haar zu krümmen, und versprach ihm Gefolgschaft bis in den Tod.

San rief: „Brüder von Falern! Gestern in der Frühe kehrtet ihr aus der Schlacht heim. Noch sind die Waffen, die ihr trugt, in euren Händen. Es ist niemand, der ein Recht hat, sie euch zu nehmen. Denn der es sollte, der euch weiter zu Söldlingen der Laune dieser Herren" — er wies auf den Stadthäupterpalast — „machen sollte, liegt tot in seinem Blute. Ich, Kommandant von Falern von euren Gnaden, befehle euch, die Waffen zu behalten. Das aber ist die Macht, die ich euch schenken wollte, als ich sagte, diese Schlacht müsse geschlagen werden, Lebensmittel oder Gewalt. So gebe ich euch heute die Gewalt in die Hände, die ich ausüben werde kraft eures Willens, denn ich bin ihr, ich bin eures Blutes, und jeder Wille, der in euch glüht, kreist auch in meinem Hirn und wird in meiner Hand zur Tat."

Und mit der ganzen Stärke seiner Stimme schrie er die Worte über den Domplatz: „Wenn ihr mir blindlings vertraut, sollt ihr alles erhalten, Macht und Brot. Ist jemand unter euch, der andern Willens ist?"

Gebrüll, Jubel, Rufe: „San soll leben, San — San!"

„So werfe ich," San wandte sich zurück zu den Stadt-

häuptern hin, „diese sechzig Sandsäcke, welche euch nicht jahrzehnte-, sondern jahrhundertelang Dreck in die Augen streuten, aus dem Palast. Der Rat der Sechzig hat aufgehört zu existieren. Falern erlebt seine größte Stunde: das Regiment des Volkes. Heil Volk von Falern!"

Wahnsinniger Jubel krachte um die Paläste des Platzes, die Orgel der Kirche setzte ein, und das Volk hub an ein Lied zu singen, das alle kannten, das seit Menschengedenken im niederen Volk dieser Stadt umging:

„Ihr Armen von Falern, geschlagen und bedroht,
Es kommt der Tag, wo ihr im Lichte lebt,
Die Nacht versank, es glüht das Morgenrot,
Die Stunde kommt, in der ihr euch erhebt.
Geschlagen und bedroht, ihr Armen von Falern,
Nun bürdet ab die Last des harten Tags,
Nun seid ihr frei, nun seid ihr Herrn — —"

Mors, gelb im Gesicht, zischte Soltan zu: „Wo ist Marsos? Er hat die Roccaleute in seiner Gewalt. Die Feldkrieger folgen jedem Wink von ihm. Jetzt Kanonen auf die Hunde!"

Soltan: „Möchte wissen, wie. Können Sie aus dieser Mausefalle heraus?"

Einige der Stadthäupter begaben sich, sehr in Angst um ihr Leben, in den Palast. Sie erinnerten sich, daß ein geheimer Gang vom Ratspalast zum Arsenal führte. Erregt sprachen sie darüber, suchten in höchster Nervosität, drangen in die Keller, fanden aber weder den Gang noch die Schlüssel. Sie waren eingesperrt und bereiteten sich auf das Schlimmste vor.

Indessen geschah nichts weiter, als daß San die Stadthäupter, welche hinter ihm auf der Terrasse standen, aufforderte, öffentlich ihren Rücktritt zu erklären. Ihnen blieb nichts andres übrig, als sich der Gewalt zu beugen. San ließ sich die Schlüssel zum Ratspalast aushändigen, die Schlüssel zum Lebensmittelamt und zum Arsenal und verkündete mit

großartiger Gebärde: „Die Befreiung von Falern soll vom ganzen Volk gefeiert werden. Ich werde alle Vorbereitungen treffen, daß morgen früh an jeden Bürger sein Pfund Mehl, Erbsen, Fett und Kartoffeln ausgeteilt werden."

Das Volk riß die Mäuler auf. Soltan faßte sich an den Kopf: „Ist der Kerl wahnsinnig geworden?"

Nur dem Grafen Bourc wurde plötzlich alles verständlich. San war es, der den Gouldspeicher ausgeraubt hatte, um — „Ah, ich verblendeter Tor!" schrie er und lief wütend die Treppe hinunter.

Im Stadtteil Ziegenstall lag das unförmige, uralte Kloster der Grauen Brüder. Hier bewohnte Mendax eine Zelle, die kahl und klein war, aber ein Fenster in den Garten hatte, wo der junge Krokus blühte und die Kätzchen an den Weiden klebten.

Die Nacht mischte sich schon mit der Frühdämmerung, als der Mönch immer noch ruhelos auf und ab ging. Da klopfte es an das Fenster. Mendax öffnete. Draußen stand San.

„Es ist nicht nötig, daß gleich die ganze Brüderschaft bemüht wird. Ich komme so hinein." Und er schwang sich durch die schmale Öffnung in den Raum.

Mendax sah ihn schweigend an. San wischte sich den Schweiß von der Stirn und erwiderte seinen Blick mit einem voll mitleidiger Hoheit. Plötzlich wurde sein Gesicht finster. Er bemerkte in Mendax etwas, das er schon am Nachmittage von der Kanzel aus bemerkt hatte: Verachtung.

San fuhr sich über die Augen. Ordnete seine Gedanken.

„Ich habe nicht lange Zeit, Mönch. — Du weißt, warum ich komme?"

Mendax nickte.

„Schön," meinte San mit müder Stimme, „dann können wir uns kurz fassen. Marsos war nur mit Diplomatie zu besiegen, Zuckerschmidt nur mit dem Schwerte und du —" Er lachte.

Mendax: „Bin ich nicht schon besiegt?"

San lauernd: „Nein. Das weißt du so gut wie ich. Heute ja, aber morgen, übermorgen nicht. Du siehst, wie offen ich bin. Was sagte ich? Du seist nur mit dem Geiste zu besiegen. Verstehst du mich? Ich kehre die Spitze meiner Idee gegen dich selbst und steche dich damit tot."

Mendax zuckte die Achseln: „Mach dir keine Mühe. Ich werde nicht mehr lange leben. Ich verhungere."

San blickte ihn mißtrauisch an. „Das ist alles keine Sicherheit für mich. Ich muß Sicherheit haben. Darum komme ich zu dir. Ich muß die Sicherheit haben, daß du niemals mehr zum Volke sprichst."

Der Mönch schwieg. Ging hin und her. Nach einer Weile blieb er stehen, drehte sich um und sagte zu San hin: „Ich werde nicht mehr sprechen."

San zuckte die Achseln. „Weißt du es? Weiß ich es? Niemand, wenn nicht die Sicherheit da ist. Diese will ich haben."

„Wie willst du sie haben?"

San schwieg still und blickte in die Lichter des Zinnleuchters, die stark schwelten und tropften. Dann drehte er sich um und warf hin: „Wer hat nun recht gehabt?"

Mendax: „Du hast die Macht. Nicht mehr."

San stampfte mit dem Fuße auf: „Das ist Unsinn, mein Lieber. Mit der Macht allein kann selbst Gott nichts anfangen. Vielmehr habe ich recht. Das ist es. Ich habe die Idee auf meiner Seite, welche die Welt umkehrt, erneuert, zum Paradiese der bisher Verdammten macht." Und da Mendax nichts erwiderte: „Du meinst, es gibt nur ein Recht? Eine Idee? O Irrtum, Irrtum, mein Freundchen. Das ist eben deine Riesendummheit, daß du immer denkst, es gibt nur ein Recht. Es gibt viele, hundert, tausend, so viel du willst. Jede Zeit hat das ihre. Deines ist das von vorgestern oder von übermorgen, das nach Jahrhunderten vielleicht, aber nicht das von heute. Du hast das Volk in einen großen Nebel gehüllt,

daß es nicht mehr klar sah und dir folgen wollte, weil eben kein andrer Führer da war. Da kam ich und zerriß den Nebel, und nun sieht es klar, urteilt selbst und kennt seinen Weg. Kein Hahn kräht dir nach. Jeder folgt mir."

Mendax blieb stehen und warf verächtlich hin: „Sie werden erwachen."

„Nein, sie sind erwacht. Weshalb folgen sie mir? Habe ich die Peitsche, habe ich Macht, habe ich eine Garde, vor der sie zittern? Ich habe nichts weiter, als meinen Rechtsgedanken: Seit Jahrhunderten unterdrückt, habt ihr nun, wo ganz Falern im Elend sitzt, das Recht, die Früchte eurer Sklavenarbeit zu pflücken."

„Und du glaubst daran?"

„An das Recht? Unbedingt."

„Nein, an die Dauer."

San lächelte spöttisch und näherte seinen Kopf dem schmalen Gesicht des Mönches: „Wer glaubt daran, daß Falern noch zu retten ist?"

Mendax fuhr auf: „So belogst du sie. Denn du sprachst von Rettung."

„Gewiß. Aber nicht anders als du von Rettung sprachst. Dem Tode sind wir alle verfallen. Fragt sich nur, ob sie die letzten Stunden in Elend oder in Lust verleben sollen. Ob ausgeplündert bis zum letzten Tage oder erhoben vom Gedanken daran, daß es eine Gerechtigkeit gibt."

Der Mönch lehnte den Kopf müde an die kahle Wand. Er sah trüb in die Flamme und winkte ab: „Verblendeter. Das nennst du Gerechtigkeit? Verführer und Verführter, du. Belügst dich selbst. Du willst das Volk glücklich machen und treibst es in Haß und Neid, Machtgier und Wollust. Du treibst es in die Schatzhäuser des Teufels, aber sie werden sich ihre Hände an dem Katzengold versengen." Er sah San brennend ins Auge: „San, du willst nicht das Glück von Falern, sondern deinen Ruhm."

San: „Wer kann sagen, lieber Bruder, daß er nur sein Glück, seinen Ruhm oder nur das Glück des Nächsten will? Wer kann das sagen? Es gibt nichts, das du um seiner selbst willen tust. Alles beziehst du eines Tages auf dich, setzest dich als erster an die gedeckte Tafel, die du andern aufstelltest."

Mendax starrte den Sprecher an wie ein ekelhaftes Insekt: „Und dir läuft Falern nach ... Wahrlich, dies Volk ist zum Untergange reif."

„Es ist reif zur Revolution, das heißt zum Aufbau einer neuen Gesellschaft und zum Sturz der alten. Aber was schwätzen wir hier wie die Waschweiber am Luri. Wir haben nicht ewig Zeit, zu reden. Weder ich noch du. Draußen wird es schon grau, und die Spatzen fangen an zu lärmen. Wenn es Tag ist, muß ich mit neuen Verfügungen Falern aus einer Erregung in die andre schmeißen. Es muß gar nicht Zeit haben, über sich nachzudenken, es muß vierspännig in sein Glück hinein. Du schaust mich an, als wäre ich verrückt. Nein, ich weiß sehr wohl, was ich will, viel besser als du, mein lieber Mönch. Was tatest du? Du maltest diesen armen Hungernden und Kranken ein Phantasiereich, ein glückseliges Paradies allgemeiner Liebe an die Wand, an das sie gerade solange glauben, als sie in der Kirche sitzen und du es ihnen von oben in die Ohren bläst. Zu Hause hätten sie ausgespuckt, hätten nach Brot gesucht und keins gefunden, hätten dann gesehen, wie die Sonne auf den goldenen Dächern der Paläste spielt, in denen ihre Brüder wohnen, — ah, und sie wären vor Wut zerborsten. Ich kenne doch die Leute. Bin doch selbst in ihren Dreckkaten groß geworden. Das magere Brot in der Faust ist einem mehr als das fette Schwein in der Fibel. Liebe? Anspannung aller Kräfte zur Hochleistung? Aufgehen im andern? Selbstverleugnung? Sehr hübsch mit sattem Magen, aber nicht für Leute, die bald Steine anbeißen werden."

„Ich hätte sie gewonnen. Mit der Gewalt der religiösen Inbrunst, die du nicht kennst."

„Die ich nicht kenne? Selbstverständlich kenne ich sie. Folgen sie mir vielleicht aus andern Gründen, als sie dir gefolgt wären für eine Weile? Sie sind besessen von meiner Idee, von mir. Sie tragen alle meinen Willen in sich. Sind meine Geschöpfe, Nachtwandler, die nach meinem Befehl laufen, Verzückte, die unter meinem Willen gehen. Ich sage: tanzt! Und sie tanzen. Ich sage: werdet glücklich! Und sie sind es. Glaubst du, daß einer von ihnen weiß, wohin die Karre läuft? Das weiß ich allein, und niemand sonst wird es erfahren. Sie laufen mir nach, wie sie dir nachgelaufen wären. Aber ich löste sie aus der Macht deines Willens los, weil ich der Stärkere bin, und weil meine Idee die stärkere ist. Denn das war es: als wir zwei dort oben standen, Mönch Mendax, da waren wir zwei Ideen, von denen die schwächere fallen mußte. Ideen aber fahren sich nicht in die Haare und spucken sich nicht ins Gesicht. Ihr Kampf ist ehrlicher, unbedingter, schonungsloser: Sie erleben einander und wissen dann, wer gesiegt hat. Du erlebtest den Sieg meiner Idee —"

„Deinen Sieg!" schrie Mendax, „nicht den deiner Idee. Du fichtst für dich, nicht für die Idee, welche du hast. Verdammter, ich sehe die Hölle, aus der du geboren bist, so klar wie in jener Stunde auf der Kanzel. Du bist der Antichrist!"

„Der Antichrist? Das ist doch Unsinn."

„Der Antichrist ist der Mensch, welcher eine große Idee um seiner selbst willen predigt. Wer dies aber tut, den trifft das schrecklichste aller Gesetze. Denn dieselbe Idee, mit der er himmlischen Segen stiften könnte, wird in seiner Hand zum Fluch für die Menschheit und für ihn."

San lachte auf: „Also gibst du die Kraft meiner großen Idee zu. Du gibst zu, daß ich eine Idee habe, welche Segen stiften kann —"

„Ja, du hast die Idee, aber die Idee hat nicht dich. Nur der ist ein Erlöser der Menschheit, nur der wird ihr Führer, welcher besessen ist von seiner Idee, ihr Fahrzeug, ihr Geschöpf und ihr Schwert ist. Du aber schneidest sie wie einen Stamm zu einem Stecken für dich um, auf den du die Last deines verfluchten Körpers stützest. So wird das, was Glück werden kann, zum Unglück. Und darum verlasse ich Falern, denn es ist eine verdammte Stadt."

San zuckte nervös die Achseln. „Unsinnige Vorurteile. Bliebst du noch einige Tage leben, was ich nicht wünsche, so würdest du den Sturz deiner Theorie erkennen. Du würdest sehen, daß das, was du Glück nennst, eine Schimäre ist, daß noch nie jemand auf die Dauer ein andres Glück begehrte als das Faßbare. Nimm an, du liebst ein Weib in der Ferne. Sie wird dir drum acht Tage die Treue halten. Aber schließlich pfeift sie drauf, wenn du sie nicht in dein Bett nimmst. Vierzehn Tage lang hättest du die Leute mit Reden gespeist und dann, dann wären plötzlich ein paar handfeste Kerls aufgestanden und hätten dich an den nächsten Baum geknüpft, um sich Würste aus deinem Leib zu schneiden. Dein Reich ist aus Nebeln gemacht. Du kannst in dieser Stadt nicht bleiben, nicht in dieser Welt. Du mußt fort. Als Besiegter, als Verzweifelter, als einer, der nie mehr auferstehen wird von den Toten."

Mit wunderbarem Lächeln sagte Mendax: „Das wolltest du? Und auf dem Wege? Nie konntest du mir schneller beweisen, daß ich den Geist des Rechts habe und du nur den Buchstaben. Ich soll fort? Das werde ich tun. Aber als Besiegter? Nein. Noch keiner ging sicherer im Bewußtsein, daß seine Idee einst siegen wird, als ich. Freilich nicht über dich und deinesgleichen, denn ihr seid aus dem Fleisch geboren und verfault im Fleisch. Ich gehe, San, und zwar ganz bestimmt. Aus Ekel, San. Aus Ekel gehe ich. Ehe du kamst, kämpfte ich noch. Jetzt weiß ich den Weg. Ich gehe aus Ekel."

„Beweis, Beweis!"

„Wie soll ich es dir anders beweisen als durch meinen Tod."

„Wann wirst du sterben?" stieß San heraus.

Mendax lächelte. „So fürchtest du mich, du Sieger? Ich werde sterben, wenn ich die Zeit dazu für gekommen halte."

„Was heißt: Zeit für gekommen halten! Das kann drei Wochen dauern, drei Monate. Inzwischen hast du dich besonnen, predigst und machst mir die Leute da oben, die wir jetzt von ihren goldenen Stühlen schmeißen, rebellisch, gewissermaßen zu einer neuen Armenkaste."

„Du lügst, San. Du fürchtest, daß ich die alte Armenkaste rebellisch mache. Aber ich will niemand mehr in dieser Welt hassen noch beglücken. Ich will gehen. Doch ich wünsche, daß du mich jetzt allein läßt."

„Aha!"

„Du kannst den Klostergarten umstellen lassen, Jämmerlicher, wenn du fürchtest, daß ich entlaufe. Ich entlaufe in ein Land, wohin du mir nie folgen wirst."

San war schrecklich nervös: „Beweis," sagte er zähneklappernd.

„In einer Stunde komm wieder. Dann werde ich ihn dir geben, und du magst ihn prüfen, ob er dir genügt." Er schrie wütend: „Jetzt laß mich allein!"

San sah Mendax an. Sehr forschend. Sehr unruhig. Plötzlich glaubte er ihm. Er machte eine verunglückte Gebärde des Abschieds und kletterte aus dem Fenster.

In der Zelle des Mönches war es grau. Mendax löschte die flackernden Lichter, deren eins schon heruntergebrannt war. Er ging ans Fenster und sah in den Märzmorgen, der nach Erde und Primeln duftete und voll unbegrenzter Verheißungen war. Der Himmel, in dem die Sterne schon erblaßten, schien ihm ein Weg ins Licht aus der Dunkelheit des begrenzten irdischen Tages. Er schloß die Augen und hörte mit tiefer

Beglückung die Stimme der Vögel und plötzlich, fast zu früh, lockend und wunderbar nahe, den ersten Ruf einer Amsel.

„Wie liebe ich euch alle," sagte er leise. „Jedes klebrige Blatt und jeden Wurm, der am Boden kriecht. Du Amsel, wie nah bin ich dir schon. Ach, nur mein Körper trennt mich noch von eurer Seele, welche die Seele Gottes ist. Wartet, meine Lieben, Morgenrot, Wind und Stimmen des Märzes. Ich komme gleich."

Beinahe verklärt war sein Gesicht. Er ging zu einem Schrank, nahm ein kleines verkorktes Glas und hielt es prüfend gegen das Licht. Öffnete, führte es an die Lippen und trank lächelnd. Dann stellte er es auf den Tisch und ging wieder ans Fenster. Der Morgen kam röter herauf, und der Duft des frühen Tags ward köstlicher und frischer. Mendax erhob sich noch einmal, leise taumelnd. Er schrieb mit Kreide ein paar Worte an die Wand der Zelle. Danach rückte er den Stuhl so, daß er gerade durch das Gewirr grünender Zweige in das Rot der aufsteigenden Wolken sehen konnte. Aber auch das war nur eine kurze Zeit. Er schloß die Augen, lauschte, verzog plötzlich wie in kurzem aber heftigem Schmerz das Gesicht und legte den Kopf zur Seite. Wieder trat ein Lächeln auf seine mageren Züge, und seine hohe Stirn wuchs wie ein Felsen in den Tag.

Etwa um sechs Uhr in der Frühe kam San, schaute durchs Fenster und fand Mendax schlafend. Er sprang in die Zelle und rüttelte ihn. Bewegungslos. San sah die Flasche auf dem Tisch und roch daran. Ging wieder zu Mendax und hielt die Hand an die Stelle seines Herzens. Totenstille. Er trat zurück und schaute um sich. Da fiel sein Auge auf eine Schrift an der Wand: „Ich komme nach tausend Jahren wieder."

San las. Blickte auf den Toten. Sehr lange. Und begann plötzlich wie im Frost zu zittern.

Pest

Nachdem der Rat der Sechzig aufgelöst war, mußte San daran denken, für die einzelnen Verwaltungsposten neue Männer zu ernennen. Eine Schwierigkeit, die er sich nicht überlegt hatte. Er machte ein paar seiner Freunde zu Ratsherren. Aber wenige Tage später sah er selbst, daß auf diese Weise nicht zu regieren war. Blieb ihm nichts andres übrig, als mehrere der Ältesten zu ersuchen, ihre Posten wieder zu übernehmen. Sie weigerten sich mit Ausnahme von Doktor Aurelius, den die ganze Umwälzung nichts anzugehen schien, und der nach wie vor seine Arbeit im Sanitätsamt verrichtete. Sie weigerten sich. So Graf Bourc, der oberste Richter von Falern. So San Ponte, der Leiter des Unterrichtswesens, so Golliwar, der Schatzmeister der Stadt. Daraufhin entzog ihnen San die Lebensmittel. Die Folge war, daß vier Tage später die also Gemaßregelten sich bereit erklärten, in ihre Stellungen einzurücken. Denn von ihren Vorräten konnten sie nicht leben, weil mit Übernahme des Kommandantenpostens San sofort alle privaten Lebensmittel der Selbstversorger beschlagnahmt hatte. Übrigens war das Ergebnis seiner Razzia nicht groß. Was an Vorräten zutage kam, hatte für die Verteilung an die Bevölkerung keinen Belang. Indessen war San überzeugt, daß in Verstecken, die er nicht kannte, große Mengen von Eßwaren verborgen sein mußten. Mit diesen Vorräten rechnete er für später. Einstweilen befriedigte er das Volk aus den Säcken und Kisten des Gouldspeichers. Damit hatte er nicht nur die Masse der niederen Klassen, sondern auch einen Teil der Kreise für sich eingenommen, denen er sonst ausnehmend mißfiel. Denn sie sagten sich: solange er uns zu essen gibt, möge er leben. Soltan redete nur und tat nichts.

Die Revolution in Falern hatte noch andre Wirkungen. Außenpolitische. Der Feind hatte sich über die Vorgänge in der eingeschlossenen Stadt unterrichtet und erfahren, daß San eine Art unbeschränkter Diktatur ausübte. Man beglückwünschte sich dazu, den Gefangenen in richtiger Einschätzung seines Wertes damals laufen gelassen zu haben und hoffte nun, die Früchte dieser Politik pflücken zu können. Eine Delegation erschien mit der weißen Fahne und forderte San zur Übergabe auf. San empfing die gut gekleideten und sehr elegant aussehenden Führer des Gegners im großen Ratssaal. Er erkannte sofort die Schwierigkeiten der Situation und sagte sich, daß jetzt unter Umständen der Augenblick gekommen sei, mit großartiger Geste dem Volk einen guten Frieden geben zu können.

Der Gegner forderte erstens Schleifung sämtlicher Befestigungen, auch der Roccamauern, zweitens Herausgabe von zweihunderttausend Barren Goldes, drittens zollfreie Benutzung des Heiligen Stroms, viertens zollfreie Benutzung der großen Märkte des Staates Falern für die Dauer von fünf Jahren, fünftens Einsetzung einer Obersten Kommission aus gegnerischen Beamten in Falern, die dem Rat der Sechzig oder jeder anderen Regierung nebengeordnet waren, sechstens Abtretung der fruchtbaren Provinz Lorvi.

San versuchte zu verhandeln. Die Delegierten erklärten, nicht ermächtigt zu sein, ein Komma dieser Bedingungen zu streichen. Annahme oder Ablehnung. Tertium non datur.

San erbat sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Angenommen. Man wolle am nächsten Tage um dieselbe Stunde wiederkehren.

Was nun tun? Konnte er über dieses Angebot von höchster Wichtigkeit selbstherrlich allein entscheiden? Und wenn er es tat, durfte er annehmen? Dieser Friede war die Vernichtung der Macht Falerns. Die große Stadt wurde dadurch ein Markt zweiten Ranges. Blieb leben, gewiß, aber was war das für

ein Leben! Es würde viel schlimmer werden, als vorher für das niedrige Volk: wüste Arbeit, unaufhörliche Arbeit und kaum eine Mütze voll Freiheit. Die Oberste Kommission würde das politische Regiment in Falern nach ihrem Ermessen regeln und, wenn sie erst die Stadt in der Gewalt hatte, keine Rücksicht auf ihn nehmen. Seine Rolle war dann höchstwahrscheinlich ausgespielt. Vor dem Volke sicher, denn die großen Versprechen blieben unerfüllt. Ablehnung dieses Friedens aber war Vabanquespiel. Entsatz? Wo war die Entsatzarmee? Vernichtet oder übergelaufen? Niemand wußte es, denn Falern war abgeschnitten wie ein Aussätziger. Mit Waffengewalt war die Stadt nie zu erobern, doch der Feind hatte Hunger und Pestilenz auf seiner Seite. Was war zu tun? Was war zu tun?

Einen Augenblick fühlte sich San versucht, den alten Sechzigerrat einzuberufen. Er vermißte plötzlich die Erfahrung dieser würdigen Herren sehr und fühlte schwer die Macht der Verantwortung. Sollte er Marsos um Rat fragen? Unmöglich. Seine Jünger und Freunde waren in der Beziehung total unzurechnungsfähig. Es war niemand, der ihm in dieser schwierigen Sache raten konnte, er mußte allein sehen, daß er richtig entschied.

An diesem Tage, wo San wirklich sehr sorgenvoll den Stadthäupterpalast verließ, sah er zum erstenmal seit langer Zeit wieder Viktoria. Er sah sie in einer schmalen, einspännigen Karosse durch das Große Tor fahren und in der Richtung auf die Kathedrale hin verschwinden. Sie erkannte ihn, wie er aus dem Palast kam, beinahe erschreckt stehen blieb und sie anstarrte. Ihr Blick war leichtes Staunen, vielleicht Bewunderung, ja, es war Bewunderung. Eine Spur Bewunderung. In dem Zu-ihm-Wenden ihres schönen Gesichtes las er etwas wie: du bist wirklich sehr weit gekommen. Das hätte ich nicht gedacht.

San klopfte das Herz, und seine Hände wurden feucht.

Das Bildnis dieser Frau fiel über ihn mit der ganzen lockenden Gewalt ihrer Schönheit. Ich, der größte Mann in Falern und sie die schönste Frau. Wir gehören zusammen. Sie gehört zu meinem Glück. Sie ist die Belohnung, welche ich mir selber auszahle dafür, daß ich, daß ich — nun, daß ich das Volk von Falern zur Macht erhoben habe.

Es ist unglaublich zu sagen, aber diese Begegnung wurde für Sans Antwort an die feindliche Delegation entscheidend. Seine Begier nach dieser Frau stieß plötzlich alle Dämme nüchterner Erwägung ein. Er sah sich als Diktator von ihr geküßt, aber als Proletariersohn von ihr verlacht. Zurückgeworfen in das Dunkel vormaliger Existenz, konnte er auch ihr nichts mehr bedeuten. Denn sie war eine Frau und betete die Macht an, die Herrschaft, den Glanz. Oh, wiewohl er aus kleinen Verhältnissen kam, wußte er das wohl. Also —

San ließ dem Feinde noch vor Ablauf der vierundzwanzig Stunden mitteilen, daß er die Bedingungen ablehne.

Der Zufall wollte es, daß San am folgenden Tag ein Billett im verschlossenen Umschlag erhielt. Er riß auf und las: „Warum geben Sie Falern nicht den Frieden? V."

San zitterte. Indessen — lächerlich. Jetzt kam es darauf an, die große Geste zu finden. Herr sein ist alles. Er drehte das Blatt um und schrieb mit fliegender Feder darauf: „Weil ich Sie liebe. S." Versiegelte und gab's dem Boten zurück.

Er beschloß, noch am Abend zu Viktoria zu gehen und sich ihr vor die Füße zu werfen. Doch ein Ereignis, das aus heiterer Höhe wie ein Wetter über Falern hereinbrach, hinderte ihn daran.

Doktor Aurelius teilte ihm mit, daß sofort alle Schritte unternommen werden müßten, um die Brunnen in Ziegenstall und der Südstadt diesseits des Kanals zu verstopfen. Sie seien ohne Zweifel vergiftet. Wer aus ihnen getrunken habe, sei nach wenigen Stunden an der Pest erkrankt.

San fühlte Entsetzen wie eine eisige Kugel ihm über den

Rücken laufen. Wenn das stimmte, was Doktor Aurelius sagte, stand Falern vor einer doppelten Katastrophe: Seuche und Durst. Zunächst einmal Seuche. Denn in den übrigen Stadtteilen waren die Brunnen noch gesund. Doch wie lange? Wie lange? Hier war etwas Schreckliches geschehen und noch Schrecklicheres mußte vermieden werden. Aurelius hatte diese Mitteilung sehr sachlich und sehr klar gemacht. Er brachte einige Belege, die unzweifelhaft waren. Das Wasser von sieben Brunnen, vier in Ziegenstall und drei im Westteil der Südstadt, enthielt Pestbazillen. Hochprozentig.

„Wie ist das gekommen?"

„Vergiftung durch den Feind? Unsauberkeit — weiß ich's? Ich halte mich an die Tatsachen."

San blickte vor sich hin.

„Sind sehr viel Pestkranke eingeliefert?"

„Bisher nicht übermäßig viel. Aber das hat nichts zu sagen. Fragen Sie in den dreckigen Häusern der Lämmer- und Kanalstraße nach, da werden die Leute schon liegen und sich ihren Grind schaben."

Die Brunnen wurden verstopft. Das Volk war unruhig. San erklärte, sie seien vergiftet. Aber noch habe er gerade Unglück verhüten können.

Nachts. Im Ratssaal.

San ging auf und ab. Am Fenster blieb er stehen. Draußen lag Falern in riesenhafter Finsternis. Der Himmel war bewölkt. Wind pfiff durch den Kamin. Er drehte sich zum Ratstisch um, auf dem in einem hohen Leuchter zwei Lichter brannten. Der Saal wuchs in die Finsternis, wehte Schatten über die getäfelten Wände und schien zu atmen, als sei er die Lunge dieses großen Hauses. San setzte sich in den Armsessel des Präsidenten, schob das Licht heran und blätterte in den Papieren, die ihm Aurelius aus dem Sanitätsamt herübergeschickt hatte. Im Grauen Spital (Ziegenstall) waren dreiundvierzig Pestkranke eingeliefert worden. In Santa Bré

achtundzwanzig, im Südspital, dem größten Krankenhaus dieses Stadtteils, vierundfünfzig. Das machte zusammen hundertfünfundzwanzig Pestkranke, die durch die verseuchten Brunnen angesteckt waren. Dazu kamen noch von früher her in allen drei Spitälern zwölf Pestkranke. Eine verschwindend kleine Zahl. Zwei von diesen konnten demnächst als geheilt entlassen werden. Bei vieren war Aussicht auf Heilung vorhanden. Die übrigen waren erledigt. Er—le—digt malte San in schöngekringelten Buchstaben an den Rand des Pergaments. Er—le—digt. Er versank in Grübeln. Ein Gedanke beherrschte ihn, aber noch wehrte sich etwas in San, diesen Gedanken — hm. „Er—le—digt"; er kritzelte es wohl ein halbes dutzendmal aufs Papier.

Ihm fiel ein, wie er als Kind einen kleinen Foxterrier namens „Fuxi" sehr geliebt hatte. Mehr geliebt als seinen Vater und beinahe mehr als seine Mutter, die früh gestorben war. Dieses Hündchen wurde eines Tages krank. Eine Art Darmverschlingung, die furchtbar schmerzhaft sein mußte, denn das kleine Tier stöhnte und heulte wie ein Mensch. San war ratlos und lief zum Metzger. Der sagte „schlachten" und lachte. Da weinte der Knabe und lief zu einem alten Mann, der viel von Krankheit verstand und auch Fuxi kannte und gern hatte. Dieser Mann sah den Hund und sagte: „Der ist sterbenskrank. Der kommt nicht wieder auf. Den mußt du vergiften, hörst du?" San schrie auf. Er könne doch unmöglich seinen Fuxi vergiften. Nein, das könne er niemals. Als er aber das Tier sah, erbarmte er sich seiner, brachte es zum Bader und sah es sterben. Es zuckte, verdrehte die Augen und war tot.

Gerade diese Geschichte fiel San jetzt ein, und in Gedanken schrieb er neben „erledigt" das Wort „Fuxi" hin. Ein paarmal. Dann las er weiter.

Im Blauen Spital waren keine neuen Pestkranken eingeliefert worden. Ebensowenig im Lazarett von Paskal

St. Amherbe. Dort lagen drei. Kinderspiel. Die Zahl der Verseuchten im Krankenheim Ostfalern hatte sich um sechs vermehrt. Aber auch nicht erst seit gestern. Dasselbe galt von den Spitälern der Ost- und Westvorstädte. Ein relativ günstiger Gesundheitsstand. Leichte Zunahme der Erkrankungen seit etwa drei Wochen. Stillstand seit sechs Tagen, vermutlich infolge der besseren Ernährung. Nur im Süden war ein Pestherd. Hundertfünfundzwanzig und zwölf. Abzüglich der Genesenden und Hoffnungsvollen hunderteinunddreißig. Vielleicht waren unter den hundertfünfundzwanzig noch Hoffnungsvolle? Nun, das stellte sich wohl erst nach einigen Tagen heraus. Aber es bedurfte rascher Entschlüsse, denn die Betten waren beinahe alle belegt. Hundertfünfundzwanzig und sechs ist hunderteinunddreißig.

San starrte aufs Papier. Hundertfünfundzwanzig und sechs ist hunderteinunddreißig. Hunderteinunddreißig. Dann schrieb er mit seiner großen, sehr lesbaren Schrift auf den unteren Abschnitt des Krankenberichts: „Alle Hoffnungslosen sind sofort zu töten. San."

Er zögerte. Wieder fiel ihm Fuxi ein. Und er sah die schwarzen listigen Äuglein des kleinen Tiers sich sinnlos verdrehen.

„Erledigt," sagte er laut, siegelte, schichtete die Papiere zusammen und klingelte nach einem Diener.

Am Abend des folgenden Tages machte sich San auf und ging zum Palast Minotto. Es war schon um die Dämmerung und ein warmer Aprilabend. Im Park dufteten die Veilchen in den Beeten, Seidelbast und Frühjahrsjasmin blühte. Auf den Ästen der Kastanien saßen dicke, feuchte Knospen.

San war ohne ersichtlichen Grund sonniger Stimmung. Er fand die Welt schön, dies Dasein lebenswert, lobte auch den rosig überleuchteten Himmel und fühlte den Frühling leise in seinem Blute brausen.

Viktoria empfing ihn auf der Terrasse, die zum Park aus-

ging. Sie war freundlich, reichte ihm beinahe verwandtschaftlich die Hand und fragte, ob er mit ihr im Garten auf und ab gehen wolle. Der Abend sei so schön. Ja, das wolle er gern, versetzte San. Er dachte unentwegt daran, daß er der Diktator von Falern sei, daß er beim Schreiten die Knie mehr durchdrücken und daß dieses Zusammensein ganz anders ausfallen müsse als jenes nächtliche, wo er wie ein dummer Junge unten am Kamin gestanden und gewartet hatte. Er wunderte sich nur, daß Viktoria gar nicht von seinen großen Siegen sprach, sondern wie zu einem leidlich sympathischen Menschen gleichmütig über belanglose Dinge plauderte.

Sie gingen auf den gepflegten Wegen des alten Parkes und standen jetzt vor der Mauerbrüstung der Rocca. Dahinter fiel die Burg steil ab. Zur Rechten lag der Garten des Krankenheims Ostfalern und der mächtige Park von Paskal St. Amherbe bereits in Dunst gehüllt. Über die Dächer der Oststadt hinaus sah man fern die weite Fläche der Ostlager, hinter denen sich die Festungswerke wie linde Hügel erhoben.

San interessierte das alles wenig. Sondern je dunkler es wurde, umso verwirrender und intensiver fühlte er die Nähe dieser Frau. Er blickte etwas scheu auf sie, wie sie da in einem braunen Seidenmantel mit Nerzbesatz stand und hinüberschaute in das immer dunkler werdende Land. Ihr blondes Haar war in einen großen griechischen Knoten gebunden, ihr Profil ruhig und schön wie das antiker Bilder, und ihr Mund —

Sie drehte sich zu ihm. Sah sein Auge an ihr hängen wie ein Bienenschwarm am Baum und lächelte. Ihre graugrünen Augen hatten spöttische Lichter. Eine Sekunde hob sie die Lippen über den sehr weißen Zähnen wie ein junges schönes Tier.

„Denken Sie sich eine neue Verfügung für die Entrechteten in Falern aus?“ Aber ehe San antworten konnte: „Kommen Sie, es wird kühl. Diese Aprilnächte in Falern sind beinahe winterlich. Wollen Sie mit mir zu Abend essen? Meine Ration

ist vermutlich kleiner noch als die Ihre, aber meine Ziegen geben jetzt fleißig Milch, und damit kann man mancherlei anfangen." San sagte nein. Nein, er danke, er wolle sie nicht bemühen. So schwiegen beide einen Augenblick. Viktoria bückte sich und hob etwas auf, das sie zärtlich in der Hand hielt.

„Ein junger Vogel," sagte sie erstaunt und leise wie ein Kind, das ein schwaches Tier streichelt.

San reckte verlegen den Hals zu ihr hin. „Sehen Sie — er ist tot." Sie blickte in die Höhe. „Aus dem Nest gefallen. Armes Geschöpfchen."

Und mit ihren weißen, schlanken Fingern hob sie die frische Erde zwischen Veilchen und Anemonen ab, legte den kleinen Vogel, der seinen mageren Kopf schwer über ihre Hand hängen ließ, behutsam hinein, und deckte das Grab wieder zu. Pflückte dann drei Veilchen und eine verspätete Christrose und legte sie auf die Stelle, wo sie den Vogel begraben hatte.

San kam das ziemlich merkwürdig vor. Er wußte nicht recht, war sie kindisch oder nur beherrscht von einer Laune. Und in blitzartigem, ihm selbst nicht verständlichen Zusammenhang mußte er an die hunderteinunddreißig Pestkranken in den südlichen Spitälern denken. Ob man sie auch unter Veilchen und Christrosen begrub? Unsinn. Man scharrte sie ein, und der Fall war erledigt.

Sie betraten die Terrasse. Viktoria ging voraus durch einen kleinen Saal und bat ihn, ihr in das Schreibzimmer zu folgen. Eine Dienerin nahm ihr den Mantel ab. San sah ihren Nacken. Sie öffnete den Vorhang zu einem sehr hübschen Kabinett, dessen Wände ganz mit Gobelins bespannt waren. Es duftete nach Frau. Ein Tisch aus Zitronenholz mit zierlich gedrechselten Leuchtern stand am Fenster. Tiefe, gelbseidene Polster.

„Nehmen Sie Platz," sagte Viktoria flüchtig. „Ich habe Ihnen etwas zu zeigen."

Sie öffnete eine Lade des Tisches und entnahm ihr einen

Brief, dessen Siegel sie erbrach. Sie führte den Bogen ans Licht und überflog ihn kurz. Schien zufrieden. Klingelte. Die Dienerin trat ein und brachte eine Lampe aus gehämmertem Kupfer, altfalerneser Arbeit.

„Lesen Sie," sagte Viktoria und reichte San den Brief. „Er ist aus dem Testament des Grafen Minotto."

San las: „Der junge Mensch, welcher in mein Haus eindrang und dessen Namen mir entfallen ist, scheint mir berufen, eine große und unheilvolle Rolle in der Geschichte Falerns zu spielen. Mit der Klarheit des Sterbenden sehe ich, daß er dieses morsche Geschlecht verbrauchter oder greisenhafter Herren mit seiner frischen Kraft beiseite stoßen und versuchen wird, sich an ihre Stelle zu setzen. Ob es ihm gelingen wird, weiß ich nicht. Aber so rücksichtslos wie er gegen mich vorging, wird er auch gegen die andern, wird er gegen Falern selbst vorgehen. Denn auch er ist nicht frei von der Erbsünde dieses Volks, an der es zugrunde gehen muß: Das große Ziel verlieren um des Genusses willen. Er hat Dich erblickt, und wer Dich erblickte, ist Dir verfallen, denn Du bist der herrlichste Edelstein in der Schatzkammer dieser Stadt. Wenn er also Falern hat, wird er Dich haben wollen und wird sich und die Stadt damit zugrunde richten. Dies ist meine letzte Bitte, Viktoria: Stoß ihn von Dir, wenn er sich Dir naht, denn Deine Liebe zu ihm wäre Falerns Untergang."

San gab das Blatt mit zitternder Hand zurück. „Eifersucht übers Grab hinaus," sagte er heiser.

Viktoria sah ihn kurz und kalt an. Darauf blickte sie seitwärts aus dem Fenster in die Dunkelheit des Gartens. Zwischen den Bäumen hing ein Stück Himmel wie ein violettes Tuch.

San stand auf und bewegte sich unsicher zu ihr hin. Er tastete nach Worten und fand nur, beinahe stammelnd: „Können Sie mich lieben?"

Ohne den Kopf zu wenden, sagte sie kurz: „Nein."

San atmete hörbar: „Und — und glauben Sie an mich, Viktoria?"

Jetzt sah sie ihn voll und ruhig an.

„Nein," sagte sie. „Ich glaube nicht an Sie."

Er trat zurück. In ihm brodelte und kochte es. Leidenschaft, Gier, Haß, Verfallenheit. Sie sah es, aber ihr Blick blieb unbewegt wie der eines Bildnisses.

„Ich liebe Sie," hauchte San.

„Das weiß ich. Es wäre besser, Sie liebten Falern."

Und als er schwieg und ratlos auf sie starrte: „Ich möchte allein sein, San, wir haben uns für heute genug gesagt. Kommen Sie ein andermal wieder."

Anfang Mai waren die Vorräte des Gouldspeichers aufgebraucht, und San stand vor denselben unlösbaren Fragen wie einstmals Soltan. Woher Lebensmittel nehmen, da die Vorräte in den übrigen Speichern kaum bis Juni reichten? Antwort: Aus den Verstecken der Reichen. Denn daß diese Herren, die Bankiers, Reeder, Großgrundbesitzer und Ratsherren sich seit Jahren mit Eßwaren eingedeckt hatten, war nicht zu bezweifeln. Der einzige, der aber darüber Bescheid wissen mußte, weil er als ehemaliger militärischer Kommandant von Falern jeden Winkel, jedes Versteck und erst recht die reichen Hamsterer kannte, war Marsos. Also stellte San eines Tages an Marsos die Frage, wo eben diese Lebensmittel verborgen seien. Es war im kleinen Saal des Stadthäupterhauses. Einige der Ältesten, die ihre Posten behalten hatten, waren zugegen. Außerdem Sul, Sans rechte Hand, ein langer Mensch namens Firfax, und Burrey, eine Kreatur, auf die sich San verlassen konnte wie auf sich selbst, alter Spielkamerad aus der Stromvorstadt.

Durch diesen Rahmen sollte die Frage, welche San an Marsos richtete, einen gewissen offiziellen Anstrich erhalten. Er hoffte damit weniger, dem Feldherrn zu imponieren, als

vielmehr ihm zu zeigen, daß ihm diese Angelegenheit sehr bedeutungsvoll schiene.

Marsos sah müde aus. Seine Wangen hatten gelbe Farbe und unter den tiefliegenden grauen Augen waren schwarze Säcke.

Er blickte gleichgültig auf die Gesellschaft, die ihn anstarrte, und zuckte die Achseln.

San wurde etwas nervös. „Als ehemaliger Kommandant von Falern müssen Sie über alle Geheimnisse dieser Stadt unterrichtet sein. Ich weiß wohl, daß es hier unterirdische Gänge, unbekannte Verstecke und geheime Lager von großer Ausdehnung gibt, in denen ohne Zweifel riesige Mengen von Vorräten verborgen sind. Ich verlange von Ihnen die Auslieferung eines Plans, in dem das alles verzeichnet ist."

Marsos: „Das ist Unsinn. Ich habe keinen solchen Plan."

San: „Aber Sie kennen die unterirdischen Gänge und Speicher der Rocca."

Marsos: „Es gibt keine solchen Gänge und Speicher."

San sprang auf. Er war wütend und zerknitterte ein Papier in seiner Faust: „Ich fordere Sie auf, mir binnen drei Tagen öffentlich oder binnen zwei Tagen privat diese Frage zu beantworten. Sonst trifft Sie die Strafe, welche auf Hochverrat steht, und man wird Sie an dieselbe Wand stellen, an der Sie so viel Unschuldige haben niederknallen lassen."

Graf Bourc runzelte die Stirn. Er dachte an die gesperrten Lebensmittel und beneidete Soltan um sein Privatleben. Golliwar ward blaß vor Zorn.

Marsos lächelte voller Verachtung, beinahe gutmütig San ins Gesicht und sagte: „Als du damals bei mir warst, hielt ich dich für größer."

„Es handelt sich nicht um mich, sondern um Falern," schrie San erregt und beleidigt.

„Mein Jüngelchen," sagte Marsos, „du verdankst deine Größe auch nur dem Stuhl, auf dem du stehst. Aber trample nicht zu viel darauf herum, die Beine könnten brechen."

„Ich werde Sie foltern lassen!“ brüllte San.

Marsos nickte uninteressiert: „Ich kenne diese Allüren. Die Welt hat sich seit Nero nicht verändert.“

Darauf ging er ab. Der Posten an der Tür ließ ihn durch. Auf der Straße grüßten die Leute.

Der Chronist legt Wert auf die Feststellung, daß diese Szene im Stadthäupterpalast niemand unerwünschter war als San selbst. Er fühlte deutlich, eine moralische Niederlage erlitten zu haben, und war vor allem darüber ärgerlich, daß er sich selbst so wenig im Zaum gehalten hatte. Dieser Ton gegen Marsos. Dumm. Ihm selbst unlieb, ja, irgendwie widerstrebend, denn er sah zwar in Marsos immer noch seinen größten und einzigen Gegner, doch er konnte auch nicht vergessen, daß der Ruhm dieses Mannes über alle Meere ging und daß er als kleiner Junge selber bewundernd vor dem Bilde des großen Feldherrn gestanden hatte.

Gleichwohl — hier ging es um die Existenz von Falern, um sein Prestige beim Volke, Schonung durfte nicht sein. Wenn Marsos widerstrebte, mußte er vernichtet werden.

Der lange Firfax trat ein: „Höre San, willst du einen guten Rat haben?“

„Wenn er nichts kostet?“

„Er kostet nichts und kann dir viel helfen. Du brauchst eine Garde, eine Schutzwachschaft, ein paar Gesellen, die für dich durchs Feuer gehen.“

„Falern geht für mich durchs Feuer. Ich brauche niemand sonst.“

„Laß dir raten, mein Junge. Ich weiß, was ich sehe. Die Geschichte mit der Tötung der Pestkranken — gut. Aber du wirst die Leute vermutlich rudelweise töten lassen müssen, denn der Gestank dieser verflixten Seuche greift um sich. Schließlich ist niemand mehr da, der — übrigens ganz im Ernst: glaubst du, daß Falern mit dir geht, wenn du Marsos auf die Folter schickst?“

San zögerte einen Augenblick. Dann sagte er: „Ja."

„Viel Vergnügen," meinte der Lange und kratzte sich unterm Nabel. „Ich würde mich gegen Überraschungen zu sichern suchen."

„Und wie?"

„Zieh die alten Roccaleute, die Marsos heute noch den Speichel auflecken, in dein Lager. Gib ihnen siebenfache Löhnung. Was ist Gold heute! Versprich ihnen den Justizpalast, in dem sowieso nichts mehr getan wird, als Schlafstelle und mache dir gleichzeitig aus uns Südstädtlern eine zuverlässige Truppe."

San spielte mit einem Federmesser und blickte nachdenklich ins Freie. „Willst du die Geschichte übernehmen?" fragte er Firfax.

Der nickte: „Gern. Gib mir Vollmacht. Sul wird neidisch sein, aber den kannst du mit der Villa Custodiee in Hahnenschrei abfinden. Die wollte er immer schon, und der Besitzer muß heraus."

„Warum?"

„Warum! Weil die Kontrollkommission, die jetzt bei Burrey in guten Händen ist, dort zwei Scheffel Weizenmehl fand."

San nickte zerstreut.

„Gut," meinte er. „Tu alles, wie du es willst, und lege mir heute abend die Berichte vor. Auch die Liste der Expropriierten. Ihr schmeißt da dauernd Leute heraus, die sich dann bei mir beklagen und in Falern ausrufen, ich sei ein Tyrann. Schließlich läßt mich das kalt, aber die Marsossache bedrängt mich. Glaubst du, daß er gelogen hat?"

„Er hat unbedingt gelogen."

„Burrey müßte ein bißchen nachdrücklicher die Rocca abklopfen. So kommen wir nicht vom Fleck. Ich war vorhin im Lebensmittelamt. Die Sache ist verflucht faul, lieber Firfax. Wir brauchen die versteckten Vorräte, und es müssen Tausende von Scheffeln versteckt sein, Tausende sage ich dir, denn diese Rocca ist eingerichtet auf siebenjährige Belagerung."

„Und wenn du nichts findest?"

„Ich werde finden. Marsos wird mir heute oder morgen schon was sagen, verlaß dich drauf. Wenn nicht, dann übermorgen auf dem Domplatz Abrechnung vor allem Volk."

„Riskante Sache."

San lachte: „Ich wag's. Um ein Linsengericht verrät der Falernese seinen Bruder." Er machte eine verächtliche Bewegung. „Also es ist gut. Heute abend erwarte ich dich im kleinen Saal."

Als drei Tage vergangen waren, wurde Marsos zur öffentlichen Verantwortung auf den Domplatz geladen. Ein schwarz ausgeschlagenes Podium, von dem aus San zum Volk zu sprechen pflegte, zu beiden Seiten eine primitive Tribüne. Links saß Marsos auf einer Bank und blickte auf das Gewühl des Volkes zu seinen Füßen, rechts befanden sich die Freunde und Helfer Sans, Sul, Firfax, Burrey, ein gewisser Kolbenstiel, der mit einer Zirkustruppe vom Norden eingewandert war und nun die Kunstpflege von Falern übernommen hatte, ferner Luth, Bryk und Rosenduft, drei Geldmänner, die sich nach der Revolution sofort San zur Verfügung gestellt hatten und ihm in schmeichlerischster Weise um den Mund gingen. San bediente sich ihrer als Sachverständige in Finanz- und Kommerzfragen, von denen er nichts verstand. Er hörte dabei besonders gern den dicken Bryk, der ebenfalls nichts davon verstand, aber umso gewandter in der Formulierung langer effektvoller Sätze war, mit denen er sich bei allen Ratssitzungen ein großes Ansehen zu verschaffen wußte. Soltan hatte ihn seinerzeit als Menschen bezeichnet, der nur aus Mund, Bauch und Beinchen bestünde. Das sprach für ihn, und San erhoffte auch im folgenden gerade von Bryk eine Unterstützung seiner Anklage.

Mit raschen Schritten betrat er das Podium und sprach: „Der ehemalige Kommandant der Festung, Marsos, ist vor das Volk von Falern zur öffentlichen Rechtfertigung geladen

worden. Ich klage ihn an, daß er im Besitz aller Pläne über die geheimen Gänge und Katakomben dieser Stadt ist, sie verbrannt oder versteckt hat, weil er die in ihnen befindlichen Lebensmittel den Reichen und ehemals Mächtigen dieser Stadt vorbehalten will. Er rechnet auf den Ausbruch der Hungersnot in Falern, auf ein Massensterben in der niederen Bevölkerung und den Ausbruch einer Gegenbewegung, die dem Volke die Macht entreißt und sie abermals den Palästen gibt. (Große Erregung.) Brüder und Schwestern, es ist furchtbar für mich, einem Manne diese schweren Anklagen ins Gesicht zu schleudern, der in der Welt hohen Ruhm genießt. Freilich ist es nur der Ruhm des Feldherrn, eines Mannes, der Zehntausende in den Tod schickte, um die Kassen und Schatzhäuser weniger zu füllen. Gleichwohl — Ferapont soll ihm nicht vergessen sein, freilich auch nicht die letzte fürchterliche Niederlage am Heiligen Strom. Dieser Mann hat es heute in der Gewalt, sich den Dank seiner Mitbürger zu erwerben und Falern vor Pest und Not zu erretten. Er soll weiter nichts, als euch sagen, wo die verborgenen Gänge und Lager sind, von denen ihr alle wißt, von denen jedes Kind in Falern weiß, die aber nur wenige Eingeweihte kennen. Marsos aber weiß von ihnen. Ich fordere ihn auf: Im Namen des Volkes von Falern, nennen Sie die Plätze mit den verborgenen Lebensmitteln!"

San trat von der Rednerkanzel ab, um Marsos Platz zu machen. Aber der Feldherr achtete nicht darauf. Er erhob sich und sagte: „Es gibt keine solchen verborgenen Gänge, und wenn es solche gäbe, so wären in ihnen keinerlei Lebensmittel versteckt. Das ist meine Antwort."

Hatte man schon während Sans Rede mit bösen Ausrufen gegen Marsos nicht gekargt, so schien nun die Stimmung sich noch mehr gegen ihn zu bewölken.

„Verteidigen Sie sich!" schrie einer, der mit rotem Gesicht ganz hinten am Dom stand. „Jawohl, Antwort! Das ist keine

Antwort!" „Verteidigung!" rief man. „Wo sind die Lebensmittel? Wo sind die geheimen Gänge?"

Marsos schwieg und achtete auf niemand. Da bestieg San abermals das Pult und sagte mit halber Wendung zum Angeklagten hin: „Ich bedaure aufrichtig diese Verstocktheit. Es schmerzt mich tief, daß ein Mann von seiner Bedeutung so der Pflichten gegen seine Vaterstadt vergessen kann. Es tut mir weh, ihm zu sagen, daß ich alle Mittel in der Hand habe, ihn zur Herausgabe dieser Geheimnisse zu zwingen. Ich fordere ihn also zum letzten Male auf, aus Liebe zu seiner Heimat, aus Liebe zu Falern, aus Mitleid mit seinen hungernden und kranken Brüdern und Schwestern öffentlich zu bekennen, daß die Rocca unterbaut ist von riesigen Lagerräumen und daß diese Räume seit Jahren dazu benutzt werden, Lebensmittel darin aufzuspeichern."

„Reden! Er soll reden!" schrie das Volk, das seit Sans Regiment an Reden gewöhnt war und solche gerne hörte. „Er soll sich verteidigen oder wir schlagen ihm seinen Palast ein! Verteidige dich! Wo sind die Lebensmittel?" San wandte sich an Marsos: „Das hungernde Volk von Falern fragt Sie, wo die Lebensmittel sind. Antworten Sie!"

Marsos schwieg. Er hatte die Arme über der Brust verschränkt und schaute über die Köpfe der Erregten hinweg auf den Flug der ersten Schwalben, die am Dom ihre Nester bauten. Ihn ging das alles nichts an.

San winkte seinem Adlatus Bryk. Der dicke Bankier bewegte sich würdig und schwerfällig auf die Rednerkanzel und sprach: „Liebe Brüder und Schwestern von Falern. Ich bin, wie Sie wissen, einer von denen, die aus den Kreisen kamen, da die gefüllten Säckel und gefüllten Teller dem gleichen Zwecke dienten, dem Zwecke, sich selber das Fett anzusetzen, das man den Armen abnahm. (‚Bravo! Wo hast du dein Fett her?') Aber ich bin ein Bekehrter, und heute gibt es niemand in Falern, der von leidenschaftlicherer Liebe zu diesem tap-

feren, edlen, leidenden und hungernden Volke erfüllt wäre, als ich, Herrn San nicht ausgenommen, mit dessen Genie ich mich nicht messen, mit dessen Vaterlandsliebe ich mich bis zu meinem Tode —"

Er wurde unterbrochen. Denn Marsos hatte sich erhoben. Eine Bewegung ging durch die Menge, niemand hörte mehr auf Bryk. „Stille! Ruhe! 'runter von oben! Marsos will sprechen!" rief man. Bryk machte eine hilflose Gebärde und bemerkte, daß keine Katze mehr ihn beachtete. Also begab er sich mit Würde auf seine Bank zurück.

Marsos betrat die Kanzel. Er sah sich um, sah das Volk, das ihn anstarrte, als ob aus seinem Munde Lebensglück und Rettung kommen müßte. Er wußte, wenn er reden würde, hätte er in wenigen Minuten dieses Tier zu seinen Füßen umgedreht. Es würde winselnd ihm die Hände lecken und „Heil Marsos!" brüllen, als hätte es nie etwas andres getan. Er wußte es und fühlte seine alte Macht. Aber wie er stand und noch nach den Worten suchte, die er ihnen sagen wollte, überkam ihn mit unwiderstehlicher Gewalt der Ekel. Nichts weiter als Ekel. Er sah zur Rechten die dicken Geldmänner, sah die heraufgekommenen Herumlungerer der Südstadt und sah — sah in Sans Antlitz einen Zug, den er bisher nicht kannte, einen Zug leiser Angst. Da schüttelte es ihn . . . Er holte tief Atem und rief mit seiner gewaltigen, in allen Schlachten erprobten Lunge den derbsten Soldatenfluch, den er kannte, in die gespannten Gesichter: „Leckt mich am — ihr bedreckten Kröten!"

Dann ging er wieder hinunter und setzte sich ruhig auf seinen Platz.

Es ist so gut wie unmöglich, die Wirkung dieser Worte zu schildern. Zuerst geschah nichts. Gar nichts. Stille. Jemand lachte. Dann schrie einer was, darauf mehrere, dann dreißig, vierzig, hundert, und plötzlich erhob sich die Menge brüllend, tobend, fluchend, bellend gegen Marsos, direkt auf ihn zu.

Mit einem Satz stand San vor dem Pult. Er schrie: „Haltet ein, keine Unbesonnenheit! Stille, Stil—lee!"

Firfax steckte drei Finger in den Mund und pfiff gellend. Aus dem Hintergrund sprangen ein paar Dutzend Bewaffnete, die Marsos festnahmen und ihn damit vor der Wut des Pöbels schützten.

San fuchtelte in der Luft herum, Rosenduft tat über die Massen empört, und Bryk versuchte an einer andern Stelle der Tribüne eine kleine Ansprache an sein Volk zu halten.

Nach fünf Minuten kam San zu Wort. „Brüder, Freunde, ich bitte euch — keine Unbesonnenheit, nur keine Unbesonnenheit. Wollt ihr den Mann töten, der das Geheimnis hat, euren Hunger zu stillen? Jetzt seht ihr, wie er Falern liebt. Jetzt seht ihr den ehrlichen Volksfreund. Jetzt seht ihr, wie wahr seine Worte sein mußten, als er sagte, er wisse von keinen geheimen Lagerräumen. Brüder und Schwestern, überlaßt alles dem Tribunal, beruhigt euch und glaubt daran, daß keine Beleidigung am Volke ungesühnt bleibt. Ich aber frage euch in dieser Stunde, wo gerechte Empörung jeden von euch erfüllt: wollt ihr seinen Tod, ehe ihr sein Geheimnis habt? (‚Erst sein Geheimnis! Leben lassen!' schrie man.) Hört mich an. Hört, was ich sage. Dieser Mann hat sich doppelt und dreifach am Volk von Falern versündigt. Er wird es doppelt und dreifach büßen müssen. Sein Geheimnis aber werden wir ihm auf der Folter entlocken!"

San hoffte auf jubelnden Beifall. Aber fast erschrak er, als er nur schwache Zustimmung bemerkte. Er sah mit seinen Sperberaugen, wie hier und da unwillige Gesichter auftauchten, wie einige aus der Menge fortgingen, wie andre lachten, wie keine geschlossene Meinung für seinen Antrag bestand. Da rief er mit weit ausholender Gebärde: „Brüder und Schwestern — ich bin, wie ich vor euch stehe, nicht mehr als ein Stück von euch. Ich will nichts für mich, alles für die

Stadt. Wenn ihr fordert, daß man ihn freilasse, so möge es geschehen. Aber erwägt, daß ich dann nicht an erneuter Rationierung der Lebensmittel schuld bin. Mir bleibt nichts übrig, als euch allen euer Brot, euer Gemüse, euer Fleisch zu verkürzen, ob auch die Kinder sterben, die Spitäler sich füllen. Ich aber sage euch: es ist besser, daß einer leide, damit die andern alle leben, als daß einer gerettet werde und ein ganzes Volk zugrunde gehe. Hier, meine beiden Hände lasse ich mir abhacken, wenn es zum Wohl von Falern geschieht. Ich verlange dasselbe von jedem meiner Mitbürger. Urteilt — was soll geschehen."

„Foltern!" schrie eine Stimme. „Foltern!" Immer mehr folgten, immer lauter, immer wütender, gehässiger, wilder, verzweifelter: „Foltere ihn, auf die Folter, auf die Folter —!"

San hob den Arm: „Falern hat sein Urteil gesprochen. Die Versammlung ist beendet. Führt den Gefangenen ins Arsenal."

Unter Tumult, Pfeifen, Lachen und Geschrei wurde Marsos abgeführt.

Im Oberstock des Arsenals befand sich die seit einhundertundfünf Jahren nicht mehr benutzte Folterkammer. Sie war geräumig, mit einer Art Tribüne für die Geschworenen versehen und sah, flüchtig betrachtet, nicht einmal sehr unfreundlich aus. Ihre großen, jetzt recht schmutzigen Fenster gingen auf die weiten Felder zwischen Nord- und Oststadt. In der Ferne sah man die Hügel der nördlichen Bastionen, die in jähe Hänge abfielen.

Der Arsenalsdiener öffnete die Fenster, welche verquollen und verklebt waren. Die frische Aprilluft zog in den verstaubten Saal.

Eine „Gerichtskommission", die San eilig zusammengetrommelt hatte, stieg auf einer steilen Treppe, die vom unteren Stockwerk durch eine Falltür in die Folterkammer

führte, hinauf. Man nahm die Sitze ein, zwei Tische wurden aufgestellt. Ein Schreiber und zwei Gerichtsbeamte nahmen mit den Protokollen daran Platz. Man wartete, was geschehen werde.

Marsos war gefesselt. Sein Antlitz unverändert gleichmütig, ruhig, beinahe zufrieden. Er sah sich um und bemerkte unter der Kommission kein Antlitz, das ihm von früher her bekannt war. Alles neue Leute, die Kumpane des Diktators. San war sehr nervös. Er schrie ohne Grund einen Schreiber an und stolperte über ein ihm unbekanntes Martergerät. Man wartete, und eigentlich wußte er selber nicht recht, was geschehen solle. Er richtete also an Marsos noch einmal und in beinahe freundlicher Form die Frage, ob er die Katakomben kenne und wo sie lägen.

„Ich kenne sie nicht," sagte Marsos.

San schwieg und blätterte in Papieren. Er war ratlos. Er hatte sich nicht überlegt, was geschehen sollte, wenn Marsos auch jetzt leugnete, oder wenn er sogar auf der Folter schweigen würde. Überhaupt war ihm die ganze Folterangelegenheit plötzlich zuwider. Er hatte das Gefühl, sich abermals vergaloppiert zu haben, und erwog im geheimen, ganz im geheimen bereits den Rückzugsplan.

„Wir machen Sie darauf aufmerksam, daß wir Sie nicht aus Eigennutz und unlauteren Motiven danach fragen, sondern lediglich, weil die kritische Nahrungsversorgung der Stadt unbedingt die Erschließung neuer Lebensmittelquellen erfordert. Der von uns vorgezeigte Weg ist ein Weg des Zwanges und der Not, den wir selbst nur gehen, weil wir kein andres Mittel sehen, um zum Ziele zu gelangen. Erwägen Sie daher die Folgen Ihrer Weigerung. Wir geben Ihnen fünf Minuten Zeit."

Marsos lächelte.

San bemühte sich, das Lächeln nicht zu bemerken. Er schaute auf seine Papiere, in denen nichts Lesenswertes stand, und tat, als habe er noch Wichtiges zu erledigen. Unterdessen war

bleierne Stille im Zimmer. Alle warteten, schauten auf den Delinquenten, auf San, auf ihre Hände und sagten sich: gleich wird das Unbekannte, das Unerwartete und Neue eintreten. Und was ist dies? Ein Mensch wird gefoltert. Ein Mensch, das heißt Marsos. Marsos, der große Feldherr. Einer der Beisitzer bemühte sich, ein heftiges Niesen zu unterdrücken. Kolbenstiel sah es und lachte darüber ziemlich unmotiviert. Wohl nur aus Nervosität. Es war ihm selbst nicht recht, und er bohrte sich mit dem Zeigefinger im Ohr.

Die fünf Minuten waren um.

San winkte ein paar Leuten, die an der Falltür standen, und befahl, den „Eisernen Stuhl" zu bringen. Dieser Stuhl stand an der Wand. Er sah aus wie andre Stühle, war nur völlig aus Eisen und hatte unter dem Sitz eine kleine Feuerstelle, die nicht nur den Sitz selber zum Glühen bringen konnte, sondern auch die aus Röhren bestehenden Arm- und Rückenlehnen mit heißer Luft füllte.

Marsos wurde auf ihm festgeschnallt. Er lehnte sich zurück. Ruhig, fast unnatürlich ruhig. Dabei blickte er unentwegt San ins Gesicht. San aber blätterte in den Akten und kritzelte nervös die leeren Seiten voll.

„Es ist kein Brennholz da," sagte einer.

„Hätte längst gebracht werden können!" fuhr San auf.

Die Folterknechte liefen die Treppe hinunter. Wie sie aber auf halber Höhe waren, stießen sie mit einem Mann zusammen, der gerade hinauf wollte. Dieser Mann war sehr lang, hager und gelb im Gesicht. Er stolperte aufgeregt die steilen Stufen hinauf und ging, wie er oben war, mit großen Schritten direkt auf San zu. Es war Firfax. San ergriff beinahe begeistert die Gelegenheit, die unerträgliche Stille zu verscheuchen, und fragte ihn, was er denn wolle.

Firfax brachte seinen Mund so nahe an Sans Ohr, daß es aussah, als ob er zubeißen wolle, und flüsterte: „Marsos darf nicht gefoltert werden."

„Warum nicht?" stieß San heraus, innerlich erleichtert, aufrichtig erleichtert.

„Die Roccaleute haben sich zusammengetan und verhandeln mit den Mannschaften Blàs. Wenn Marsos ein Haar gekrümmt wird, verlassen sie die Wälle und ziehen gegen das Arsenal."

San biß sich auf die Lippen. Er wäre am liebsten mit Firfax in ein Nebenzimmer gegangen, aber es war keins da. Also winkte er ihn hinter eine Eiserne Jungfrau und fragte erregt: „Irrst du dich nicht?"

„Irren?" sagte Firfax. „Die Sache brennt, mein Junge. Ich komme von Kaleen, dem Delegierten der Roccaleute. Habe auch Blà gesprochen, der mir einen Blick zuwarf, als wolle er mich anpissen. Ich habe guten Geruch für verbrannten Braten. Kann dir nur raten, 'runter vom Feuer!"

„Aber Falern, das Volk von Falern —!"

„Sitzt du schon so in der Tinte, daß du den Leuten nicht kax wie kox auf den Hintern schreiben kannst? Erst das Hemd, dann der Rock. Mit Falern wirst du noch fertig."

San, dem diese Lösung der Situation gar nicht einmal so unlieb war, wiewohl er sich sagte, daß damit alles beim alten blieb, und kein Scheffel Mehl herausgeschafft würde, drückte Firfax die Hand und zischte ihm ins Ohr: „Du verbreitest sofort, daß die Folter unterblieben sei. Marsos befinde sich in ehrenvoller Untersuchungshaft im Stadthäupterpalast."

Firfax lief ab.

San ging an seinen Tisch, setzte sich an die Papiere und suchte nach einer Geste, die seinen plötzlichen Entschluß vor all den Leuten motivieren könne. Er fand nichts.

Die Knechte kamen mit Brennholz. Sie entzündeten das Feuer. San fühlte, wie ihm der Schweiß aus den Achseln strömte. Plötzlich erhob er sich, ging auf Marsos zu und löste mit drei Schnitten die Stricke.

„Die Folterung unterbleibt," sagte er laut, aber mit belegter Stimme. „Der Kommandant ist in den Stadthäupterpalast abzuführen und in Haft zu halten. Weiteres wird veranlaßt werden."

Die Schreiber und die Beisitzer glotzten ihn an.

„Die Anordnung ist sofort zu befolgen," sagte San streng und verließ schnell, beinahe fluchtartig die Kammer.

Er veröffentlichte eine Proklamation, in der er an die Herzen der Bürger von Falern appellierte. Er habe alles versucht, um Marsos zum Geständnis zu zwingen, zur Folter habe er sich nicht entschließen können, um so mehr als er überzeugt sei, daß Marsos auch auf der Folter und gerade auf ihr geschwiegen hätte. Er wolle einen andern Weg beschreiten und zweifle nicht an der Zustimmung seiner Mitbürger. Er bäte um Vertrauen. Es lebe Falern!

Abends erhielt San die Listen des Sanitätsamtes, verfaßt von Doktor Aurelius. Die hunderteinunddreißig Pestkranken in den südlichen Spitälern waren tot. Neue eingeliefert worden. Die Zahl der Erkrankten im Blauen Spital habe zugenommen. Desgleichen in Paskal St. Amherbe. Nach Santa Brs habe man heute allein vierzehn gebracht. Weiteren Feststellungen zufolge dürfe er, Doktor Aurelius, die Tatsache als einwandfrei bezeichnen, daß in den niedrigen Hütten und Baracken der Südstadt an der Grenze von Ziegenstall alles total verseucht sei. Die Leute stürben auf der Straße. Man könne mit etwa vierzig bis fünfzig Erkrankungen täglich rechnen. Was zu tun sei. Wenn man alle Eingelieferten töte, würde bald niemand mehr eingeliefert werden.

San las den Bericht und legte ihn fort. In seinen Ohren brauste es, und ihm fiel der Kopf schwer auf die gepolsterte Lehne des Stuhls.

Nochmals Marsos und Viktoria

Als San die Südstadtquartiere, welche er seit vierzehn Tagen nicht mehr betreten hatte, aufsuchte, fand er dort in der Tat so viel neues Elend, so viel Krankheit und Not, daß ihm mit Grausen bewußt wurde: hier setzte bereits die Verwesung der sterbenden Stadt ein. Und das alles, trotzdem er das Menschenmögliche unternahm, um seine armen Quartiersgenossen mit Extrazuweisungen und Steuervergünstigungen zu unterstützen. Er erließ ihnen seit Wochen bereits jede Abgabe und verteilte die Lebensmittelrationen an sie zu lächerlich billigem Preise.

In Parenthese sei übrigens der Umstand als einigermaßen bemerkenswert verzeichnet, daß niemand von den Leuten mehr auf die Idee kam, auf Massenspeisungen zu dringen. Die guten Leute begriffen, daß nach Übernahme des Regiments durch San, gerade sie, sie die Armen von Falern, in allen Nahrungsfragen vor den Wohlhabenden derart bevorzugt wurden, daß Massenspeisungen ihnen keine Verbesserung, höchstens eine Verschlechterung ihrer Lage gebracht hätten.

Schlimm waren freilich die sanitären Verhältnisse. San, der die Armeleutehäuser persönlich besuchte, fand die Zustände genau so, wie sie ihm Doktor Aurelius geschildert hatte. Verschmutzt und verseucht. Da wohnten in engen Stuben Gesunde mit Kranken zusammen. Da lagen Sterbende in demselben Bett, in dem Kinder schlafen sollten. Da trank der Verpestete aus dem gleichen Becher wie der Gesunde. Da hatte sich jede Sitte, jedes moralische Empfinden so sehr gelockert, daß San vermeinte, in Bordelle zu schauen, wenn er die große Stube einst achtbarer Armeleutekaten betrat. Einmal sah er in einem Zimmer ein nacktes junges Weib, das

sich ihm beim Eintritt sofort und unsäglich schamlos anbot. Rundherum saßen ihre Angehörigen. Ihre Mutter, ihre Brüder, ihr Vater. Blickten halb verlegen, halb stumpfsinnig zur Erde. San schüttelte den Kopf über sie und fragte die Eltern erstaunt, wie sie dies zuließen. Ja, erwiderte man, das Mädchen sei pestkrank, wisse es und wolle die letzten paar Tage ihres Lebens noch Vergnügen haben. Außerdem verdiene sie gut.

San faßte sich an den Kopf. Hier mußte mit eisernem Besen ausgekehrt werden, sonst war Falern in wenigen Wochen verloren. Er begab sich zu Doktor Aurelius und besprach sich mit ihm. Aurelius sagte, die Spitäler seien voll.

„So müssen wir neue einrichten."

„Fehlt an Personal."

„Muß ausgebildet werden. Die Leute sollen sehr hoch bezahlt werden."

Aurelius: „Damit locken Sie keinen Hund vom Ofen."

„Dann mit Extrazuweisungen an Brot. Es bleibt mir nichts übrig, aber diese fürchterlichen Zustände sind unhaltbar."

Aurelius lachte bitter: „Wie lange wollen Sie denn den Schwindel überhaupt noch durchhalten?" fragte er spöttisch.

„Bis Ihr Maul gestopft ist," brüllte San wütend.

Bei Androhung von schweren Strafen befahl San nunmehr, daß alle Pestkranken, alle Pestverdächtigen sich sofort beim zuständigen Bezirksspital zu melden hätten. Würden Kranke in den Häusern gefunden, müsse man gegen die Angehörigen streng vorgehen und außerdem diese Kranken töten. Er ernannte Sanitätskommissionen, die den Auftrag hatten, in den einzelnen Quartieren Kontrollvisiten vorzunehmen und diejenigen, welche sich nicht gemeldet hatten, zur Anzeige zu bringen. Ferner räumte er verschiedene Privathäuser aus, setzte ihre Besitzer auf die Straße, in Zelte, in verwanzte Baracken und richtete ihre Häuser für Krankenhauszwecke ein. Diese Wohnungen sahen nach zwei Tagen bereits unkenntlich aus. Es war, als ob ihre neuen Einwohner Haß auf die

Sachen hatten, die sie steif und verächtlich umgaben. Sie schnitten also die Gobelins entzwei, malten den Damenporträts Bärte an, urinierten in die Vasen und brachen alle verschlossenen Schränke auf. Wenn sie das getan hatten, wurden sie ruhiger.

Soviel darüber. Trotz dieser Anstrengungen war die Seuche nicht zu beseitigen, und San wußte, daß alles vergeblich sein würde, wenn er nicht bald zu neuen Lebensmitteln käme. Marsos mußte veranlaßt werden, sein Schweigen zu brechen.

Marsos befand sich im Staatsgefängnis der Rocca. Seine alten Krieger, besonders die Leute Blàs, welche fest zu ihm standen, glaubten, daß er sich im Stadthäupterpalast in leichter Haft aufhalte. Inzwischen entfaltete Firfax eine überaus rührige Propaganda für San und gegen Marsos. Ihm gelang es auch, die Roccaleute so gut wie ganz auf seine Seite zu ziehen und aus ihnen, in Verquickung mit Arbeitslosen aus den Südquartieren, eine zuverlässige Schutzgarde zu bilden. San hatte ihm dies ganz überlassen. Ihn beschäftigten andre Sorgen, und Soltan, der hungernd in seinem Palast saß (in dessen Oberstock vierzehn Armleutefamilien einquartiert waren), sah hämisch lächelnd, wie San ebensowenig wie er mit der Hungersnot fertig wurde.

Das Gefängnis, in dem sich Marsos befand, war ein großes Gebäude aus rotem Sandstein. Vor der Umwälzung war es überfüllt. San hatte nach Übernahme des Kommandantenpostens alle Gefangenen, die nicht gerade wegen Mord und Totschlag dort saßen, freigelassen. Dafür waren eine Menge wohlhabender Herren, deren Speisekammern nicht ganz die geforderte Dürftigkeit aufwiesen oder die sich weigerten, in ihre Villen Obdachlose aufzunehmen, in dieses Gebäude eingezogen. Ehe sie sich versahen, saßen sie hinter Schloß und Riegel. Ihr Besitz wurde beschlagnahmt, und die Sache war aus der Welt geschafft.

Die Zelle, welche Marsos bewohnte, befand sich im obersten Stockwerk. Sie war dürftig genug, um die Empörung eines jeden Besuchers hervorzurufen, der auf ihrer harten Pritsche den Mann liegen sah, welchem Falern seine Größe und seinen Ruhm verdankte. Natürlich war dies San bekannt. Er hielt darum den Aufenthalt des Feldherrn streng geheim. Wer ihn sprechen wollte, wurde abgewiesen. Ihm kam alles darauf an, Marsos mürbe zu machen und von ihm den Schlüssel zu dem großen Geheimnis zu erhalten, an dessen Aufdeckung er sich seit vierzehn Tagen vergeblich abmühte.

Eines Nachmittags, gerade als er die Verteilungslisten im Lebensmittelamt durchgesehen und erkannt hatte, daß die Versorgung Falerns vor einer Katastrophe stand, entschloß er sich, Marsos persönlich aufzusuchen.

Der Gefängnisschließer händigte ihm die Schlüssel ein. Er stieg die vier Treppen in die Höhe und ging den schmalen Gang zu Ende bis zur Zelle zweihundertsiebenunddreißig. Öffnete und trat ein.

Marsos saß auf seiner Pritsche, einem Gestell von größter Dürftigkeit, und blickte zur Erde. Als San in der Tür erschien, sah er flüchtig auf und rührte sich nicht.

San blieb ein wenig verwirrt stehen und überflog das Bild. Durch das vergitterte Fenster fiel gerade noch ein kleines Stück Sonne. Ein ganz dünnes Strählchen, das auf die Tür einen zitternden Kringel malte. Der Napf mit Essen war noch halb gefüllt. Der Wasserkrug schien leer zu sein. San fragte sich, warum er dies eigentlich alles ansehe, und warum es ihn interessiere. Aber es interessierte ihn sehr. Auch war er erstaunt, den Alten verhältnismäßig unverändert zu finden. Nur sein Haar war fast schneeweiß und die Gesichtsfarbe, die einst wie Bronze aussah, ockergelb geworden.

„Ich hoffe, man gibt Ihnen ausreichend zu essen?"

Marsos antwortete nicht. Er sah zu San auf, als ob er eine Fliege sei, die ihn angesummt habe, und starrte wieder vor sich hin.

„Jedenfalls ist es Ihre Schuld, wenn Sie das Essen stehen lassen. Die Gefangenen erhalten keine schlechtere Nahrung als alle andern Leute in Falern. Aber das nebenbei. Hören Sie, Kommandant, vielmehr Marsos, denn dem Kommandantenposten haben Sie ja selbst entsagt, hören Sie: ich komme in einer sehr ernsten Angelegenheit zu Ihnen."

Der Angeredete rührte sich nicht.

San ging auf und ab. Er wartete auf Antwort. Als Marsos schwieg, zuckte er ärgerlich die Achseln.

„Es hängt von Ihnen ab, ob Sie nach dieser Unterredung frei sind oder nicht. Also ich bitte Sie, mir zuzuhören."

Marsos atmete tief, beinahe wie gelangweilt. Er sah zum Fenster hinauf, wo die Sonne nur noch fadendünn an einem Gitterstab entlang strich.

San blieb stehen. „Ich will Ihnen nichts verbergen. Ich will sehr offen zu Ihnen sein. Ich erwarte das gleiche von Ihnen. Ich erwarte es oder — Sie sind der größte Hochverräter, den Falern jemals hervorgebracht hat. Bitte, widersprechen Sie mir nicht (Marsos dachte nicht daran), Sie wissen nicht, was ich meine. Ich meine die Hungersnot. Falern steht vor der gräßlichsten Hungersnot, die die Welt je gesehen hat. Wir haben nur noch den Nordspeicher am ‚Wolf'. Der liefert etwa für einen Monat Lebensmittel. Danach ist alles zu Ende, und die Stadt muß sich auf Gnade und Ungnade ergeben." Er hielt inne.

Marsos nickte kaum merklich, sah sehr flüchtig zu San empor, als dieser schwieg, und schaute wieder zu Boden. San begann abermals, auf und ab zu laufen.

„Ich weiß, daß Sie der Überzeugung sind, ich wolle lediglich meinen Ruhm, lediglich an der Spitze dieser Stadt die Reichen in Angst und Schrecken versetzen, selber aber das Leben eines Tyrannen führen. Mein lieber Kommandant: ich kann vor Ihnen den Schwur ablegen, daß kein Mensch in Falern weniger zu beneiden ist, als ich. Ich allein weiß, wo wir

stehen, weiß, was morgen geschehen wird, wenn nicht im letzten Augenblick ein rettender Engel auf dem Plan erscheint. Wir stehen dicht vor Hungersnot und Pest. Das heißt, wir haben bereits Pest wie Hungersnot, aber noch besteht ein Schimmer von Möglichkeit, von diesen beiden Teufeln nicht aufgefressen zu werden. Nämlich wenn es gelingt, bis Ende Juli mit den Lebensmitteln durchzukommen. Ich sage Ihnen, Kommandant, das Elend ist grauenvoll. Ich bin in den Südquartieren gewesen, ich habe die dünnen Ärmchen der kleinen hungernden Kinder gesehen, die eingefallenen Brüste der säugenden Mütter. Und dann die Moral, die Moral! Ich sage Ihnen, das kann nicht mehr so weiter gehen. Noch ein paar Tage und — und — und —" Er schlug mit den Armen wie mit zwei Flügeln, daß sie klatschend auf die Hüften fielen. Brach ab und sah auf Marsos.

„Warum erzählst du mir das alles?" fragte der Feldherr.

San, über das „Du" wütend, beugte sich vor. Er ballte die Fäuste. „Wo sind die Lebensmittel?" schrie er.

Marsos sah den Erregten lange und sehr ruhig, ja, geradezu erstaunt an: „Glaubst du im Ernst an diese geheimnisvollen Vorräte?" fragte er.

„Ja. Natürlich glaube ich daran."

Fast erschreckt hob Marsos den Kopf: „Wie? Du glaubst im Ernst —? Im Ernst, daß es in der Rocca unterirdische Gänge mit verborgenen Mehlsäcken, Fleischtöpfen und Gott weiß was noch gibt?"

San starrte dem Feldherrn ins Gesicht: „Ja, jedes Kind in Falern weiß, daß unter der Rocca Gänge laufen und Lagerräume liegen."

Marsos lachte bitter auf: „Wenn es die Kinder wissen — dann frage die Kinder." Sehr ernst: „San, ich denke, du bist ein Mann von Verstand. Du glaubst an dieses Ammenmärchen?"

„Ja, gibt es das nicht?"

Marsos schüttelte den Kopf: „Nein, mein Lieber, das ist alles Phantasie. Es führt nur ein Gang vom Stadthäupterpalast zum Arsenal und ein zweiter vom Arsenal zur „Griechischen Zitadelle". Den kennst du, denn er ist auf den Karten verzeichnet, die du vermutlich in meinem Hause gefunden hast. Deine unterirdischen Lebensmittel — alberne Legende, schlage dir endlich den Unsinn aus dem Kopf und rechne mit Realitäten."

San schwieg. Ihm ward eisig. Er glaubte Marsos aufs Wort. Wie ein Stein war es in den Brunnen seiner Erkenntnis gefallen: Er hatte sich abermals vergaloppiert, auf einer Tatsache festgebissen, die gar nicht bestand. Er hatte — wie sagte der Alte? — nicht mit Realitäten gerechnet. Mit Realitäten.

Er starrte zum Fenster. Der Sonnenstrahl war fort. Ihn fröstelte. Die Zelle schien ihm feucht zu sein, und er wunderte sich, daß Marsos nicht fror. Übrigens, vielleicht fror auch Marsos. Nun, das war ja nebensächlich. Nebensächlich. Also was ist geschehen? Es gab keine Vorratsräume. Es gab keine Katakomben. Hungersnot war die einzige Realität. Das war eine Realität. Alles andre Phantasie.

Marsos stützte den Kopf auf und sah schräg zu San hoch. Beinahe mitleidig. „Armer Teufel, das hättest du dir früher sagen können."

San ging auf ihn zu: „Marsos, wenn Sie lügen, lasse ich Sie in Stücke schneiden. Ich schwöre Ihnen, Marsos, ich kümmere mich den Teufel um meinen Posten, aber ich sehe das Entsetzen über Falern hereinbrechen. Es ist also wahr, und es gibt keine verborgenen Vorratsräume?"

Marsos erhob sich schwerfällig. Er war größer als San, wiewohl der mächtige Körper sich bereits leicht beugte. Sein Blick war sehr gut und väterlich, als er zu ihm sagte: „Nein, San, es gibt keine Vorräte mehr in Falern. Diese Stadt ist verloren. Ich gebe dir die Erlaubnis, zu kapitulieren."

San stöhnte leise auf: „Ich glaube Ihnen. Ja, ja, ich glaube Ihnen.“ Die Hand vor Augen: „Aber was wird das Volk sagen! Das glaubt an diese unterirdischen Gänge wie an den Heiland.“

„Wahrheit, mein Junge, Wahrheit, wie sie Mendax predigte. Du aber hast dich und Falern belogen, und nun rächt sich diese Lüge an dir und der Stadt.“

„Ich habe sie nicht belogen. Ich habe es nicht anders gewußt.“

„Nein, du hast es gewußt. Jeder wußte es seit dem Speicherbrand, daß nichts mehr zu hoffen war. Du auch. Du genau so wie die andern. Aber du wolltest dich an der Spitze dieser Herrlichkeit auf Krücken sehen, hieltest dich für allmächtig, weil der Pöbel dir nachkroch, und dachtest nur ans Morgen, nicht ans Übermorgen. Nun trage die Last, die du dir leichtsinnig auf die Schulter nahmst, nun brich zusammen, nun habe den Mut zum Bekenntnis. Dein Spiel ist rettungslos verloren. Es war schon verloren, als du den Tisch des Stadthäupterpalastes umschmissest und glaubtest, aus den Leibern von uns Abgesetzten Brot und Würste schneiden zu können. Vielleicht hast du es nun gelernt, meine Junge, daß es leichter ist, zehntausend Zuhörern zu beweisen, daß zwei mal zwei gleich fünf ist, als einen von ihnen satt und zufrieden zu machen. Du hast mit deinen Reden dein eigenes Gewissen überschrien. Aber eines Tages wird es dir so laut schlagen, daß du darunter zusammenbrichst. So, mein Jungchen, dies ist die Grabrede, die dir der alte Marsos hält, und es ist, glaube ich, die ehrlichste, die er jemals gehalten hat. Doch auch das verdankst du nicht dir, sondern einer andern. So, nun geh. Jetzt weißt du, wie die Dinge stehen. Wir beide haben uns nichts mehr zu sagen.“

San hatte ruhig und ergeben zugehört. Vielleicht hatte er auch nicht zugehört. Denn als Marsōs schon schwieg, starrte er noch unbeweglich nach dem vergitterten Fenster. Dahinter war ein blaßblauer Maihimmel, in den die Lerchen stiegen.

Er erwiderte kein Wort. Müde griff er nach dem Schlüssel und ging. An der Tür stand er und sah das Schloß an. Mechanisch drehte er den Schlüssel um und ließ ihn dann stecken. Das kleine Blechschild mit der Aufschrift zweihundertsiebenunddreißig hing daran wie ein rostiger Tropfen, der jeden Augenblick abfallen wollte. San wandte sich zögernd zum Gehen und verließ sehr nachdenklich das Gefängnis.

Um dieselbe Stunde betrat der ehemalige Präsident des Ältestenrats, der alte Kondor, das Sanitätsamt. Aurelius empfing ihn in seinem Kabinett und erschrak über die Maßen. Er hatte Kondor seit der Umwälzung in Falern nicht wiedergesehen und erblickte vor sich ein Gespenst. Der Greis war grauenvoll abgemagert, seine Kleidung sehr schlecht, die Augen lagen wie sterbende Tiere in ihren Höhlen, die Finger zitterten.

Aurelius faßte ihn an den Händen und führte ihn zum Sessel.

„Sie sehen nicht gut aus, Kondor, was fehlt Ihnen?"

Der Alte nickte trübsinnig und hob den knochigen Kopf mit bitterem Ausdruck zum Arzt: „Das wollte ich Sie fragen, Doktor."

Der Arzt rückte an seiner großen Brille und schnaufte erregt durch die Nase: „Mir scheint, Ihnen fehlt, was uns allen mangelt: Brot."

Kondor winkte ab: „Lieber Freund, wenn es das allein wäre, ach, das ist schon alles nicht so schlimm. Ein Dreiundsiebzigjähriger braucht nicht viel zu essen ... aber was wollte ich doch sagen, ja. Nun, ich meine, so ein alter Mann kommt mit wenigem aus. Heute gab's Kartoffelschalen und etwas gemahlene Gerste." Er lachte leise: „Ja, man fragt nicht mehr, ob es schmeckt. Die andern haben's auch nicht besser."

Aurelius unterdrückte mühsam seine Erregung. „Lieber Freund," sagte er, „das stimmt ganz und gar nicht. Wer jetzt das Glück hat, Herumlungerer aus der Hirtenstraße zu sein,

Schulkamerad von San oder dergleichen, der hat immer noch was zu beißen."

Kondor hob die Hand: „Aureliuschen, lassen Sie die Anklage, das dauert nicht mehr lange, und dann kauen die auch an ihren Fingernägeln. Dort soll es nicht gut aussehen, dort unten, ich hab's gehört —"

Aurelius zuckte die Achseln: „Die Pest holt sich ihre Opfer, wo sie sie kriegen kann."

Der Alte wurde ernst. „Just davon wollte ich zu Ihnen sprechen, Doktor. Sagen Sie mir, Sie sind doch auf Pestfälle gut dressiert und wissen sie von andern Krankheiten zu unterscheiden?"

„So gut wie Sie einen Esel vom Pferd."

„Na, schön," meinte Kondor. „Dann sollen Sie mir einmal sagen, ob ich die Pest habe."

Aurelius fuhr zurück: „Sie —?"

„Ja, ja, ich. Es ist schon richtig so. Was soll ich erst warten, bis es zu spät ist. Ich meine, bis die Sanitätskommission kommt und mir die Gurgel durchschneidet, das ist doch jetzt so die Methode, wie? Dann ist es schon besser, ich lasse mir gleich von Ihnen sagen, wie es steht."

„Haben Sie Geschwüre?"

Der Alte öffnete zitternd sein Hemd und zeigte die fürchterlich magere Schulter. Vor ihm saß ein Gerippe, und mit tiefer Erschütterung sah Doktor Aurelius, daß dieser einst so gesunde Mann nur noch der Schatten eines Menschen war.

„Heben Sie, bitte, den Arm."

Kondor hob den Arm, was ihm sichtliche Anstrengung bereitete.

„Schmerzt es, wenn Sie ihn heben?"

„Das nicht, aber er ist schwer, als hinge ein Eimer Wasser dran."

Aurelius untersuchte die Partien unter den Achselhöhlen.

„Haben Sie hier Schmerzen?"

„Nein," sagte der Alte, „hier nicht, aber unter dem rechten Arm und am Unterleib sitzt was, und das beunruhigt mich." Doktor Aurelius half ihm, sich entkleiden. Als Kondor den rechten Arm entblößte und hob, stieß Aurelius einen leisen Ruf aus. Unterm Arm saßen sechs bis sieben feine, gerötete Schwellungen mit gelblichem Hof, die beim Druck die typische Reaktion der Pestbeulen zeigten. Es war kein Zweifel, Kondor war bereits hochgradig verseucht. Der Arzt untersuchte das Fieber. Natürlich Fieber. Aber starke Untertemperatur.

„Haben Sie Schüttelfrost?"

„Heute morgen hatte ich starken Schüttelfrost."

Aurelius half dem Alten in die Kleider.

„Nun?" sagte Kondor. „Nicht nachdenken, wie Sie mich am glaubhaftesten belügen können, Doktor. Habe ich sie?"

„Ja, Sie haben die Pest."

„Heilbar? Bitte die Wahrheit. Mir liegt nichts am Leben, mein Freund."

Aurelius schneuzte sich, daß es wie eine Trompete klang.

„Nein," sagte er, „Sie sind nicht heilbar. Es wäre gut, wenn Sie gleich hier blieben."

„Muß es sein?"

„Wenn Sie daheim noch etwas zu ordnen haben —? Ich lasse Sie dann durch den Wagen abholen."

Kondor erhob sich.

„Wie ist das mit den Lebensmitteln? Ich habe noch ein altes Brot und acht Kartoffeln zu Hause. Auch etwas gedörrtes Obst, das ich mir immer aufhob, wenn mal was Schönes passiert, Marsos wieder einmal siegt oder ein rechter Feiertag ist. Und den Feiertag, ja, den werde ich wohl bald erleben, wie?"

„Erleben," sagte Aurelius. „Auch den Tod kann man erleben. Falern erlebt ihn und wir alle jede Stunde."

Kondor nickte und reichte dem Arzt die dürre Hand: „Ich bin zufrieden, Lieber, und ganz ruhig, glauben Sie mir. Der

Tod, sehen Sie, das ist ein guter Freund, der versprochen hat, mich zu einem schönen Abendspaziergang abzuholen. Und wenn er etwas früher da ist, so soll man sich darüber nur freuen und ihm ein fröhliches Willkommen bieten."

San erhob sich ratlos von dem mit Papieren, immer wieder durchstrichenen Berechnungen und Kalkulationen bedeckten Schreibtisch und trat ans Fenster.

Die Sonne war untergegangen. In den Scheiben des Minottopalastes lag rotes Licht. Der Park des Schlosses war in den flüchtigen Dunst des Maiabends gehüllt. Er preßte die Stirn ans Glas und blickte hinüber. Die Papiere hinter ihm — oh, du mein Gott, mein Gott! Wie lange noch? fragte er. Ganz laut. Seine Stimme klang brüchig. Wie lange noch? Mehr rationieren, noch mehr. Anderthalb Monate. Was dann? Nichts. Der Abgrund. Falern stirbt. Die Feuer in den Fenstern erloschen. Der Park wurde zunehmend dunkler. In der hellen Abendluft standen Lerchen. Diese Lerchen! Die wissen von nichts. Haben von nichts eine Ahnung. Er hörte ihr Zwitschern ganz deutlich. Wie hatte sie gesagt? Nein, hatte sie gesagt, ich liebe Sie nicht. Aber ohne Liebe? Das tut sie nicht. Auch pfeife ich darauf, ohne Liebe. Vor allem aber, sie wird es nicht tun. Kommen Sie ein andermal wieder, war ihr letztes Wort. Er biß die Zähne zusammen, riß die Mütze vom Nagel und lief hinaus.

Viktoria empfing ihn gleich. In demselben Gemach wie in jener Nacht, wo er sie besuchte und zu ihr von seinem großen Werke sprach, von der Rettung Falerns. Auf dem Kaminsims brannte ein fünfarmiger Leuchter. Die Fenster waren geöffnet, und die blühenden Faulbäume draußen schütteten ihren Duft ins Zimmer.

„Setzen Sie sich," sagte Viktoria. In ihrer Stimme saß Unruhe. „Es ist gut, daß Sie kommen. Ich lebe hier zwar sehr einsam und abgeschlossen. Eigentlich weiß ich von allem, was

geschieht, nur durch Scholl oder meine Dienerin Frygga, aber hin und wieder erfahre ich doch einiges und vielleicht sogar Wesentlicheres, als man sonst in Falern erfährt."

Sie spielte mit einem Amethystpetschaft und schien nach dem zu suchen, was sie sagen wollte. Dann kam es San vor, als dächte sie bereits an ganz etwas andres, das ihn gar nichts angehe. Denn ihr Blick lief aus dem Fenster ins Dunkel des Parks. Ihr schönes Profil. Merkwürdig, daß die Schönheit dieser Frau gar nicht unter der allgemeinen Not gelitten hatte. Ihre Wangen waren gesund gerötet, und ihre herrlichen Lippen hatten die Frische gänzlich unzerstörbarer Jugend. Er vergaß längst, was sie gesagt hatte. Hatte sie überhaupt etwas gesagt? Er sah nur dies metallene Blinken in ihrem blonden Haar, die festen Schultern und das leise Atmen ihrer Brust.

„Mir fällt da etwas ein," unterbrach Viktoria die Stille und überflog sein Gesicht mit einem gleichgültigen Blick, „was haben Sie eigentlich gegen Marsos?"

Sans gute Laune verflatterte wie ein flüchtiger Vogel. „Gegen Marsos? Hochverrat."

„Hochverrat?" fragte sie erstaunt. „Seit wann ist Marsos Hochverräter?"

„Er hat ein Geheimnis, mit dessen Aufdeckung er Falern retten könnte, aber er sagt es nicht."

Viktoria hatte spöttische Augen: „Sie meinen die unterirdischen Gänge?"

„Ja."

„Sie glauben wohl auch daran?"

San war böse. „Nein," sagte er. „Ich glaube nicht an den Unsinn. Das sind Phantasien."

„Nun also."

Sans Ärger steigerte sich zu purpurner Verlegenheit.

„Das ist es nicht allein. Vielmehr ist es das überhaupt nicht. Es handelt sich um eine ganz andre Sache."

Viktorias Augen waren wieder ruhig und scharf auf ihn gerichtet.

„Ja," sagte San. „Ich kann darüber nicht sprechen. Aber Marsos hat sich furchtbar gegen mich vergangen."

„Gegen Sie?"

„Gegen Falern. Das ist gegen mich. Das meine ich. Ich kann zu Ihnen darüber nicht sprechen. Es ist ein politisches Geheimnis."

„Natürlich nicht. Ich dringe gar nicht in Sie, es interessiert mich bloß, zu wissen, was Sie denn eigentlich mit ihm vorhaben."

„Mit Marsos?"

„Ja."

San fiel plötzlich ein, daß in jener Nacht, als er bei Marsos den Namen Viktorias nannte, in dem Gesicht des Alten eine Erregung aufgetaucht war, wie er sie noch nie gesehen hatte. Das hatte er dann lange vergessen. Auf einmal stand alles klar vor ihm, und er ahnte Zusammenhänge, die viel tiefer liegen mochten, als je ein Mensch in Falern wußte. In der Geschwindigkeit einer Sekunde hatte er diesen Umstand mit seinem Plan zusammengekoppelt. Lauernd stieß er vor: „Sie kennen den Feldherrn persönlich?"

Viktoria zögerte ein wenig.

„Persönlich? Flüchtig. Vom Grafen Minotto her."

„Er kennt Sie wohl gut?"

„Gut? Ich sagte Ihnen schon, wir sahen uns flüchtig. Nur aus der Falerneser Gesellschaft. Bei besonderen Gelegenheiten war er im Hause des Grafen."

San dachte: Lügt sie oder lügt sie nicht? Ist dort ein Geheimnis verborgen, oder ist keines da? Er überlegte. Dann versetzte er: „Ja so, was ich mit Marsos vorhabe, fragten Sie? Ich will Ihnen gestehen, Viktoria, daß es für mich nicht angenehm wäre, wenn meine Antwort auf Ihre Frage morgen schon ganz Falern wüßte."

Viktoria zog die Brauen in die Höhe und stieß die Luft verächtlich durch die Nase.

„Sie brauchen es mir nicht zu sagen," antwortete sie kurz.

„Nein. Ich will es Ihnen sagen. Mir liegt in gewissem Sinne sogar sehr viel daran, daß Sie es wissen. Also hören Sie: Marsos muß sterben."

Viktoria drehte mit kurzem Ruck ihren Kopf zu ihm hin und blickte ihm voll in die Augen, als suche sie darin etwas.

San schwieg. Es herrschte eine Zeitlang große Stille im Zimmer. Ein Zitronenfalter flatterte gegen die Leuchter.

„Ist er krank?"

„Wieso krank?"

„Ich meine, ob er die Pest hat?" fragte sie.

„Nein."

„Also lassen Sie ihn töten?"

„Ja."

Sie erhob sich ruhig und ging zum Fenster. Lehnte sich hinaus. Schweigen. Der Falter schwirrte um die Lichter. San fühlte seine Hände feucht werden. Ihm war einen Augenblick, als stände die Zeit still, als bewege sich nichts, und alles verharre in Ruhe. Mehrere Minuten vergingen. Mit einem ganz ruhigen, nahezu heiteren Gesicht nahm Viktoria wieder auf dem Diwan Platz. Sie lehnte sich tief in die Kissen zurück, als fröre sie, fuhr sich flüchtig mit der Hand über die Augen und sagte: „Lassen wir die Politik. Etwas andres wollte ich Ihnen erzählen. Wenn Sie wollen, etwas Lustiges, jedenfalls wird es Sie erfreuen. Graf Gay hat um meine Hand angehalten."

San erschrak über alle Maßen. Er beherrschte sich und schob nur den Oberkörper vor, als wäre er eine Bombarde.

„Sie haben den Antrag angenommen?"

Viktoria lachte kurz auf: „Sehen Sie, ich bin mir noch im Zweifel. Denn, ganz ehrlich, ich schätze ihn sehr, aber ich liebe ihn nicht. Soll man aber einem Menschen seine Hand geben, den man nicht liebt?"

„Niemals."

Ihr Lächeln wurde deutlicher. „Nun — ich habe ihm gesagt, ich wolle mir die Sache überlegen. Aber jetzt sage ich mir, wer weiß, ob ich überhaupt noch Zeit zum Überlegen habe, ob wir alle Zeit dazu haben; eines Tages ist diese Stadt tot, und wir alle mit ihr."

San suchte nach Worten: „Ich bin nicht der Ansicht. Ich meine, Sie sollten es sich sehr überlegen."

„Wie lange halten noch die Mauern, San? Ich taxiere auf vier Wochen. Da soll man nehmen, was einem das Leben bietet."

„Also Sie wollen ihn heiraten?"

Viktoria lehnte den Kopf tief zurück und blickte in die Luft. Ihr voller Arm lag wie ein blühender Zweig auf dem violetten Kissen.

„Ich weiß nicht. Darum frage ich Sie." Sie schaute zu ihm. „Sie sind doch jetzt der erste Mann in Falern. Wie lange hält die Stadt noch aus?"

San biß sich auf die Unterlippe: Eine schreckliche Frage. Eine ganz abscheuliche Frage. Antworte ich: sie geht morgen zugrunde, so gibt sie sich heute dem Grafen Gay. Antworte ich: drei Jahre, so schickt sie mich weg, überlegt sich alles und heiratet ihn schließlich doch.

„Nun? Was meinen Sie, San? Sie müssen doch ungefähr wissen, was zu erwarten ist." Ein listiger Zug lag um ihre Mundwinkel. Sie sah reizend aus, und San war toll vor Begierde.

Er erhob sich mit einem Stoß, als wolle er in die Decke fahren.

„Ich werde Graf Gay ins Gefängnis schmeißen."

Viktoria blickte ihn sehr erstaunt an.

„Ist das die Antwort auf meine Frage?"

„Ja."

„Das finde ich aber — verzeihen Sie — total unsinnig. Was hat Ihnen Gay getan, möchte ich wissen."

„Er raubt mir den Menschen, den ich über alles liebe, um dessentwillen ich Falern umgedreht, den Stadthäupterpalast ausgefegt, die Kranken getötet habe, um dessentwillen ich meinen Namen mit einer Fackel in das Buch dieser Stadt geschrieben habe, die noch Jahrhunderte später den Völkern sagen soll, was ein Mensch kann, wenn hinter seiner Idee seine Liebe steht."

Er starrte, über alle Begriffe aufgeregt, Viktoria an. Sie machte ein ernstes Gesicht, schüttelte langsam und verwundert den Kopf und sagte mit flüchtiger Handbewegung: „Bitte, lieber San, suchen Sie doch mal ihren ruhigen Verstand zusammen. Was hat das mit Graf Gay zu tun? Die Fackel der Jahrhunderte, Ihr Ruhm und all das interessiert mich, ehrlich gesagt, sehr wenig. Mich interessiert jedenfalls momentan viel mehr, ob Falern sich noch halten wird oder nicht, eben weil Graf Gay um meine Hand anhielt. Begriffen?"

„Falern ist in vier Wochen tot!" schrie San.

Viktoria lachte kurz auf. Ward ernst. Hielt die Hand vor Augen und sagte mit leichtem Spott: „Verzeihen Sie, daß ich lachte. Mir fiel nur gerade ein, daß Sie einst hier an dieser Stelle mit Emphase ausgerufen haben, Sie wollten Falern vom Tode retten."

„Ja, das sagte ich."

„Sie sind heute andrer Ansicht?"

„Nein. Auch damals sagte ich es, glaubte es fest, so wie ich es heute noch glaube. Aber ich verschwieg einen Satz, der dazu gehört: Ich werde Falern retten, wenn Viktoria mir gehört."

„Was habe ich mit Falern zu tun?"

„Sie? Oh, Viktoria, Sie sind das Antlitz von Falern, so wie ich sein Hirn bin. Wir gehören zusammen, und ob Sie sich wehren und schreien, ob Sie mich verachten und verlachen, ich sage Ihnen: ich habe Falern erobert, ich erobere Sie auch. Sie auch!"

Er lief zum Fenster. Viktoria sah ihm nach.

„Merkwürdiger Mensch. Haben Sie auch Falern in diesem Sturmschritt erobert? Wissen Sie, lieber San, Sie sind eine seltsame Mischung von unreifer Kindlichkeit und prophetischem Geist.“

San drehte sich um. Sein Blick suchte den ihren. Er wiederholte sich ihre Worte; aber er fand nicht gleich den Sinn.

„Ja, vor Ihnen bin ich das Kind,“ sagte er müde.

Viktoria lachte rasch auf und wurde ernst. Sie sah mit einem Ausdruck, der aus ihrem fast unbewegten Antlitz nicht zu deuten war, in das bleiche Gesicht dieses erregten Menschen, der vor ihr stand und wie verloren auf ihre schlanke Wade schaute. Sie zog den Fuß unters Kleid. San nickte resigniert und sah ihr in die Augen. Sie erwiderte ruhig den Blick.

„Ist die Stadt verloren?“ fragte sie.

„Ja,“ antwortete er. „Sie ist rettungslos verloren.“

„Was gedenken Sie zu tun?“

Er zögerte. „Es gibt zwei Wege. Tanz in den Tod, Rausch, Verzückung. Und der andre: Ausharren bis zum äußersten, Pest, Hungersnot, Qual, stehend sterben.“

„Und welchen Weg wählen Sie?“

San zitterte: „Das hängt von Viktoria ab.“

„Rausch,“ sagte sie kurz.

Er nahm ihre Hand und drückte sie, als wolle er sie zerbrechen. Setzte sich auf den Rand des Diwans und flüsterte kaum hörbar: „Sie lieben mich nicht.“

Viktoria schwieg.

„Lieben Sie mich?“ stöhnte er.

Viktoria schwieg. Dann kühl: „Das fragt man keine Frau.“

San sprang auf. „Ja!“ schrie er, „ja, ich weiß, der Makel meiner elenden Kinderstube! Weil meine Mutter am Waschtrog stand und mein Vater Kohlen schaufelte. Oh, ihr Frauen!“

Viktoria schüttelte beinahe mitleidig den Kopf. „Setzen Sie sich ruhig hierher, San, und lärmen Sie nicht. Was wissen Sie von Frauen!"

San setzte sich. Der Falter am Leuchter schnarrte. Stille. San hielt den Kopf in beide Hände gepreßt. „Was ich von Frauen weiß? Genug, seitdem ich Sie kenne. Es bedarf keines langen Lebens, um zur Weisheit über die Frau zu kommen. Ich lebe seit drei Monaten hundertfach, und diese Stunde allein ist ein Jahr wert. Ah, was rede ich! Je kürzer es ist, umso mehr erwartet man vom Leben. Glauben Sie mir, das ist so. Das weiß ich. Ich weiß heute, daß ich nicht mehr lange leben werde. Aber weil ich's weiß, darum will ich in die Tiefe leben. Darum soll der Tag bringen, was zehn Jahre sonst nicht hätten bringen können und" — er hob den Kopf — „und die Nacht, was sonst alle Nächte meines Lebens mir nicht geschenkt hätten!"

Er sah sie an. Sehr heiß und begehrend. Ihr Blick ging über ihn hinweg ins Leere.

„Aber für Sie, die einen Grafen geliebt hatte und in Rosenwasser badete, bleibe ich der dreckige Kätnersohn, und wenn ich die Welt aus den Angeln hebe. Ich sehe schon, keine Frau sucht den Geist des Mannes, alle wollen seinen Leib. Geist, Größe, Genie — darauf pfeift ihr, das erweckt nicht soviel Liebe, wie die Flamme einer Kerze. Oh, ihr seid grundschlecht alle miteinander."

Viktoria drehte ihren schönen Kopf San zu. Auf ihrem Gesicht lag ein durchsichtiges Lächeln wie ein rosiger Schleier. Sie nickte kurz. Dann wurde sie plötzlich ernst, beinahe unvermittelt, ihre Brauen zogen sich zusammen, und sie bekam einen bösen Zug.

San hob den Kopf und schickte seinen Blick wie einen Pfeil in die seidene Tapete.

„Daß Falern nicht mehr zu retten ist, weiß ich seit gestern. Sein Leben ist also kurz wie das einer Seifenblase. Aber nun

soll es auch in allen Farben leuchten. Kann ich diese Stadt nicht mehr retten, so will ich ihr doch alle Freiheit der Welt, alle Seligkeit der Wollust, alle Verzücktheit des Rausches geben. Ich habe den Feind aus der Stadt geschmissen, weil er uns versklaven wollte. Ich will, daß Falern als Herr stirbt. Aber nicht nur die paar da oben, sondern alle, die ganze Stadt. Alle die, welche ein Jahrtausend lang für die andern arbeiten mußten, werden jetzt erlöst. Sollen ihre Kelle, ihren Hammer, ihre Schaufel und ihre Tragsäcke hinlegen und feiern. Wir wollen den Tod feiern, er wird kommen, und wir wollen ihm ein Fest geben, wie noch keinem Könige ein Fest gegeben wurde. Ich habe Gewalt in mir, das Unerhörte zu tun. Ich habe in vier Wochen erreicht, was in zwölf Jahrhunderten nicht erreicht wurde. Ich werde in weiteren vier Wochen erreichen, was in zwölf Jahrtausenden nicht erreicht werden wird. Die Befreiung der Sklaven, aller Sklaven, aller Elenden, Unterdrückten, Jammervollen, Verarmten, Beleidigten. Ah, mehr als das, die Freiheit aller. Wie sagte Mendax? Wir sind alle nur Falern. Jeder ist dem andern gleich. Nun, so soll es sein. Rausch des Ineinanderfließens. Jubel des Fortwerfens, die Ekstase dessen, der ins Paradies tritt. Glauben Sie nicht, daß es möglich ist, schon auf Erden das Paradies zu schaffen? Ich glaube daran. Wenn ich ein großes Reich regieren würde mit Schatzkammern, Bergwerken, silbernen Strömen und lärmenden Hafenstädten, ich schüfe es. Ich schüfe es, denn es bedarf nur dessen, daß alle es wollen. Dann ist es da. Ich aber kann den Willen der Masse biegen wie ein Florett, kann ein Volk umkneten wie eine tönerne Kugel. Ja, hätte ich ein Reich! Aber rundherum sitzt der Feind, wir sind verpestet, verhungert, mein Falern ist eine zerplatzende Seifenblase. Nun, so schaffe ich das Ungeheure eben auf den Steinen und Plätzen dieser Stadt, in ihren Gärten, in ihren elenden Katen. Überall. Der Tod ist mein Bundesgenosse. Er wird mir helfen. Und wenn sie m i ch nicht fürchten, so werden sie vor i h m Angst haben.

Ich fühle die Kraft in meinem Hirn, die Paläste dieser Stadt zu verrücken, die goldenen Brücken zu versetzen. Aber Sie, Viktoria, Sie, die Sie das Antlitz von Falern sind, Sie müssen hinter mir stehen."

Er drehte sich um und blickte wie verzückt in ihre Züge.

„Du bist Falerns Schönheit. Draußen geht schon die Pest durch die Straßen, es kracht in allen Fugen, durch alle Gemäuer laufen Risse. Du aber bist noch ohne Makel, voll grenzenloser Schönheit und Jugend. Du bist das Falern, wie es sein soll. Was verhüllst du dich, was deckst du deine Schultern zu und deine Brüste? Warum verbirgst du deinen Leib und versteckst deinen Schoß? Falern ist morgen tot, Viktoria, sei heute mir die lebendige Stadt. Ich will dein Blut trinken, du Göttin, dich anbeten, denn dir sind wir alle verfallen." Er preßte seine Hände um ihre Hüften und beugte den Kopf in tiefer Ermattung auf ihren Schoß.

Viktorias Augen folgten ihm angespannt. In ihnen saßen goldene Fünkchen. Ihre Züge waren kalt wie Marmor.

„Einem Mörder?" sagte sie leis und hart.

San hob den Kopf: „Mörder?"

„Was geschieht mit Marsos?" fragte sie.

„Marsos?" Er begriff nicht.

Viktorias Blick bohrte sich in ihn wie ein Dolch.

„Wird er leben bleiben?"

San nickte. „Marsos? Ja. O ja — willst du es?"

„Ja, ich will es. Schwöre mir, daß er nicht stirbt."

Er lachte in Seligkeit auf.

„Nicht mehr?" stöhnte er. „Mehr nicht? Was geht mich Marsos an! Mög' er tausend Jahre leben."

Viktoria überflog ihn mit einem Blick unsäglicher Kälte. Dann lehnte sie den Kopf in die Kissen zurück. Durch ihren Körper lief ein Zittern. Sie schloß fest beide Augen.

Der Tonder betritt Falern

Als San in der Frühe den Palast Minotto verließ, sah er in der weißblauen Luft, die östlich schon die Röte des Tages durchwirkte, einen riesigen Vogel.

Er blieb einen Augenblick stehen. Der Vogel mochte etwa tausend Meter hoch sein, war gleichwohl deutlich zu erkennen. Seine Schwingen standen bewegungslos im Raum. Sein Hals trug einen kleinen Kopf. Einen kleinen Kopf, an dem ein langer krummer Schnabel wie ein Säbel saß.

Vielleicht ist dieser Vogel nur eine Erscheinung, dachte San, und es ist alles Unsinn. Aber da sah er, wie das Tier mit breiten Flügelschlägen nach Westen stieß, immer höher, immer kleiner werdend, und schließlich sich in den silbernen Lämmerwolken auflöste, die den Horizont bedeckten.

San blickte ihm nach. Da fühlte er eine Hand auf seiner Schulter. Ein alter, grauenvoll elend aussehender Mann nickte ihm zu: „Haben Sie ihn gesehen?"

„Wen?"

„Den Tonder!"

„Wer ist Tonder?"

Der Alte schüttelte den Kopf. „Ich sehe ihn heute zum zweiten Male. Schade, daß Soltan nicht dabei ist, der wüßte ihn auch zu deuten."

San ward es ungemütlich. Der ihn anredete, war krank. Seine Zähne klapperten.

„Sie werden ihm opfern müssen."

„Sie sind krank," sagte San, „gehen Sie zu Doktor Aurelius."

„Ich kenne Doktor Aurelius sehr gut, aber er ist nicht gesünder als ich. Krank sind wir alle, aber darum doch bei Bewußtsein. Ich will Ihnen etwas sagen, lieber Diktator und

Armeleutekönig, dieser Vogel ist der Teufel. Opfern Sie, ehe er zum dritten Male kommt."

San wurde nachdenklich.

„Wem soll ich opfern?"

„Dem Tonder. Er will Menschen haben, vielleicht verschont er dann Falern. Er will —" Der Alte beugte sich zu Sans Ohr und flüsterte scharf und hart: „Er will Sie haben."

San fuhr zurück.

„Was wollen Sie. Ich werde Sie festnehmen lassen."

Der Mann lachte. Er faßte San am Arm, als wäre er ein guter Kamerad von alters her.

„Mein Freundchen, Sie haben Humor. Sie rechnen noch mit Fleisch und Blut. Ja, ich weiß, Sie wollen Krone und Zepter halten. Jemine, wie dick Sie noch im Leben stehen! Aber Sie zertrampeln Falern. Opfern Sie Menschen, opfern Sie sich."

San stieß den Alten von sich und ging weiter.

„Ein Wahnsinniger. Ich werde eine Verfügung erlassen, daß alle Irren, die auf der Straße getroffen werden, vogelfrei sind. Vogelfrei. Tonder. Ah, er ist verrückt, verrückt!" rief er wütend.

Am Nachmittag brachte man San vierzehn Gefangene. Es waren Überläufer. Arme verhungerte Kerls, die es in Falern nicht mehr hatten aushalten können. Sie schrien, baten um Gnade, waren ganz zerfallen. Die Krieger, die sie gefaßt hatten, verlangten ein hartes Urteil. Volk sammelte sich erregt. Blutgierige Luft dampfte auf.

„Ich werde euch dem Tonder opfern!" rief San. Er sah in den Himmel. Der Vogel war fort. Natürlich, denn alles war ein Traum. „Ich werde euch dem Tonder opfern. Er mag euer Herz euch aus dem Leibe picken. Vielleicht verschont er dann Falern."

Das Volk, nicht begreifend, klatschte begeistert in die Hände.

„Ihr wolltet die Stadt verraten. Die Stadt dankt es euch, indem sie eure Leiber an vierzehn Zinnen der Rocca hängt."

Die Gefangenen heulten auf.

„Kein Wort mehr!“ schrie San. „Das Urteil ist gesprochen.“

Firfax mit der Garde brachte ein Hoch auf ihn aus.

Er verließ rasch den Marktplatz.

Seit der Nacht in Viktorias Haus war es ihm klar, daß er auf der Höhe seines Lebens stand. Was nun noch kommen konnte, war Abstieg. Also galt es, die Höhe zu halten, so lange als es möglich war, als es irgend möglich war. Rausch wirbelte in seinem Kopf. Er fühlte alle Macht der Welt in seinen Fäusten. Sein Atem war Feuer. Ich bin Falern. Ich will, daß mein Leben, Falerns Leben, so lange währt, bis das letzte Korn im letzten Speicher zermahlen und verteilt ist. Die Überflüssigen müssen sterben. Der Tod ist mein Freund, die Pest meine Gefährtin, der Hunger allein mein Gegner. Ich werde ihn mit dem Tode schlagen. Ich werde dem Tonder opfern. Es lebe der Tonder.

San sprach auf dem Marktplatz zum Volke. Er gäbe ihm, was noch nie ein Volk erhalten habe: die Freiheit zu allem. Jeder, der ein Weib lieben wolle, sei es Schwester, Mutter oder eine Fremde, dürfe sich ihr nahen. Wer noch in elender Hütte lebe, möge es ihm melden, er wolle ihm zuliebe die Reichen aus ihren Schlössern und Villen werfen. Wer zu klagen habe, möge es ihm sagen. Er werde jedem Gerechtigkeit geben, jedem Hilfe, jedem Liebe. Nur eines sei Bedingung: die Pestkranken müßten sterben. Wen seine Sanitätskommissionen in den Häusern als unheilbar pestkrank fänden, so daß er die Arme nicht mehr heben könne, müsse getötet werden. Dadurch werde Falerns Leben verlängert. Schneidet die kranken Glieder ab, damit die gesunden leben. Niemand schrie auf vor Grausen, als er dies dem Volke sagte. Sie brüllten seinen Namen. Sie sahen ihn an, glaubten ihm, hingen an seinen Lippen, hießen gut, was er tat, waren ihm verfallen.

Er stand vor ihnen, bleich wie ein Bildnis aus karrarischem

Marmor. Seine Bewegungen waren unerbittlich, seine Worte die Worte eines Propheten. Er sah die Masse zu seinen Füßen, fühlte seine eherne Gewalt über sie. Er konnte ihren Tod fordern, und sie würden sterben. Es durchglühte ihn ein Strom von Feuer, ein Strom grenzenlosen Machtgefühls. Aber tief im Winkel kauerte schon Verachtung, Ekel.

Drei Tage später sah er, wie sich im Park von Paskal St. Amherbe ein paar Weiber lachend nehmen ließen. Halbnackt. Auf dem feuchten Grase. Als er vorüberging, winkte ihm eine der Frauen zu. San blieb stehen. Dieses Gesicht kannte er doch? Er durchlief seine Erinnerungen und sah sich wieder im Palast Minotto: trunkene Augen, entblößte Hälse, Hauch von Brunst und Rausch. Ah — daher, richtig, daher! Eine von ihnen. Sie schrie: „Nun, San, bin ich nicht hübsch genug für dich?" Er schwieg und drehte sich ab. Spie aus. Fühlte leichte Erregung. Übelkeit zugleich. Wie die Hunde, dachte er. Aber Falern ist glücklich.

In Peraa fand er Sterbende auf der Straße.

„Warum liegt ihr nicht im Spital?"

„Das Spital ist voll."

„Was fehlt euch?"

Schweigen.

„Arme heben!"

„Einer hob seinen rechten Arm. Mit aller Gewalt brachte er auch den linken auf halbe Höhe. Er quälte sich ab, vergeblich, kraftlos fiel er herab. Nun begann er zu weinen, kroch zu San, schrie: „Ich bin ja gesund, ich bin ja gesund. Ich bin nur hungrig. Ich bin ja gesund, bin ja gesund. Nur hungrig bin ich."

San schauderte. Hob das Terzerol. Da richtete sich ein Kranker auf und schrie mit voller Kraft seiner Lunge: „Es ist der Teufel!"

San drückte ab. Der Schreier sank um.

„Ich bin euer Gott. Aber auch Gott tötet."

„Töte mich auch," winselte ein Greis, zu ihm kriechend.

San schoß zum zweiten Male.

Da kamen sie alle zu ihm, bettelnd, flehend, jammernd: „Töte uns, töte uns, wir wollen sterben, töte uns —!"

San hob zum dritten Male den Arm. Die Hand zitterte. Ihn packte Grausen und Schwindel. Schwankend rannte er davon.

In den Straßen und Plätzen wurde folgende Bekanntmachung des Kommandanten von Falern angeschlagen:

„Brüder und Schwestern!

In Falern herrscht Hungersnot. Die vorhandenen Rationen reichen für alle Falernesen noch dreizehn Tage lang. Dreizehn Tage habt ihr gut zu essen. Dann ist alles zu Ende. Erwartet von niemand und nichts Hilfe. Der Feind wird euch töten und die Stadt in Brand stecken. Er ließ mitteilen, daß jeder Falernese, den er finge, sofort erschossen würde, denn ein jeder habe die Pest.

Brüder und Schwestern! Wollt ihr länger leben, als dreizehn Tage, wollt ihr vier, fünf Wochen in Jubel, Glück und Reichtum leben, so opfert jene dem Tonder, die überflüssig sind. Der Tonder war über Falern. Ich sprach mit ihm. Er will die Stadt verschonen, wenn alle Greisinnen und Greise, wenn alle Falernesen über sechzig Jahre ihm geopfert werden.

Gibt es ein größeres Glück, als durch seinen Tod der Stadt Leben zu geben? Ich weiß, ihr herrlichen Greise und Greisinnen dieser Stadt, ihr werdet lächeln und singend in den Tod gehen.

Vor dem Dom, wo die Tribüne steht, wird der Tonder sie in seine Arme nehmen. Morgen, eine Stunde vor Sonnenaufgang, versammelt euch vor dem Stadthäupterpalast. Die Todgeweihten in weißen Kleidern. Ich grüße sie. San."

Gleichzeitig ging eine Abteilung Firfaxleute in brennend roten Wämsern durch die Stadt und brüllte unter Blechmusik diese Verfügung aus. Man hörte, zuckte zusammen und lächelte dankbar.

Als San diesen Erlaß unterzeichnet hatte, war ihm einen Augenblick zumute wie einem Manne, der aus einem brennenden Hause springt. Er sagt sich: oben verbrenne ich, unten breche ich mir das Genick. Und springt.

Doch, wie gesagt, das war nur ein Augenblick. Er reichte die Verfügung Sul hin, der am Ratstisch stand.

Sul las sie und nickte. „Sehr gut," sagte er. „Ganz Falern wird kommen und seine Väter und Mütter mitbringen."

„Hast du noch eine Mutter, Sul?"

„Ich weiß nicht," lachte der. „Keine Ahnung. Kannte das alte Weib nie und interessiert mich auch nicht."

San blickte vor sich hin: „Falern ist wie ein Mensch mit Brand am Arm. Der Arm muß ab, wenn nicht der ganze Mensch gleich sterben soll."

Sul hörte kaum hin. Er hatte sich heute eine Villa beim Zirkus requiriert, in der er mit Kolbenstiel und mehreren Dirnen lebte. Greise und Greisinnen waren nicht dabei.

„Siehst du," sagte San, indem er sich müde aus dem großen Präsidentenstuhl erhob, „das Geheimnis des Regierens ist: nicht sentimental sein. Ich bin nicht sentimental, aber ich bin noch zu Gefühlen fähig. Das behindert. Ich will dir was sagen, Sul. Wenn noch meine Mutter lebte, hätte ich diesen Erlaß nicht unterzeichnet."

„Dumm genug wärst du dazu," sagte Sul lachend.

San achtete nicht auf die Entgegnung: „Geh," seufzte er. „Ich bin nicht froh darüber. Aber ich muß. Ich muß. Es zwickt und treibt mich, jagt mich, peitscht mich, als ob mich sechzehn Pferde zögen. Ich bin nur der Kutscher des Wagens, in dem Falern sitzt, glaube mir, Sul."

„Du bist ein Philosoph, mein Alter."

San überflog den Erlaß. Seine Lippen wurden schmal und die Ader an der blassen Schläfe zuckte.

„Ich zweifle keinen Moment, daß sie singend sterben werden." Und plötzlich mit wütendem Gesicht: „Ich regiere eine Hammelherde."

Er blickte noch einmal auf das Pergament. Schüttelte den Kopf und sprach in ganz andrem Tonfall: „Sage, Sul, sind wir nicht alle schon wahnsinnig, ich meine, ein wenig? Abseits vom Wege? Sage mal ganz ehrlich, wie?"

„Kann sein," versetzte Sul unwirsch. „Was geht das mich an."

Als es über den Ostlagern graute, und der Wind erwachte, der vor Sonnenaufgang weht, füllten sich die Straßen von Falern, die zur Rocca führten. Scharen von Menschen zogen über die goldenen Brücken. Von dumpfem Trieb hingeweht, stieß es sie zum Opferplatz. Falern sollte seine Greise und Greisinnen verlieren. Ein Glied verlieren, damit der Leib gerettet werde. Die Alten, von Hunger, Qual und Gram fast erstickt, standen vor einer großen Tat, die sie beglückte und von allem Leid erlöste. Ihre Kinder gingen ihnen zur Seite. Man beweinte sie und pries sie. Man sang und betete. Man schwankte in der Trunkenheit der Fieberkranken, atmete den unbegreiflichen Odem des Morgens und den Duft des Flieders ein, der in dichten Büschen über die Zäune der Gärten hing. Dazwischen zogen die Fäden leiser Verwesung. Man spürte sie. Es war der Geruch des versickernden Blutes der Stadt. Es tropfte aus dem Gemäuer. Es quoll zwischen den Steinen hervor in purpurnen Perlen.

Der Podest der Tribüne war schwarz ausgeschlagen. Dahinter ein mächtiges Podium, das violett bekleidet und mit schwarzen Kreuzen bemalt war. Dieses Podium mochte an tausend, vielleicht zweitausend Personen fassen.

Der Domplatz war bis zum Justizpalast überströmt von Menschen. Im rötlichen Grau des Morgens glichen sie Ge-

spenstern. Ihre gedämpften Stimmen summten. Wie der Ton wilder Bienen lag's in der Luft. Auf der Tribüne saßen schwarz gekleidet San und zwölf „Priester".

Burrey trat an seinen Sessel. San erhob sich nervös.

„Sind die Leute da?"

„Hinter dem Podium stehen hundertfünfzig. Im Stadthäupterpalast liegen zweihundert hinter den Fenstern. Im Dom hundert und im Justizpalast fünfzig. Es kann nichts passieren."

„Wo ist Firfax?"

„Hat das Kloster der Grauen Brüder umstellt, daß keine Maus durch kann. Ich erfuhr noch gerade, daß die Bande eine richtige Prozession vorbereitet hat, zu Ehren der Opfer, verstehst du? Man wollte gegen den Mord an den alten Leuten protestieren und dich als Antichrist und Teufel verfluchen."

„Gut. Sehr gut. Schön. Ist schon gut. Also sie können nicht heraus?"

„Wenn sie Gewalt gebrauchen, wird sofort geschossen."

San nickte. Er nahm Platz und gab das Zeichen. Eine helle Glocke begann zu gellen. Ein Bombardenschuß. Dann dröhnte es wie Gewitter von allen Kirchen Falerns. Die goldenen Glocken des Doms donnerten, die bronzenen vom Heiligen Franz strömten ihren ehernen Gesang in den Morgen. Von der Kathedrale, vom „Erlöser" und vom „Silbernen Heiland" in der Südoststadt brandeten die Stimmen der Türme, als zöge der Morgen singend in den Tag. Nur die metallenen Lungen des Klosters waren stumm. San horchte ängstlich nach Süden, ob es Schüsse gäbe. Alles blieb ruhig. Fünf Minuten. Die Glocken schwiegen. Summten aus. Stille.

Er betrat mit raschem Schritt das Podium. Sprach wie ein Priester. Irre Worte voll Anbetung zu Gott, dessen Kreatur er sei, voll Verlorenheit an die Stadt, der sich die heiligen Greise opferten. Seine Stimme tanzte wie der Ruf eines Propheten über den Tausenden, die bebend vor ihm standen,

schwang wie der Flug einer Schwalbe über ihren Köpfen. Niemand dachte über seine Worte nach. Man hörte die Stimme und schauerte in irrer Wollust des Sichverlierens an eine Seele, der man verfallen war. Er mochte fordern, was er wollte, niemand in Falern hätte es ihm weigern können. Denn von Tod, Pest, Hunger und Feinden umdrängt, war er der einzige feste Halt, an den die Sterbenden sich klammerten.

San rief die Opfer. Ein Aufheulen ging durch die Menge. Schreie des Abschieds. Erstickte Rufe namenloser Qual. Aber die Todgeweihten zogen lächelnd und geschäftig, wie sie durchs Leben gegangen waren, in den Tod.

Wir haben keine Zeit. Lebt wohl, ihr Kinderchen, lebt wohl, ihr Jungen, leb wohl, Falern, du Heimat, dich rettete stets das Opfer deines Volks, wenn du in Not warst. Oh, es gibt nichts Herrlicheres als das Opfer dort, wo wir lieben. Unser Tod ist dein Glück. Lebt wohl.

Sie strömten wie weißgraue Tauben durch die schwarze Menge auf den Podest und die Treppe hinauf zum Podium. Einer stimmte mit bebender und gebrechlicher Stimme ein Lied an. Ein Lied Falern zum Preise. Es war das Lied der Frauen, die in den Sturm gingen. „Wir ziehen in den Tod zu deinen Ehren." Und die Greisinnen und Greise setzten ein und sangen. Diese ausgemergelten, verhungerten, kranken, fiebernden Geschöpfe sangen. Ein Chor von grauenvoller Gewalt. Falsch, hart und klirrend und mit einem Schrei, als zerbräche irgendwo im Weltenraum ein heiliger Kristall.

Das Volk stöhnte. Kein Ruf. Der Schmerz, welcher grenzenloser ist als alle Posaunen der Ewigkeit, der stumme, fressende und unabwendbare, umschlang die Stadt Falern wie eine glühende Kette.

Oben standen sie. Als sie das Lied beendet hatten, warteten sie auf den Tod. San zitterte am ganzen Leibe. Er stieg torkelnd auf das Podium und wollte sprechen. Aber es verschlug ihm die Rede. Er hob den Arm. Da kamen sie von rechts

und links, Männer in schwarzen Talaren, die Becher trugen, welche bis zum Rande gefüllt waren. Sie bestiegen zu je vieren das Podium und gingen auf die Greise zu.

Das Volk stöhnte. Es war ganz still. Der Wind blies von Hahnenschrei her über San Greve und fing sich in dem Geäder des Doms. Ein langer, heulender Ton. Der Himmel leuchtete in hellgrünem Frühlicht.

Die Alten standen steif. Plötzlich schrie eine dünne Stimme: „Es ist das Blut des Herrn. So trinket alle!"

Da drängten sie, gepeitscht von irrer Wollust, zu den Bechern, die man ihnen reichte. Sie glaubten, es sei das Abendmahl.

Auf dem flachen Dach des Stadthäupterpalastes sang jetzt ein Chor von Kinderstimmen. Das Lied strömte aus der silbernen Höhe wie Blütenregen, wie Fall geweihter Tauben.

Die Greise und Greisinnen tranken. Es schmeckte süß. Leise Bitternis auf der Zunge lassend. Sie spürten Müdigkeit. Sahen, wie aus dem Liede der Kinder Sterne niedertanzten. Falern hob und senkte sich. Der Dom löste sich auf und wurde gläsern. Das Auge Gottes aber stand hinter ihm und sah ihnen zu. Seine Hand fuhr rot wie eine Feuergarbe über den Himmel, umfaßte sie sanft und voller Liebe gleich der Hand einer Mutter.

Sie tranken und starben. Die Stimmen der Kinder verhallten. Der Morgen rötete die Zinnen der Rocca. Das Kreuz auf der Kuppel des Doms blinkte auf.

Um diese Zeit traf man häufig in den Straßen von Falern kranke Weiber, die sich für ein Stück Brot oder etwas Fleisch anboten. Sie waren fast völlig nackt, liefen mit, bettelten und priesen ihre Künste.

Wen es traf, der bekümmerte sich wenig darum, denn der Ekel war gering geworden in Falern und groß die Müdigkeit.

„Hab' selber nichts," sagte man und ging weiter.

Schlimmer war freilich, was Viktoria begegnete, als sie den Park verließ und durch das Goldene Tor der Rocca in die Zentralstadt ging. Denn wie sie die Löwenstraße kreuzte, sprangen drei Pestkranke aus der Gosse auf sie zu und flehten um etwas Essen. Sie wollten nur etwas essen, ein wenig, einmal etwas essen — dann würden sie sich sofort töten.

Viktoria prallte zurück. Sie hatte nichts bei sich, aber die Kranken hingen sich weinend an ihre Fersen. Sie lief wie gehetzt zurück, rief Frygga zu, sie möge, was sie an Brot und Ziegenkäse habe, herauswerfen und riß es ihr aus der Hand, als die Dienerin zögerte.

Mit dem Schrei verhungerter Tiere warfen sich die Bettler darauf. Sie schlangen das Essen herab und liefen davon.

Sie werden leben bleiben und weiter betteln, dachte Viktoria.

Am Nachmittag erzählte Scholl sehr erregt, er habe drei Erhängte im Park gefunden.

Da hielt es Viktoria nicht mehr. Sie ging in den Stadthäupterpalast, um San zu sprechen.

San befände sich gerade im Gefängnis, sagte man ihr.

Also ins Gefängnis. Die Tür stand offen. Es wurden Tote hinausgetragen. Schlecht verhüllte Leichen, die schon halb verwest waren. Sie wandte sich ab. Die Karre mit den Toten rollte davon. Viktoria trat ins Gebäude.

„Wo ist San, ich muß ihn sprechen?" fragte sie den Schließer.

Der zuckte die Achseln. „Weiß nicht. War vor einer Stunde da." Sie hob den Schleier. Da erkannte er sie und zog die Mütze. „Ich weiß nicht, wo der Herr ist," stotterte er.

Gerade als sich Viktoria wieder zum Gehen wenden wollte, fiel ihr etwas ein.

„Hast du noch viele Gefangene da?" fragte sie.

„Eh — nicht viele. Zehn, zwölf, das ist alles."

„Führe mich zu ihnen."

Der Schließer erschrak. Was sollte das heißen. Kontrolle?

„Ich will sie sehen. Du sollst mich in ihre Zelle führen."

Er zögerte. Dann entschied er: „Ich darf nicht. Nein, das darf ich nicht." Viktoria sah ihn an.

„Weißt du, wer ich bin? Du wirst sofort die Türen öffnen. Wo sind die Schlüssel?"

Der Wächter zitterte: „Sie sind im Auftrag des Herrn da?"

„Nein. Es geht dich nichts an, in wessen Auftrag ich da bin. Du hast mir zu gehorchen, oder ich melde San, wie du deinen Dienst versiehst."

Der Schließer lief fort und brachte einen Schlüsselbund. „Ich hab' zu tun," sagte er, sichtlich verstimmt.

Am eisernen Ring hingen elf Schlüssel mit Nummern. Viktoria ging in die Gänge und betrat die Zellen. Da sah sie mit Grauen, daß Hunger und Pest noch stärker waren als das Verbrechen. Denn die entmenschten Gesichter der Ärmsten trugen die Qual ihres Leids tief in die verfallenen Züge gedrückt. Gerippe, die sich aufrichteten und sie anstarrten, als brächte sie in ihren Händen die Erlösung. Fieberkranke, deren wirre Träume ihre Erscheinung unterbrach. Sie schrien tolle Worte und fielen auf ihre verseuchten Lager zurück. Unsägliche Qual umkrallte ihre Kehle. Doch sie ließ nicht ab von ihrem Gang. Ihr war, als trüge sie damit etwas vom Leide dieser Stadt ab, daß sie es mitleidend auf ihre Schultern nahm. Denn was tat sie bisher für Falern? Geld? Was ist Geld? Jetzt galt es, sich selbst zu beweisen, daß ihr Gesicht nicht nur das kalte Spiegelbild dieser Stadt mit den goldenen Brücken war.

Ihr Weg war beendet. Doch im Gewirr der Gänge hatte sie sich verirrt. Sie blieb stehen und sah sich um, wo wohl die Treppe hinabführe. In diesem Augenblick bemerkte sie einen Schlüssel, der im Schloß einer Zellentür stak. Ein kleines rostiges Blechschild hing dran. Ein Schlüssel, der in der Tür steckte? Wußte der Schließer nichts von dieser Zelle? Plötzlich packte sie Angst. Sie wollte fort. Doch unter dem Druck einer unbekannten Gewalt ergriff sie den Schlüssel und drehte um.

Die Tür ging auf. Sie stand in einer Zelle, aus der ihr unerträglicher Verwesungsgeruch entgegenschlug. Sie erkannte auf dürftigem Bett einen toten Menschen. Schrie auf und fing zu zittern an. Es war Marsos.

Viktoria stand an die Tür gelehnt und bewegte sich nicht. Ihr Blick starrte auf die Leiche. Nie hatte sie so etwas Furchtbares gesehen. Das Gesicht war völlig eingefallen, abgemagert bis zur Unkenntlichkeit und wie zerfressen von Verwesung. Die Augen waren geschlossen. Tief in den Höhlen. Sie ging, von Grauen geschüttelt, auf den Toten zu.

„Vater," sagte sie sehr leise, „lebst du noch?" Nein. Er lebte längst nicht mehr. Welch unsinnige Frage. Sie starrte auf seine Züge, die sie kannte und die ihr doch, nach dem Gesetz der Stadt, das die natürlichen Kinder verbannte, fremd sein mußten vor der Welt. Sie betastete die knochigen Hände. Es waren die Hände eines Skeletts. Sie sah seinen Körper — und plötzlich, wie der Schlag einer Axt, kam ihr ein gräßlicher Gedanke. Sie stürzte zum Geschirr. Leer. Der Krug leer. Der Eßnapf leer. Ihr Blick flog ratlos um die elende Zelle. Da sah sie, wie die eisernen Traillen an einer Seite fast völlig aus dem Stein gelöst waren.

Ein Taumel faßte sie, und von Entsetzen ohnmächtig schlug ihr Kopf an die Wand des Kerkers. Sie wußte es: er war verhungert.

Burrey kam zu San und sagte, er sei einer Verschwörung auf der Spur. Sein Gesicht war besorgt. San blickte auf. Burreys kupferrote Nase blähte sich stolz. Seine hellblauen Augen blinkten eifrig und dienstbeflissen.

San kam das Lachen an. „Eigentlich kein Grund zum Lachen," meinte er, indessen er mußte lachen.

Burrey war erstaunt, beinahe beleidigt.

„Weißt du, wer es ist? Diese Hunde!"

„Na?"

„Es ist nicht zu glauben. Aber ich habe Beweise. Soltan! Jawohl, Soltan steht an der Spitze, dann Mors. Ha, ha, ha, die Opposition geht mit den Altfalernesen, wenn's nur gegen San ist ... Und dann Singulf, San Ponte, Graf Cañ, der Fechter, weißt du? Die schmeißen ihr Geld unter die Leute und sagen, du seiest Massenmörder und wolltest Falern langsam erwürgen."

San zuckte die Achseln: „Damit richten sie nichts aus."

Burrey wackelte mit dem dicken Kopf hin und her.

„Das sagst du so, aber sie haben eine Waffe, eine verflucht scharfe Waffe. Sie wollen dem Volk den Frieden geben und sagen, man müsse den Feind um Gnade bitten. Jawohl." Er nickte nachdrücklich.

San schoß von seinem Stuhl hoch. Er lief ans Fenster. Die Hände auf dem Rücken, stand er wohl zehn Minuten bewegungslos da. Drehte sich um. Seine Stirn war schweißbedeckt: „Wer ist denn schon in die Falle gegangen?"

„Das ist nicht leicht zu sagen. Die Kerls machen es nicht ungeschickt. Haben Geld, haben eine große Klappe, haben Geschenke bei der Hand, sagen, die Katakomben mit den versteckten Lebensmitteln — weißt du? — du habest sie gefunden, aber du frißt sie allein auf, na, und so weiter. Es geht schon, sage ich dir."

San schwieg wieder. Dann stieß er heraus: „Ich begreife nicht, daß diese Männer noch die Lebenskraft dazu haben. Ganz Falern liegt in den letzten Zügen, alle sind im Fieber, hochgradiges Fieber, alle sind sie besessen — und da stehen ein paar Leute auf und machen Revolution. Wie stark dies Volk ist, Burrey! Zäh wie Leder. Ich merke es an mir selbst. Ich esse kaum mehr als die Beller am Kanal, aber ich lebe noch, fasse Entschlüsse, arbeite —"

Er sann vor sich hin, dann verscheuchte er die Gedanken wie Fliegen und rief wütend: „Also kapitulieren! Das ist mein Gedanke, den sie mir gestohlen haben. Übrigens kein Wunder.

Er liegt auf der Straße." Er stützte die Fäuste in die Hüften und starrte auf den Ratstisch. „Gut, Burrey, es ist gut. Sie sollen sie haben."

„Was sollen sie haben?"

San sah auf.

„Die Kapitulation auf Gnade und Ungnade. Wir müssen der Bande zuvorkommen."

„Wie?" rief Burrey beinahe entsetzt, „du willst kapitulieren?"

San lächelte.

„Aber, mein lieber Junge, bist du auch wahnsinnig? Es ist doch das einzig Rationelle. Ja, wozu hungern und fiebern wir denn hier, wie? Wozu? Glaubst du vielleicht an Entsatz, an Sieg, an Abzug des Feindes?"

Burrey schüttelte den Kopf: „Fällt mir nicht ein. Aber wenn wir kapitulieren, dann ist's Schluß mit der Herrlichkeit."

San sah ihm ins schmerzlich verzogene Gesicht und brach in brüllendes Lachen aus: „Burrey, du bist der größte Witzbold von Falern. Es ist ‚Schluß mit der Herrlichkeit'! Oh, mein Junge, jetzt weiß ich doch einen, den mein Regiment froh macht." Er wurde ernst. „Also hole mir Firfax und Sul. Die Delegation muß heute noch zusammengestellt werden."

Burrey wandte sich brummend zum Gehen.

„Halt!" rief ihm San nach. „Die Hauptsache: die Herren Revolutionäre sofort in Haft. Ohne Aufsehen, ohne Skandal, in aller Gemütlichkeit, verstanden? Sò," er gab ihm einen derben Stoß, „nun kannst du gehen."

Als er allein war, bekam sein Gesicht einen welken Zug. Er schaute aus dem Fenster und sah, wie der Regen auf die Dächer von Falern schlug. Nur fern im Westen war ein blauer Streifen.

Gegen Abend klärte sich das Wetter auf, die Sonne ging blutrot hinterm Heiligen Strom unter und entzündete die Fenster des Minottopalastes. San schlenderte über die Gol-

dene Brücke der Mittelstadt, um das Südspital aufzusuchen, da bemerkte er am Ufer eine riesige Menschenmasse, die angestrengt und mit gräßlich verzerrten Gesichtern in die Luft starrte.

Er hob den Kopf. Der Himmel war mit orangefarbenen Wölkchen bedeckt. Lerchen in der Luft. Östlich glitzerte ein Stern. Was hatten die Leute?

Er trat auf einen zu und fragte, was er sähe. Der schwieg und starrte in die Luft.

„Was ist denn da oben?“ rief San.

Keine Antwort.

Er schüttelte ihn. „Schläfst du? Was ist dir? Was glotzt du da in den Himmel?“ Der Mann schien zu erwachen. Er taumelte leicht und faßte sich an den Kopf.

„Die Vögel,“ sagte er leise.

San blickte abermals hinauf. Er sah nichts. „Vögel? Wo sind Vögel?“

Die Leute aber starrten weiter in die Höhe, stöhnten und bewegten die Arme, als seien es Flügel und stießen die Luft aus, gleich als ob sie schwämmen. Bin ich toll, dachte San, oder sind sie es?

Der Mann neben ihm lallte: „Siehst du? Millionen Vögel, der ganze Himmel voll Vögel. Große Schnäbel. Alles Raubvögel. Jetzt geht es wieder — jetzt werde ich leicht. Komm, kommst du? Flügel uih, es geht schon, aber die Beine sind so schwer. Hack ab.“ Er funkelte San wütend an: „Hack ab!“ brüllte er. „Hörst du nicht? Ich will hinauf. Hin—auf!“

San blickte umher. Überall dasselbe Bild. Den Kopf in die Luft gerichtet, delirierten Hunderte, viele Hunderte. Sie sahen Vögel im Raum und wähnten, selber vor befreiendem Flug zu stehen.

San überlief es kalt. Er dachte an den Tonder. War das der Anfang? Wer gab ihm ein Recht zu sagen, daß diese fieberten, und er damals Wahrheit gesehen? Wer konnte wissen,

ob nicht der Himmel wirklich voll grauenvoller Vögel war, krummschnäbeliger mit kalten, bösen Augen? Heute war sein Blick tot, damals geöffnet. Es ist entweder alles wahr, oder alles ist Lüge. San hörte das „uih — huui" des alten Mannes neben sich und sah in die verzückten Augen todmagerer Weiber. Sie fliegen, jetzt fliegen sie, dachte er. Wie sie glücklich sind! Oh, Falern, das ist dein Gesicht. Unter deiner Haut rast das Feuer des Todes; aber noch zuckt in deinem Auge Lebenslust, und Visionen werfen dir vor die Füße, was ein Jahrtausend wütender Arbeit dir nicht geben konnte.

Er sah wieder in die Höhe. Nichts. Aber um ihn wälzte sich die Masse in Ekstase. „Wenn es Nacht wird, werden sie vielleicht erwachen," sagte er und ging.

Es war schon finster, als San das Südspital verließ. Mondnacht. Doktor Fouldbury hatte ihm böse Dinge gesagt. Zunahme der Pest. Trotz aller „Lokalisierungen", wie man das Abtöten der unheilbar Kranken nannte. Täglich würden Fiebernde eingeliefert, und in den meisten Fällen war es die Pest. Auch unter der Kriegerschaft begann die Seuche um sich zu greifen. Le Ré war gestern verschieden. Innerhalb vier Tagen krank und tot. Blà hatte sich erschossen. Es seien eben noch zu viel versteckte Sieche im Volk, sagte Doktor Fouldbury, viel zu viel. Es sei auch unmöglich, sie zu kontrollieren. Die Leute liefen in die Volksversammlungen, hurten mit den Weibern auf der Straße und steckten an nach Strich und Faden. Da sei eben nichts zu ändern.

„Ich werde es ändern," sagte San, als er heimging. „Ich werde es ändern, und wenn ich Falern dezimieren sollte. Die Pest kann ich bezwingen durch den Tod, den ich schicke. Denn wenn es so weiter geht, habe ich sie selbst eines Tages auf dem Hals, und was dann? Überlegen wir, was zu tun ist. Ich habe Macht zu allem. Es gibt nichts in Falern, das ich nicht erreichen könnte. Ich werde auch das erreichen, daß die Pest ver-

schwindet. Genau wie die alten Weiber, denen heute niemand mehr eine Träne nachweint."

Die Mondnacht legte weiße Teppiche auf die Straße, über deren holpriges Pflaster Sans Tritt hallte. Scharf waren die Umrisse der niedrigen Hütten. Schwarz die Schatten.

„Ich werde auch die Pest bezwingen," sagte San noch einmal laut, „wir wollen sehen, wer stärker ist, sie oder ich."

Plötzlich drehte er sich unter jähem Schreck um. Was war das? Er fühlte ein Grauen über den Rücken laufen.

Ja, was war denn?

Nichts.

Die Straße mondhell und still. Dabei hatte er ganz dicht hinter sich die Gestalt eines Mannes gesehen, der wohl um einen halben Kopf größer war, als er selber. Mit absoluter Deutlichkeit. Er hatte auch zwei, drei Sekunden lang seinen Schritt gehört und dann war ihm sogar, als ob der Fremde ihn leise an der Hand berührt habe. San blieb stehen. Nichts zu sehen. Mein Gott, wie hell der Mond schien! Einfach unglaublich. Ja, es war Einbildung. Er ging weiter. Unruhig. Pfiff. Schwieg. Sagte laut: „Ich werde das Aas schon bezwingen." Er dachte an die Pest. Das heißt, er tat so, als ob er daran dachte. In Wirklichkeit dachte er nur an seine Unruhe. Wie er in die Hirtenstraße einbog, vernahm er wieder einen Schritt hinter sich. Er blieb stehen und ballte die Faust. Sah aber niemand.

„Wer ist da?" rief er laut.

Seine Stimme klang in der Stille, als bliese er in eine Tonne. Schweigen. San ging weiter.

Nach etwa zwanzig Metern hörte er wieder den Schritt. Das war, als er sich bereits vor seinem Hause befand. San drehte sich um und blickte die mondhelle Straße hinauf. Da sah er deutlich, kaum einen Steinwurf von sich entfernt, einen Mann stehen, der ihm winkte.

San packte Angst und dann Wut.

„Was wollen Sie?" rief er. Ja, er schrie es geradezu hinüber.

Der Mann grüßte.

„Sie haben mich bemerkt? Das ehrt mich." Er kam mit ein paar raschen Sätzen näher und stand plötzlich vor San: „Ich wollte eigentlich nichts als Ihre Bekanntschaft machen."

San sah hinauf, denn der Fremde war größer als er. „Was ist das für ein Unsinn!" seine Stimme zitterte. „Kommen Sie morgen in den Stadthäupterpalast, wenn Sie etwas wollen. Ich will schlafen."

Der Mann beugte den Kopf seitwärts zu San hin, sah ihn starr an und lächelte. Er sah blaß und mager aus, war aber gut rasiert und trug eine große blaue Brille, die seinen Blick verbarg, was San irritierte. Er sagte leise: „Sie werden zu andrer Stunde schlafen und nicht bereuen, mich kennen gelernt zu haben."

„Wer sind Sie?" stieß San heraus. Er fühlte, wie ihm der Schweiß ausbrach.

„Ich bin der Tonder," sagte der Fremde verbindlich. Und ließ San den Vortritt in sein Haus. San schwindelte leicht. Er faßte sich an den Kopf. Fühlte eine kühle, trockene Hand an der seinen und schlug die Augen auf. Sein Besucher hatte bereits ein Licht entzündet und schritt voran, als ob er hier zu Hause sei.

Ein kahles Zimmer öffnete sich. Nackte Wände, über die der Schatten der beiden Männer taumelte. Ein Kiefernholztisch mit Papieren bedeckt. Drei Stühle. Feldbett. Das schmale Fenster stand offen. Der Mond schien herein. Er sah beim roten Licht der Kerze sehr blaß aus, beinahe durchsichtig, seine Leuchtkraft war geringer geworden, und vor dem Fenster lag sein Schein wie ein weißes Tuch.

„Bitte," sagte San, „was wollen Sie?" Er setzte sich aufs Feldbett und fühlte eine große Schwäche. Trotzdem arbeitete sein Hirn heftig und mit großer Präzision. Er hatte die Emp-

findung, als könne er ohne Schwierigkeit vielerlei zu gleicher Zeit denken.

Der Tonder nahm die Brille ab. San starrte ihn, von Grausen gepackt, an. Denn dieser Mann hatte zwei hellgraue, kalte Augen ohne Iris. Zwei Augen, die ihn bewegungslos fixierten. Zwei Fenster zum eisigen Raum der Ewigkeit. Er lächelte. Entsetzlich. San drehte den Kopf zur Wand und stöhnte auf. Das war ja heller Wahnsinn.

„Deliriere ich?" sagte er.

„Nein, Sie delirieren nicht," versetzte der Fremde mit einer warmen und freundlichen Stimme. „Wenn alles, was die Menschen sehen, nicht ganz zu dem dürftigen Bild ihrer Erfahrung paßt, so denken sie gleich an Delirium. Lieber Freund, lassen Sie sich das zunächst einmal sagen, es gibt viel mehr in der Welt, als Sie wissen. Viel mehr, und ich habe sogar die Erfahrung gemacht, daß das, was die Menschen Wunder nennen, häufiger ist, als das sogenannte ‚Natürliche'. Denn, um damit diese Ausführungen zu beenden, das sogenannte ‚Natürliche' gibt es gar nicht. Entweder nämlich ist alles natürlich oder nichts. Ich bin jetzt zum drittenmal in Falern und sehe, daß sich hier alles folgerichtig und natürlich entwickelt. Daß Sie über meine Augen erschrecken, ist lediglich eine Folge Ihrer geringen Erfahrung." Er erhob sich. „Ist es Ihnen recht, wenn ich das Licht ausblase? Dieses lächerliche Ding stört mich ein wenig. Wozu ein Licht? Wollen wir uns vielleicht gegenseitig betrachten? Nun also."

Er löschte die Kerze, ohne Sans Antwort abzuwarten, und nahm bescheiden auf seinem Holzstuhl Platz. Der Mondschein quoll jetzt wieder silbern und voll ins Zimmer. San sah das Gesicht des Tonders scharf, aber weißlich wie eine Totenmaske.

„Wollen Sie mir nicht sagen, warum Sie gekommen sind?"

Der Tonder nickte und richtete die schrecklichen Augen auf ihn: „Das will ich," antwortete er.

Er hielt ein und betrachtete seine Nägel. „Sehen Sie," begann er nach einer kurzen Pause, „ich will nicht verbergen, daß man mich in gewissen Kreisen für den Teufel hält. Rundheraus Teufel. Das ist Unsinn. Ich bin nicht der Teufel. Ich bin es schon darum nicht, weil es den Teufel gar nicht gibt. Der ‚Teufel' ist nicht mehr als eine phantasievolle Konstruktion in den Kinderbüchern der Menschheit. Und zwar ein Widerspruch in sich selbst. Denn entweder ist der Teufel, den man als das böse Prinzip bezeichnet, eine Begebenheit im Irdisch-Begrenzten — nun, dann ist er kein Teufel mehr. Oder er ist unirdisch und unbegrenzt — dann ist er aber nicht mehr böse. Denn im Raum, im Kosmischen gibt es andre Ordnungen als die beengten moralischen dieser winzigen Menschheit." Er schwieg und lächelte.

„Warum erzählen Sie mir das?" fragte San böse. „Sie sind ein verrückt gewordener Professor der Falerneser Hochschule."

Der Tonder lachte auf. „Sehr hübsch. Der Anwurf ist nicht unberechtigt. Ich kam ins Schwatzen und verlängerte meine Visitenkarte unnötig. Aber Sie glauben nicht, wie angenehm es mir ist, in Ruhe über alle diese Dinge zu sprechen, mit Ihnen zu sprechen, San. Einen Menschen wie Sie findet man nicht alle Tage. Sehen Sie, als Sie mich vor einer Woche über Falern sahen, da sagte ein alter Mann zu Ihnen, ich sei der Teufel. Dies glaubten Sie, sofern Sie überhaupt an mich glaubten. Indessen liegt die Sache so: Wenn nämlich jemand von uns beiden der Teufel sein könnte, so sind Sie es."

San fuhr hoch: „Ich?"

„Jawohl, Sie. Denn Sie sind hineingestellt in den engen Bezirk menschlicher Verhältnisse und tun Dinge, die weit darüber hinausgreifen, Dinge, die sich darum der moralischen Wertung nicht entziehen, weil Sie selber diese Wertung anwenden. Verstehen Sie mich? Hier ist vielleicht eine Lücke in dem Widerspruch, von dem ich vorhin sprach. Wenn es nämlich den Teufel gibt, dann müssen Sie es sein."

San umkrallte den Rand des Feldbetts: „Ich bin ein armer Südstädtler, habe Hunger und — und — das ist alles. Alles andre ist Lüge."

„Ihr Einwand ist wenig stichhaltig. Warum sollten Sie nicht als armer Südstädtler, meinethalb auch als hungriger Südstädtler geboren sein und trotzdem der Teufel sein? Das Körperliche ist immer begrenzt, auch bei uns. Das Teuflische beginnt erst im Unbegrenzten, also im Gedanken. Bemerken Sie übrigens, daß ich meine eigene Beweisführung von vorhin scheinbar umstoße? Natürlich. Ich reiße die Lücke immer weiter auf und sage: das Gedankliche ist unbegrenzt. Wenn es also jemand gelänge, hierin das Ungeheure zu erfassen und im Begrenzten zur Tat werden zu lassen, wissend, daß dieses alles ‚böse', das heißt widersinnig, sei, so könnte man ihn als Teufel ansprechen." Er starrte San ins Gesicht.

„Das bin ich nicht," stöhnte San.

„Nein," lächelte der Tonder. „Das sind Sie nicht. Auch war dies nur eine Spielerei von mir, ein leeres Gedankenwirbeln, professorale Dialektik, wenn Sie so wollen. Denn auch dieser Mann wäre höchstens ein Als-ob-Teufel. Verstehen Sie mich? Eine Konstruktion. Seine Sterblichkeit würde ihn nämlich hindern, die Folgen seiner Taten zu überschauen. Seine Menschlichkeit ihn hindern, zu jeder Stunde in gleicher Ruhe Entschlüsse zu fassen. Endlich — auch sein Gedanke wäre begrenzt durch die lächerlich kleine menschliche Erfahrung. Nein, es gibt nur menschliche Teufelchen, mein Lieber, und keinen Teufel."

San fühlte sich plötzlich irgendwie beleidigt: „Sind Sie gekommen, um mir das zu sagen?"

„Ja," antwortete der Tonder. „Das bin ich. Das ist nämlich sehr wichtig. Ich will Ihnen die Augen über sich selbst öffnen. Ich will Ihnen sagen, wer Sie sind."

Er sah in die eisigen Augen des Tonders und fühlte eine Begierde, sie ihm auszustechen, solch ein Haß überkam ihn im

Augenblick. Wer durfte in Falern sein, der ihm nicht verfallen war?

Der Tonder lachte: „Sie ärgern sich darüber, daß ich Ihnen überlegen bin, wie? Daß es jemand in Falern gibt, der nicht Ihrer Suggestion unterliegt, während Sie der meinen unterliegen. Seien Sie nicht kleinlich, es weiß ja niemand davon. Und morgen bin ich auf dem Sirius, wo man Sie nicht kennt. Ärgern Sie sich vielleicht auch, daß der Mond scheint, während Sie selber nicht scheinen können? Nun also, aber jetzt hören Sie gut zu, denn ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges zu sagen."

„Geschwätz," brummte San. „Was wirst du mir schon Wichtiges zu sagen haben. Bis jetzt war alles Unsinn." Er preßte den Kopf zwischen seine Fäuste und schwieg.

„Sie haben," begann der Tonder, „ganz im geheimen dem Feinde einen Kapitulationsantrag gemacht. Sie rechtfertigen diesen Schritt moralisch dadurch, daß er die letzte Rettung Falerns bedeute. Es sei ihre Pflicht, sagen Sie, jeder würde unter diesen Verhältnissen diesen Schritt unternehmen. Ist es nicht so? Habe ich recht? Mein Freund, Sie sind im Begriff, eine große Dummheit zu begehen. Was ist Ihre Pflicht? Und einen Schritt tun, den jeder in Ihrer Lage tun würde, ist das nicht schon sehr bedenklich? Sie behängen da Ihre Tat mit fremden abgelegten Kleidern. Das taten Sie bis jetzt nicht. Sie waren bis jetzt San, nun werden Sie Kommandant einer verzweifelten Stadt. Ich warne Sie vor diesem Weg, er führt zu nichts, denn Falerns Untergang ist rettungslos beschlossen. Wenn Falern heute kapituliert, so stirbt es trotzdem, denn der Feind da drüben will sich nicht daran verpesten. Darum läßt er sich auch auf keinen Sturm mehr ein und wartet, bis das Tier von selbst verendet. Kommt das Tier aber zu ihm, so wird er es töten und zwar sofort. Das ist alles. Das ist die Rettung, von der Sie sprechen. Da sie alle sterben müssen, da alles sich auflösen, alles zerbröckeln, verfallen und zer-

bersten wird, so ist es nur konsequent, wenn Sie den gewählten Weg zu Ende gehen. Wie? Unrecht. Ah — Sie haben Gewissen! Sieh einer an. Ich höre das nicht gern ..."

Der Tonder starrte auf San und brach dann in Lachen aus. Er lachte stoßweise und leise, aber sehr herzlich.

„Ist es möglich!" rief er, „ist es möglich, daß Sie mich belügen wollten? Daß Sie mir sagten, mit der Kapitulation wollten Sie die Rettung Falerns, während Sie damit etwas ganz andres wollten? Sie kapitulieren ja bloß, weil diese Herren, die sich gegen Sie verschworen hatten, dem Volke diesen Floh ins Ohr gesetzt haben. Sie kapitulieren nicht aus Pflichtgefühl, noch aus Rechtsempfinden, noch aus Mitleid mit Falern, sondern aus der eigensüchtigsten Politik von der Welt. Nun, sehen Sie, damit ist diese Angelegenheit eigentlich erledigt. Denn selbst wenn Sie Falern jetzt den Frieden schenken, haben Sie nicht Ihre ‚Pflicht' erfüllt, haben Sie nicht ‚rechtlich', nicht anständig, nicht mitleidig gehandelt, sondern haben lediglich als Beauftragter der Herren Soltan, Mors, San Ponte und so weiter dem Feinde den Antrag übermittelt. Der Friede ist nicht Ihr Friede, sondern Soltans. Nur die Pest und der Hunger, das ist Ihre Pest und Ihr Hunger. Verstehen Sie mich? Ihr Menschen denkt immer noch, es kommt auf die Tat an. Es kommt überhaupt nie auf die Tat, sondern immer nur auf das Motiv zur Tat an. San — ich bemerke mit Erstaunen, daß Sie sich, je weiter die Zeit vorrückt, umso ängstlicher dem Gewissen der Gesellschaft in die Arme werfen. Ich möchte Sie nicht kränken, aber ich finde es übel. Sie werden eines Tages noch zu beten anfangen und der Heiligen Jungfrau eine Kerze opfern. Glauben Sie denn, daß wenn Sie heute für Falern Ihr Blut verspritzen, Sie damit eine heroische Tat begehen? Und daß Sie etwas Unrechtes tun, wenn Sie an der Spitze bleiben? Falern stirbt sowieso, das wissen Sie, und jeder weiß es. Jetzt gilt es für Sie, nicht schwach zu werden. Unrecht? Das Unrecht ist oft in höherem

Sinn das Zweckmäßige, mehr noch, das Sittliche und Starke. Ihr denkt immer nur rund um die Grenzen eures engen menschlichen Bezirks, kommt nie darüber hinaus und erschreckt vor dem Ungewohnten. Es kommt nur auf die Kraft an, es zu vollbringen."

San war es, als säße sein Hirn vor ihm, säße im Hirn des fremden Mannes und tickte. Er dachte kaum, hörte aber alles und lief jedem Worte nach. Vieles, was er vernahm, erschreckte ihn, aber es war ihm nichts eigentlich neu, ob es ihn gleich verwunderte. Plötzlich fielen ihm die Kranken ein, die er in der Südstadt erschoß. Auch an Fuxi dachte er flüchtig.

„Aber die Kranken? Ist das nicht teuflisch?"

Der Tonder winkte lächelnd ab: „Daß Sie Leute töten lassen, die morgen sowieso sterben müssen? Sind Sie toll, San, daß Sie hier zu moralisieren beginnen? Diese Armen würden in Qualen verenden, und Sie geben ihnen einen leichten Tod! Damit retten Sie wieder andre, die mehr zu essen erhalten und von ihnen nicht angesteckt werden. Das schreckt Sie? Hüten Sie sich, San. Ihr Gewissen wird schwach. Das ist eine Gefahr, die oft eintritt, wenn eine große Tat ihrer Beendigung entgegengeht. Und nichts ist gefährlicher, denn dann kann das vordem Nicht-Teuflische wirklich teuflisch werden. Muß ich Ihnen sagen, daß es nichts gibt, das schlechthin teuflisch wäre, schlechthin gemein? Eine Tat, die unsinnig und böse ist, kann unter veränderter Lage, unter andrem Gewissen sinnvoll und gut sein, was Ihnen schon beweist, wieviel es mit all diesen moralischen Wertungen auf sich hat. Wenn die Menschen doch lernen wollten, alle Handlungen nur aus den Motiven, aus der Konstellation ihres Hirns und Herzens zu betrachten. Sie fragen sich, wer Ihnen das Recht gibt, andre zu töten. Ihr ruhiges Gewissen, mein Lieber. Ihre Ehrlichkeit, Ihre Überzeugung. Sie müssen an Ihre Tat glauben, und alles ist in Ordnung."

San fror plötzlich. Der Mond lag wie ausgegossene Milch

auf der kahlen Diele. Ein kühler Wind kam vom Garten her. Er erhob sich und spürte, daß ihn seine Beine kaum tragen konnten. Er fühlte sich grauenvoll verlassen. Da stieß er beinahe heulend heraus: „Ich glaube nicht mehr daran."

Blitzartig sah er das weiße Gesicht des Tonders vor sich. Die leeren Augen ganz dicht, starr, eisig in seine Seele gebohrt. Kein Lächeln mehr in den Zügen, auch nichts Menschliches mehr, nur die Kälte der Ewigkeit.

San schlug erschreckt die Hände vors Gesicht. Da hörte er deutlich das Wort „Teufelchen!"

Er griff nach der Tischkante, spürte den Boden unter sich weichen und schlug um.

Rausch

Nach dem Aufenthalt im Gefängnis änderte Viktoria ihr Leben von Grund auf. Sie besuchte nicht nur die Spitäler, sondern sie pflegte. Tag und Nacht unterwegs, hielt sie zu den Schwerleidenden, ging zu den Siechen, wachte bei den Verpesteten, schämte sich nicht der geringsten Arbeit. Dabei traf sie San, der mehrere Male vergeblich im Palast Minotto nach ihr gefragt hatte. Er erschrak heftig, als er sie am Bette eines Pestkranken sah, und befahl ihr, sofort das Lazarett zu verlassen. Sie lächelte und blieb. San flehte. Sie schwieg und erneuerte den Umschlag des Fiebernden. San befahl dem Anstaltsarzt, den Raum zu verlassen. Er bebte vor Erregung.

„Seit zehn Tagen bist du nicht für mich da. Im Palast warte ich auf dich wie ein Diener. Hier muß ich dich finden. Laß die Kranken, schenke mir den Abend, hörst du?"

Viktoria schwieg.

„Schenke mir die Nacht, Viktoria, wir wollen zusammen im Park spazieren gehen, wollen nicht an Falern denken, nicht

an Pest, nicht an den Feind, nicht an Hungersnot, nichts, nur an uns, nur einmal wieder an uns. Einmal wieder Mensch sein, ganz allein Mensch, nichts weiter."

Sie schüttelte den Kopf.

Da brüllte San auf, seine Augen traten heraus, und die geballten Fäuste zuckten vor dem unbeweglichen Gesicht Viktorias: „Weib! Verfluchtes — Verflu—uuchtes!" schrie er. Brach ab. Jäh wandte er sich um und lief hinaus. Viktorias Antlitz blieb ganz ruhig. Sie strich mit bleierner Hand über die Stirn des Fiebernden.

Am folgenden Tag erwachte sie sehr früh. Ihr Schlafzimmer war noch rötlich grau. Sie zog die Vorhänge zur Seite und trat auf die feuchte Terrasse hinaus. Da stand im Osten feuriges Gewölk, und über den Himmel liefen flammende Raketen. Sie fröstelte. Als sie sich ins Bett zurücklegte, spürte sie plötzlich einen sehr heftigen Kopfschmerz. Die Schläfen klopften und ihr brach der Schweiß aus. Sie fiel in kurzen schweren Schlaf.

Sie sah im Traum ihren Vater Marsos auf der Terrasse, und zwar hinter der Gardine stehen. Vielmehr sah sie ihn keineswegs deutlich, aber sie wußte, daß er es war. Dann erkannte sie auch sein Gesicht. Es war schrecklich mager und trug einen langen weißen Bart. Er zeigte ihr ein Blatt Papier, auf das er einige Worte geschrieben hatte. Es war seine Handschrift, groß, steil, breit. Aber wie sie sich auch anstrengte, sie vermochte das Geschriebene nicht zu lesen. Dabei wußte sie, daß alles davon abhing und daß in diesen drei Zeilen ein ungeheures Schicksal verborgen war. Vergeblich. Sie sah nur Schriftzeichen, die sie nicht verstand. Aber wie sie in sein Gesicht blickte, in das abgezehrte, stolze, harte Männergesicht, begriff sie alles. Ein tiefes Mitleid erfüllte sie. Sie weinte, erwachte und weinte weiter, lange und heftig, ohne eigentlich zu wissen, warum.

Viktoria warf die Decke und das Hemd ab, denn ihr Körper

brannte in Glut. Eine unerträgliche Schwüle erfüllte ihr Hirn. Sie erhob sich und ging zur Balkontür, die offen stand. Der Vorhang bauschte sich leise im Zugwind, genau so, wie sie es im Traum gesehen.

Draußen war indessen die Sonne aufgegangen. Noch purpurn und ohne Wärme, aber voll ungeheurer Leuchtkraft. Viktorias heiße Sohlen kühlten sich an den betauten Fliesen der Terrasse. Sie schritt bis an die steinerne Brüstung und sah über die Spitzen der Bäume des Parks auf die Stadt. Und wie sie die Morgensonne in den Kuppeln der Kathedrale und im Gold des Doms, auf Kreuzen und Türmen funkeln sah, erschrak sie fast über die Schönheit Falerns. Nie hatte sie gewußt, wie unvergleichlich diese Stadt war, wie überirdisch ihr Antlitz. Das Goldene Tor hob sich in den Dunst des Spätfrühlingsmorgens, als wolle es der Sonne entgegengehen. Dahinter dehnten und reckten sich die Dächer und die weißen Fassaden der Villen in der Zentralstadt, als ob sie eben erwachten. Und fern sprang aus dem Gewirr der Häuser der spitze Turm des Silbernen Heilands in die Luft. In den duftenden Gärten aber wuchsen die Paläste der Rocca, weiß und schimmernd, gleich nackten Leibern aus dem Grün der Wellen. Nur der stumpfe kupferne Turm des Heiligen Franz starrte finster wie ein verschlafenes Raubtier in die Helligkeit des Morgens, der schon voller Lerchen stand.

Und diese Stadt, die in allen Farben der Schönheit leuchtet, ist eine Sterbende. Viktoria lehnte den schmerzenden Kopf an die Mauer und empfand wohlig den kühlen Stein auf der Hitze ihres jagenden Blutes.

„Mein Falern," sagte sie, „wie ich dich liebe. Kann man noch leben, wenn du stirbst? Wer darf noch atmen, wenn du tot bist?"

Sie lächelte und hob die Arme, als wolle sie das schimmernde Bild an sich pressen. Dann ließ sie sie langsam auf die Hüften fallen und strich müde und wie versonnen über den Leib

herauf bis zu den runden jungen Brüsten, deren rosige Knöspchen vorwitzig zwischen ihren Fingern hindurchsahen. Sie beugte den Kopf und schaute auf ihren weißen makellosen Leib. Da bemerkte sie etwas oberhalb des Schoßes kleine rötliche Erhebungen, die von einem gelblichen Hof umgeben waren. Sie tastete über die Stelle hin und fühlte einen dumpfen Schmerz. Einen Augenblick schloß sie die Augen und preßte die Lippen fest aufeinander. Die Erkenntnis war furchtbar, aber sie war schön.

„Falern," hauchte sie und lächelte.

Viktoria verließ die Terrasse, über deren Brüstung schon die Morgensonne lief, ging durch ihr Schlafzimmer und betrat den Arbeitsraum des Grafen Minotto. Sie griff zur Feder und schrieb auf einen Bogen: „Ich erwarte Sie heute abend in meinem Zimmer. V." Verschloß und schrieb darauf: „An den Kommandanten von Falern."

Sie läutete und gab das Schreiben Frygga.

„Scholl soll den Brief zu San tragen."

„Geht die Herrin heute ins Spital?"

Viktoria schüttelte den Kopf.

„Nein."

San entwarf gerade eine neue Verfügung zum Glücke Falerns, als der alte Scholl eintrat und ihm Viktorias Brief gab. Er riß ihn auf, schrak hoch und ließ den Kopf auf beide Hände fallen. Dann öffnete er mit wildem Ruck das Fenster und sah hinüber zu den Sandsteinmauern des Minottopalastes. Er hätte schreien mögen vor Glück. Fühlte sich frisch und voller Lebenslust.

„Ich werde Falern etwas von meiner Freude geben," sagte er, „ehe alles zu Ende ist, soll alles erlaubt sein. Posaunen durch die Straßen und ein Maifest des Todes."

Lief zum Tisch zurück und schleuderte mit zitternden Fingern Sätze um Sätze aufs Papier. Dann zerriß er die Blätter und warf sie zur Erde. „Wozu, ich werde es ihnen sagen. Ich werde

es ihnen im Dom sagen, Zehntausenden. Im Dom, wo der alberne Mendax predigte. Ah — ich will das Paradies, das Paradies!"

Mit Sonnenuntergang betrat San den Park des Palastes Minotto. Die Tür zur Gartenterrasse stand offen. Frygga nickte ihm kurz zu. „Die Herrin ist oben." Er lief mit ein paar Sätzen die Stufen der großen Treppe hinauf. Sein Herz klopfte heftig, fast daß es ihm den Atem benahm. Oben fand er Viktoria.

Der Morgen schrie aus verschlafenen Vogelstimmen. Zwitscherte, als drücke ihm noch der Frühdunst die Gurgel zu. Aber überall funkelten schon Lichter im Tau. Und irgendwoher, fern, kam Lärm, verschwand.

San blickte vom Fenster auf das Lager zurück, das geweiht war von Wollust. Viktoria schlief. Ihr Leib war silbern wie der Mond und von der strotzenden Frische des Mais. Seine Hände lagen welk auf dem Fensterkreuz, der Wein des Abends und der kurze Taumel der Nacht hatten ihn ermüdet und jagten gleichwohl seine Pulse wie Rosse vor sich her. In seinem kochenden Hirn, dessen Säfte sich mit dem kühlen Wind der Frühe beruhigten und erneuerten, standen Gedanken auf, Blasen gleich. Er fühlte noch die Schauer einer in blutgierigen Umarmungen sich verschleudernden Lust, empfand noch, kaum begreifend, den Druck ihres Schoßes und die jähe Wut eines Bisses, die er lächelnd und mit dem Stolz des Geliebten betrachtete. Ich bin ein Feuer, und nun soll ganz Falern brennen, flüsterte er. Ich will nicht mehr sein, als das Herz dieser in rasenden Zuckungen verendenden Stadt. Gier, Mord, Wollust, Brand, was gilt's, ich schmeiß es auf eine Karte. Ich erschaffe das Paradies, das ich die Nacht erlebte.

Eine Stimme: Arbeit —!

San schrak hoch. Sah nach oben. Wer rief ihm zu? Wer sprach zu ihm in dieser Frühe von — ah, lächerlich, lächerlich,

in seinem Kopf war eine Seifenblase gesprungen. Was Arbeit! Wohin! Wozu! Wir Armen, wir Getretenen, wir Zerquälten, Geschundenen, Gemeinen, Geächteten haben ein Jahrtausend gearbeitet, damit ihr beim Chor der Posaunen eure Lust in das weiße Fleisch der Weiber branntet. Wir reißen jetzt die goldenen Tapeten von den Wänden und decken damit unsre Blöße. Ich schenke euch das Paradies. Den Jüngsten Tag zerre ich aus der Finsternis seiner fernen Zukunft in das Licht von heute. Weltuntergang und letztes Gericht erschaffe ich aus dem Dreck der Verwesung, höchstes Leben aus dem Röcheln des Todes. Es lebe Falern!

Er warf sich seine Kleider über und verließ das Zimmer.

Als die Tür des Palastes ins Schloß gefallen war, hob Viktoria mit jähem Ruck ihr blasses Gesicht. Ihre Augen brannten. Sie lächelte ruhig, starrte in den Morgen und saß so lange und bewegungslos, bis sie plötzlich Fieber überschauerte und oberhalb des Schoßes ein dunkler Schmerz zu pochen begann.

„Ich werde selbst zum Volk im Dom sprechen," hatte San gesagt, „ich werde ihm als erstem Volk der Erde die Freiheit schenken."

Ließ ausrufen: „Versammelt euch im Dome!" und mit höhnischer Gebärde: „Zu Ehren des toten Mendax wird den Lebenden das Paradies verkündet werden."

Die Portale des riesigen Baus waren offen. Die Kerzen des Altars flimmerten wie Glühwürmchen im Raum, der bis zu den Sternen wuchs. Schalen mit Weihrauch schwelten. Betäubung tropfte auf alle Stirnen. Die wachsbleichen Gesichter der Hungernden, Fiebernden, Erregten starrten zum hohen Hauptaltar, von dem aus San sprechen wollte. Ein Gewimmel von Gesichtern. Die kalten Fliesen der Kirche bebten von der zuckenden Erregung dieser Massen. San wollte den Triumph haben, den Weg mitten durch die in Ehrfurcht

erstarrenden Tausende zu nehmen. Sie würden, obgleich keine Nadel zu Boden fallen konnte, zur Seite weichen.

Er öffnete die kleine Tür der Sakristei und stand ganz hinten im Hauptschiff der Kirche. Die Leute um ihn erkannten ihn und traten zurück. Doch die andern starrten nach oben, wo sie den Mann erwarteten, der ihre Geißel, ihr Glück und ihr Gott war. San blickte um sich in die abgezehrten Gesichter. Er fühlte die Anbetung der Verzweifelten, die, weil sie vom Leben nichts mehr erwarteten, sich dem Tode in die Arme warfen. Er lächelte und schickte sich an zu gehen.

Da geschah das Grauenvolle.

San sah es, alle sahen es, Tausende sahen es, versteinert vor Schrecken, eiskalt vor Angst — — — — — — — — — — — — — — — auf der Hauptkanzel stand Mendax, der Mönch.

Im Dom war Grabesstille. Das Ungeheure ließ ein Volk im Entsetzen verstummen, ließ die kreisenden Gedanken stille stehen, das Blut stocken. Denn dies war keine Täuschung, kein Irrtum, da alle ihn erkannten, ihn, Mendax, den toten Prediger von Falern.

Er stand in seiner grauen Kutte, über alle Maßen blaß und mager, überlebensgroß und völlig ohne Bewegung auf der Kanzel und sah auf das Volk von Falern. Sein Kopf wandte sich langsam von einem zum andern, seine großen schwarzen Augen blickten jedem Einzelnen ins Gesicht. Er schwieg. Nickte nur ein wenig und hob dann ganz langsam und wie in Beschwörung den rechten Arm. San stierte auf ihn hin. Er begriff sofort alles, und eine Angst ohnegleichen schüttelte ihn. Es war nicht Mendax, denn Mendax ruhte unter der Erde, Mendax war tot, nicht mehr zu erwecken. Es war der Teufel. Der Tonder? War es der Tonder? Wie? Die Augen... Schwarz wie Kohlen. Sie bohrten sich in die seinen. Jetzt — jetzt öffnete er den Mund — nun wird er sprechen, nun wird er sprechen, nun wird er sprechen und alles ist verloren, zischte

es durch Sans Hirn in entsetzlicher Furcht. „Gott, mein Gott,“ gurgelte er, griff in den Gürtel, riß das Terzerol hervor und richtete den Lauf gerade auf den offenen Mund des Gespenstes. Ein Knall, der wie Gewitter von den Marmorwänden kollerte. Dampf. Ein wilder, wahnsinniger Schrei, den Tausende aus erstickten Kehlen preßten. Der Rauch verflog. Die Kanzel war leer.

Nein — nein, sie war nicht leer. Denn alle sahen, alle, auch San, sahen, wie dicht über der Brüstung ein Kopf stand, als sei es der Kopf eines sehr kleinen Mannes, der nur bis zum Rand der Kanzel reichte. Es war aber der Kopf des Mönches. Der Mund offen, lachte, grinste. Die Augen flackerten. Sonst bewegte sich nichts an ihm. Eine Kanzel, auf der ein Kopf saß.

San wollte sprechen. Es gelang ihm nicht. Blutige Kreise tanzten vor seinen Augen. Er fühlte, wie sein ganzes Blut sich in den Beinen sackte. Der Kopf des Mönches glotzte ihn an. Und mit Aufbietung aller Kräfte schrie San zu ihm ein Wort hinauf, das er selbst nicht verstand: „Bluarelaaax!!“

Er schrie es so fürchterlich, so gellend und wild, daß es wie eine Bombardenkugel über die Zehntausend krachte, daß alle in abergläubischer Furcht zurückwichen vor San, der mit siebzehn großen Sprüngen durch die Kirche, die Treppe hinauf zur Kanzel jagte.

Auf der Treppe packte ihn noch einmal Grausen. Er wußte, wer oben stand, war sein Feind, der furchtbarste seiner Feinde. Ein Teufel mit Krallenfüßen, kahl und rot wie die Trunkenheit. Blitzschnell raste ihm das alles durchs Hirn. Er aber trampelte die Angst nieder, ballte die Fäuste und torkelte mit versagenden Knien die Stufen in die Höhe. Als er oben war, sah er einen nackten Menschen in Hockstellung auf dem Boden kauern. Dieser Mensch war er selbst. Es war sein eigenes Gesicht, das ihn anlächelte, mager und bleich. Nichts von Mendax.

Da wußte San, daß er mit sich selber im Kampf auf Leben und Tod lag. Er packte sich und schleuderte sich, sein nackendes

Ich, sein lächelndes, sehr heiteres, teuflisch lächelndes Ich über die Brüstung der Kanzel in den Dom. Dann fiel er in Schwäche zurück, schloß die Augenlider und sagte sich: „Jetzt ist es geschehen, gleich wird es einen dumpfen Fall geben, Schreie und Geheul und dann, dann, dann, dann wird man mich zerfleischen.“

Es blieb alles still. Er öffnete die Augen. Da sah er eine Kutte mit schweren rauschenden Flügelschlägen in taumelnden Bögen durch die Kirche fliegen und im offenen Portal verschwinden. Schrei eines fremden Vogels ward hörbar, der Kopf eines Raubtiers mit krummem Schnabel sah ihn sekundenlang böse an, dann schoß es sausend in den Abendhimmel, und alles war verschwunden.

Die Kirche blieb grabesstill. Gesichter blickten zu ihm empor wie die Schaumkämme des Meers, welche man von der Spitze des Leuchtturms sieht. Er stand und starrte hinab. Minutenlang. Da vernahm sein Ohr Musik. Geigen, Bässe und das leise Geläut ferner Chöre.

San schloß die Augen. Tiefe Ruhe erfüllte ihn. Die Geigen sangen und schwangen wie Schwalbenflüge, verschwammen und verdampften im Gesang seliger Stimmen. Er beugte seinen Kopf, seinen schmerzenden bleiernen Kopf dankbar auf den kalten Stein der Brüstung und lauschte. Da trommelten Kesselpauken dumpf und weit, ganz ungreifbar weit und wie mit Seide bespannt, da fegte der langhinhallende Ton einer Posaune.

Er hob den Nacken. Die unter ihm sahen verzückt hinauf. Ich möchte singen, ein Lied, das unser Glück begriffe und in sich schon die schwarze blanke Kugel des Todes rollen ließe. Die Posaune rief. Sie mochte am Heiligen Strom sein, am Heiligen Strom oder auf dem Sirius, wo der Tonder wohnte. Die Chöre schwangen ihre Banner, die Bässe brummten, und plötzlich in silberner Höhe brach alles ab.

Da hob San seine Hände und sagte: „Habt ihr gehört,

ihr Lieben, ihr meine Kinder, was sie zu uns sprachen? Wir sind nahe der Erfüllung. Am Ende unsres Lebens, in der Tiefe unsrer Qual öffnet sich der Himmel, und das Paradies wird unser. Ich verkünde euch die Erfüllung aller Verheißungen, die je der gepeitschten Menschheit von Propheten und Weisen gegeben wurden, ich verkünde euch das Glück der heiligen Freiheit. Gehet hin, schmückt Falern in sieben Tagen zum Garten aus, tragt das Gold von den Kuppeln und das Kristall aus den Palästen und bereitet alles vor zum letzten Feste, das dauern soll, solange ihr wollt, solange ihr lebt. Ich schenke euch die Freiheit zu allen Dingen und die Gewalt über alles, das ihr begehrt."

Wenige verstanden ihn ganz, aber in tausend Hirne floß aus seinen Worten ein Tropfen Rausch, der nun in ihrem Blute gärte, schwelte, wuchs und zur Flamme wurde, die dann der Diktator selber in einer gräßlichen Versammlung, der letzten vor dem Tode der Stadt, zum Feuer des Scheiterhaufens anblies.

Burrey fragte Firfax: „Was heißt das?"

Firfax pfiff durch die Zähne: „Das heißt, daß du totschlagen kannst, wer dir nicht paßt und jedem Weibe . . ." Er grinste und machte eine unflätige Gebärde.

Burrey sah vor sich hin. „Ich möchte wieder einmal einen gebratenen Hering essen," sagte er. „Lebst du vom Huren und vom Morden? Ah — einen Hering, mit Butter, Firfax, mit Butter — — ich verriete Falern auf der Stelle, dem, der mir einen Hering mit Butter gäbe. Firfax, du bist ein Esel, wenn du nicht weißt, was jeder Fischer in der Südstadt weiß: Erst spricht der Magen, dann das Maul." Er lachte kurz und roh auf, nickte gelangweilt und torkelte ab.

Der „Große Spiegel" in den Ostlagern ward zum Festplatz bestimmt. Doch nicht er allein, sondern ganz Falern sollte in einen Tanzsaal verwandelt werden. Die Krieger in den

Bastionen, die nach Sans Verfügung alle zwölf Stunden abgelöst wurden, vergaßen, daß sie einst in Nacht und Nebel gegen Ferapont gezogen waren. Sie ließen sich vom Taumel erfassen, drangen in die Villen, stahlen, was sie an Wein fanden, soffen, sangen und lagen betrunken in der Gosse. Die Firfaxleute wußten sich für den strengeren Dienst schadlos zu halten. Es gab immer noch etwas zu requirieren, und Burrey, der längst nicht mehr Lebensmittel kontrollieren ging, weil es keine Lebensmittel mehr zu kontrollieren gab, kontrollierte Gold- und Silbersachen, Schmuck, Edelsteine und seltene Waffen. Auch Frauen fand man oft geeignet, als Ersatz für fehlendes Fleisch zu dienen. Man nahm sie mit oder amüsierte sich mit ihnen an Ort und Stelle. Wenn sie sich wehrten, sperrte man ein, entzog man die Rationen, peitschte man. Nur am Minottopalast ging man vorüber. Man wußte, warum.

Soweit diese Vorgänge zu Sans Ohren kamen, versprach er Abhilfe. Er hatte auch einmal einen heftigen Auftritt mit Burrey, bei dem er ihm eine Ohrfeige anbot. Indessen blieb alles beim alten, denn Sans Geschenk der Freiheit war der Schlüssel zu diesen Erscheinungen.

Jetzt ruhte jede Arbeit in Falern, auch in den Spitälern, wo die Kranken sich im Fieber auf zerlumptem Lager wälzten. Kein Falernese, der in diesen Tagen nicht in Paskal St. Amherbe Bäume fällte und Sträucher abhieb, Blumen streute und die auf dem „Großen Spiegel" errichteten Holzbaracken mit Birkenlaub schmückte. Alle hackten, gruben, liefen, schliefen und riefen durcheinander, waren erregt, erreichten wenig, ermüdeten rasch und fühlten sich gleichwohl von seltsamer Freude erfüllt. San aber ließ für diese Tage des großen Festes alles, was an Wein in Falern vorhanden war, herbeischaffen. Der Kirchenwein, die Kellereien des Klosters, die Vorräte im Stadthäupterpalast — nichts wurde geschont. Falern sollte trunken sein und im Rausch sein Leid vergessen. Falern sollte

in den Tod tanzen. Das war am 3. Juni des Jahrs der Katastrophen.

In diesen warmen Frühsommernächten besuchte San dreimal Viktoria. Er wurde zweimal zu ihr gelassen. Das dritte Mal wies sie ihn ab. Er erschrak. Drang in Frygga. Vergeblich. Ging wütend heim. Am nächsten Tage wieder bei ihr.

Viktoria sagte, sie sei krank. Er möge nach einigen Tagen wiederkommen. San bestand darauf, zu ihr gelassen zu werden. Aber sie ließ ihm mitteilen, wenn er den Eintritt bei ihr erzwänge, sei es das letzte Mal, daß sie sich sähen. Da ging er heim. Ihm kam ein Gedanke: Sie wird sich für das große Fest von Falern schmücken. Gleich darauf: Unsinn, sie ist krank. Er blieb stehen: Krank? Und dann: mein Gott, sie darf nicht krank sein, sie darf nicht, darf nicht ... Er lief elend heim und warf sich wie ein hilfloses Kind auf sein Lager.

Die Friedensdelegierten, welche San zum Feinde geschickt hatte, waren mit dem Bescheid zurückgekehrt, daß Marschall da Vould nach fünf Tagen die Antwort auf den Kapitulationsantrag geben werde. Die fünf Tage waren abgelaufen. Nichts erfolgt. Der eiserne Ring lag bewegungslos um Falern. Die Wachtfeuer glühten des Nachts rund um die Festung. Der Gegner wachte und schwieg. San war es zufrieden. Er hatte es seinen Leuten mitgeteilt und damit die Opposition, welche klein genug war, fürs erste still gemacht. Wer sonst noch zu widerstreben oder gegen ihn vorzugehen wagte, wurde „im Interesse des hungernden Volks von Falern" einfach an die Wand gestellt. Die Verschwörer Soltan, San Ponte, Mors hatte das Belagerungstribunal, dessen Präsident Herr Sul war, zum Tode verurteilt. Eines Tages fragte San nach ihnen. „Erschossen," teilte man ihm mit. „Schon?" meinte er und dann: „Aus Soltan hätte was werden können, aber das Geld hatte ihn von Grund aus verdorben."

Ueber die Goldene Brücke der Südoststadt durch Paskal St. Amherbe führte die große Straße zu den Ostlagern, zum Festplatz. Hier, gleich hinter der Brücke, stand San auf rotausgeschlagener Tribüne und sah auf die vorbeiziehenden Massen des Volks. Er hatte in einem Erlaß verkündet, daß nur die Gesunden an diesem Feste teilnehmen dürften, daß nur den Gesunden die letzte Freiheit erlaubt sei. Wer als Pestkranker es wagen sollte, diesen Weg zu wählen und den „Großen Spiegel" zu betreten, werde sofort getötet werden. Ihm kam es darauf an, solange als irgend möglich Falern zu halten, die Tage des Rausches hinauszuziehen, zu verlängern, keine Stunde zu verlieren, die ihm noch Viktoria schenken könnte.

Er stand oben und fror. Er fühlte Hitze im Kopf, unerträgliche, aber im Rücken stachen ihn eisige Nadeln. Die Ernährung, die Ernährung, mein Lieber, sagte er zu sich. Auch du bist nicht von Eisen. Und dann diese grauenvolle Schwere der Glieder! Er vermochte kaum den Fuß zu heben, so matt war er. Nur ein Gedanke belebte ihn: Viktoria. Sie wird mir morgen ihr Gemach öffnen, und dann mit vierzehn Rossen hinein in den Himmel.

Die ersten Tausend waren vorübergezogen, er ließ sie anhalten. Die nächsten Tausend, die dritten Tausend, die vierten füllten die weite Ausbuchtung der Straße, die sich sternartig zum Park von Paskal St. Amherbe erweiterte. Das fünfte Tausend, das sechste Tausend. Jetzt kam Musik. Holzbläser, Hörner, Kesselpauken, Zinkenschläger. Sehr gut, Firfax verstand seine Sache. Sieben Trompeten krachten. Dreimal. Vom Justizpalast brüllte Salut. Schweigen. Die Tausende standen herum. San sah nach links herunter, da wälzten sie sich in Massen und Massen über die Goldene Brücke heran, ein endloser Zug, Männer, Weiber, Knaben und Mädchen. Viele halbnackt. Viele schon jetzt trunken. Alle mit fieberhaft glänzenden Gesichtern, gierig nach dem letzten Feste, aus dessen Tänzen sie

in die Ewigkeit hinüberfliegen wollten. Sans Stimme heulte über den weiten Platz, seine Worte waren Raketen, die über die Menge flogen: „Das große Fest von Falern beginnt. Und mit ihm beginnt eine neue Weltgeschichte. Ihr Armen und Elenden, die ihr bisher jahrhundertelang in blutigem Frondienst eure Leiber für die Gelüste der Herrscher schlagen ließet, seid nun frei. Ihr seid frei wie noch nie ein Volk, wie noch niemals Menschen frei waren. Nichts bindet mehr euren Willen. Nichts hält mehr eure Wünsche. Ihr erntet, was eure Vorfahren in Qualen säten, ihr trinkt das heilige Blut, das sie für euch vergossen. Ihr tut es, umringt vom Tode, zwischen Pest und Abgrund, zwischen Hunger und Verzweiflung, verlassen wie noch nie ein Volk, erhoben wie noch keines vor euch. Ihr Brüder und Schwestern von Falern, begreift die ungeheure Stunde: mitten im Tode lebt ihr ein tausendfaches Leben, lebt ihr für alle die, welche nicht leben durften, die aber nun in euch auferstehen und um euch sind in diesen Tagen des großen Festes.

Nun aber hört mein Wort. Wollt ihr, daß diese Tage lange dauern, daß sie Wochen währen, monatelang, daß sie voll Jubel und Lebenslust sind, so tötet die Pestkranken. Wollt ihr, daß nach wenigen Tagen Falern eine stinkende Senkgrube und jeder von euch dem Tode verfallen ist, so laßt sie leben. Ich bin nicht mehr, als der Geringste von euch. Ich spreche nur zu euch als eure Stimme, frage euch als euer eigener Mund: Wollt ihr das Paradies in langen Wochen glückseliger Freiheit? Oder ein kurzes Gebrüll der Lust und dann den Tod in allen Gliedern?"

„Paradies — lange! — Freiheit! — Tod den Verpesteten!" So quoll das Gewölk der Antwort zu ihm empor. San nickte.

„Ich nehme eure Entscheidung an. Mögen die Gesunden leben, die Sterbenden sterben. Ihr aber, die ihr hinauszieht mit frischen Gliedern in das Fest des Paradieses, ihr, denen von jetzt ab alles erlaubt ist, denen alles gehört, denen ich

nicht Tod noch Begattung noch Trunkenheit noch Raub verwehre, ihr findet von nun an täglich auf den breiten Tischen alles, was Falern noch an Brot und Mehl, Fleisch und Früchten besitzt. Spart, daß diese Tage nicht frühe enden, aber seid hart gegen die, welche sie euch durch die Verpestung ihres Bluts verkürzen wollen. Leben den Gesunden, Tod den Kranken!"

Die Trompete schmetterte. Der Salut dröhnte. Schon wollte das Volk weiter ziehen, da ertönte noch einmal Sans Stimme: „Ich habe eure Entscheidung, ich will sie in dieser Stunde noch prüfen. Ihr Tausende vor mir, Falern, Brüder und Schwestern dieser heiligen Stadt, — hebt beide Arme zum Himmel und verstoßt den, der es nicht vermag!"

Bleiernes Schweigen über den Massen. Das war unerwartet. Völlig unerwartet. Das war unglaublich. Aber San hatte gesprochen, und hinter der Tribüne erschienen die roten Wämse der Firfaxleute mit geladenen Musketen.

„Hebt die Arme! Wer sie nicht mehr heben kann, bleibe zurück und sterbe für Falern!"

Da hoben sich Schultern, Hände wuchsen aus der schwarzen Masse dieser Leiber, Arme streckten sich empor, immer mehr, immer höher, ein Wald von Armen, nackten, mageren, zerlumpten, verkrümmten Armen. Zarte Knabenglieder neben den starken Knochen gesunder Männer, weiche Frauenarme neben den dünnen, kaum erwachsener Mädchen. Es starrte San aus abertausend Menschenlanzen ein Wald entgegen, der ihm stumm zurief: Du bist Gott, du hast Macht über alle, wir beten dich an.

San schloß in leichtem Schwindel die Augen. Dann gab er mit dem Kopf das Zeichen zum Vorüberziehen. Die Firfaxleute aber paßten scharf auf. Wo in den Gliedern von acht und acht ein Pestkranker war, dem es nicht gelang, den Arm zu heben, da wurde er sogleich gegriffen und fortgeschleppt. Er schrie bisweilen auf in Angst, biß zu, wehrte sich schwach.

Doch seine Kameraden spien ihn an und stießen ihn aus der Kette hinaus.

So setzte sich der ungeheure Zug langsam zum Festplatz hin in Bewegung.

Plötzlich schrie eine Stimme, eine unerhört laute und tiefe Stimme: „San hat nicht die Arme gehoben!"

Der Zug stockte. Jeder hatte es gehört. Jeder. Alle Augen gingen auf San, der bleich und stumm hinuntersah. Da dröhnte die fremde Stimme noch einmal aus der Masse zu ihm hin: „Hebe deine Arme, San!"

San fing auf einmal an zu zittern. Er suchte nach dem Schreier. Fand ihn nicht. Sah zehntausend Gesichter starr auf sich gerichtet, gespannt, fast drohend — drohend? Er erschrak und fühlte einen Schüttelfrost sekundenlang ihm über den Körper laufen. Zum dritten Male flog der Ruf über die Menge: „San kann seine Arme nicht heben."

San lächelte. Er hob den linken Arm. Aber er entsetzte sich. Denn es machte ihm Mühe. Bewegung. Geschrei an der Brücke: „Er soll beide Arme heben! Beide Arme!" Die Rufe jagten wie eine Windhose über die Köpfe der Menschen, sprangen in Spritzwellen auf, ballten sich zu Geschrei, rotierten in wilden Kreisen und flogen wie Feuer und Bombarden gegen die Tribüne: „San soll die Arme heben! Arme heben! Beide Arme heben! Beide Arme! Heben! Beide Arme! Beide Arme!"

San preßte ein gräßliches Lächeln auf sein Gesicht. Er wollte sprechen, aber das Gebrüll der Massen ließ es nicht zu: „Arme heben, San. San ist pestkrank, Arme heben! Tötet ihn! Tö—te!"

San hatte den linken Arm hinaufgebracht. Er versuchte den rechten zu heben. Es gelang ein wenig. Er biß die Zähne zusammen und fühlte, wie ihm der Schweiß aus den Achseln und von der Stirn strömte. Er hob den Arm zur Hälfte, etwa in Schulterhöhe. Das war alles. Es war unmöglich, ihn weiter zu bekommen. Völlig unmöglich.

Da schwieg die Menge. Starrte ihn an. In gräßlicher Angst. San war pestkrank. San stierte hinunter, die Arme halb schief in der Luft, wachsbleich, mit hängendem Kiefer. Stille.

Firfax berührte seine Schulter. „Fort, mein Jungchen, verdufte. Nach drei Minuten bist du Hackfleisch. Ich weiß einen Weg, habe schon alles für solche Fälle gesichert. Los!"

San ließ sich, willenlos und einer Ohnmacht nahe, fortschleppen. Er hörte fernes Geschrei und das Geknatter von Musketen, vernahm Paukenschlag, Trommelwirbel und Fanfaren. Er lief, wohin man ihn führte, zwischen Fässern und Kisten, engen Wänden und bedreckten Winkeln vorbei und befand sich plötzlich zwischen Sandsäcken und Kanonen an der zweiten Ostbastion des Kanals. Firfax gab ihm Wein zu trinken und sagte mit merkwürdigem Blick: „Natürlich hast du nicht die Pest, sondern bist einfach kaputt. Friß ordentlich und schlafe dich aus, dann wollen wir weiter sehen."

„Ich habe die Pest, Firfax," stammelte San, „laß gut sein, Schluß, es ist Schluß, Schluß, Schluß."

San bei Viktoria. Frygga an der Pforte. „Die Herrin empfängt nicht."

„Sie hat mich zu empfangen," kreischte er. Frygga sperrte den zahnlosen Mund auf. Das Gesicht Sans war eine Totenmaske. Seine Augen blutunterlaufen. Die Stirn schweißbedeckt. Sie taumelte, denn er hatte sie beiseite gestoßen und stürzte hinauf.

In ihrem Schlafzimmer war sie nicht. Die Tür zur Terrasse stand offen. Auf einem weichen Liegestuhl zwischen seidenen Kissen saß Viktoria und hob erstaunt den Kopf, als sie Sans ansichtig wurde.

Er blieb an der Tür stehen und faßte ans rasend hämmernde Herz.

„Viktoria ..."

Sie sah ihm in die Augen.

„Viktoria, alles ist verloren."

Sie brannte ihren Blick in sein Gesicht, gespannt, als erwarte sie von seinen Worten Leben oder Tod.

„Was hast du?"

San lachte auf. Ein Lachen, das in kurzes Geheul überschlug: „Die Pest."

Da legte Viktoria ihren schönen blonden Kopf in die Kissen zurück und sagte hauchend: „Ich danke dir, mein Gott."

San hatte es nicht gehört. Er starrte auf die Frau.

„Ich bin verloren, da du mir verloren bist."

Viktoria schaute ihm ins Gesicht. Darin stand tiefe Qual. In ihr wurde Mitleid rege. Sie würgte es hinunter. Aber es kam wieder, kam stärker, heißer. Haß und Mitleid. Mehr als Mitleid. Da ließ sie die Decke zur Erde gleiten, öffnete ihr Hemd und zeigte ihm ihren Leib. Zwischen Nabel und Schoß waren rötliche Geschwüre mit hellem Rand. Sie hob den rechten Arm mühevoll bis zu halber Höhe und ließ ihn lächelnd sinken.

San fühlte Entsetzen. Stotternd: „Du?"

„Ja."

Wie geschleudert stürzte er zu ihr hin und preßte schluchzend seinen Kopf auf die verseuchte Stelle. Sie fuhr ihm leicht über das Haar und sagte: „Absichtlich, San. Es war deine Strafe."

Er hörte sie nicht und weinte. Sie sah in den blassen Nachmittagshimmel und sagte leise: „Auch ich bin schuldig. Ich tat es für meinen Vater und hätte es für Falern tun sollen."

San hob den Kopf: „Was nun, Viktoria?"

Sie sah ihm stumm ins Auge, als suche sie etwas darin.

„Gib mir die letzten Tage," bat er. „Ich will nichts mehr wissen von der Welt. Mit dir sterben."

Viktoria schüttelte langsam den Kopf: „Nein. Meine

Aufgabe ist vollendet. Deine noch nicht. Opfere dich für Falern."

Er schwieg. Sein Auge lag lechzend in ihrem.

„Und dann?"

„Das weiß ich nicht."

„Mein?"

„Nein. Du sollst, was du tust, für Falern tun. Du aber tust bis zum Tode alles nur für dich. Du bist ein echter Falernese."

San erhob sich matt.

„Was soll ich tun?"

„Opfern."

„Wie opfere ich mich?"

Viktoria stand auf und ging zu einer Kassette, die sie öffnete. Ein versiegeltes Schriftstück lag darin. Sie gab es San. Es war vom 4. Juni nachts datiert und in aller Frühe abgeschickt worden. San las:

„Wir nehmen die Kapitulation an und behalten uns die mögliche Schonung der Stadt und ihrer gesunden Einwohner unter der Bedingung vor, daß San, der Kommandant von Falern, sich uns sofort auf Gnade und Ungnade überliefere. Wir geben eine Frist von vierundzwanzig Stunden.

gez. Marschall da Vould."

„Du hast bis heute nacht Zeit," sagte sie. San durchbohrte das Papier mit starrem Blick. Lange Minuten.

„Ich werde heute nacht hinübergehen. Mögen sie mich erschießen. Aber den Tag über —" Er blickte auf, „bei dir? Bei dir!"

Viktoria drehte sich zum Fenster um. „Nein," sagte sie nach einer Pause kurz und hart, „es gibt in Falern genug zu tun für dich."

San ließ das Pergament zur Erde fallen, wandte sich müde um und verließ Viktoria ohne Gruß.

Der Tod und der Sieger

Als San in unbeschreiblicher Verzweiflung durch das Goldene Tor in die Mittelstadt hinablief, sah er Fahnen und Banner auf allen Dächern. Er verstand nicht, was man feierte, und erschrak, als ihm ein Zug von nackten Männern und Weibern entgegenkam, die mit Laub bekränzt waren, johlten, sangen und bereits stark betrunken zu sein schienen. Er versteckte sich in einem Torbogen und ließ sie vorüber. Von der Brücke aus schaute er in den Park, hörte Rufe, Singen und das Krachen von Musketen. Er sah wie durch einen Nebel die rasende Stadt in den Tod tanzen, in der Ferne Gestalten, Gebärden, Leiber, Farben. Doch ihm gehörte nichts davon. Getrennt von allen Dingen, von Gott und Menschen, schwankte er heim, der elendeste Bürger seines Volkes.

Als er in die Südstadt einbog, sah er Pestkranke auf der Straße. Sie hatten irgendwoher Wein gestohlen und lagen nun unbekleidet und betrunken in der Gosse. Man rief ihm nach, schrie, schimpfte, aber keiner erkannte ihn. San war ihnen ein Fremder geworden, sie wußten nichts mehr von ihm.

So trat er wieder in seine niedrige Kate.

„Rolla?"

Niemand antwortete. Wo war Rolla? Er rief noch einmal. Rolla war fort. San nickte vor sich hin: fort. Auch Rolla verläßt mich, die doch eine Hundeseele hat. Gut so. Vielleicht buhlt sie mit meinen Verfolgern. Verfolgt? Ja, gewiß. Man tötet mich, wenn ich den Festplatz betrete. Nun, mögen sie mich töten. Übrigens werde ich ihn nicht betreten.

„Rolla!" Sie kam nicht. Sie war wirklich nicht da. Wo mochte sie sein? Vielleicht beim Tonder, vielleicht bei Mendax, dem langen Mönch, vielleicht auch unter der Küchenbank, im

Herd, auf dem Wandbrett, in der Salzbüchse, wer weiß es, wer kann es wissen?

Todmüde legte er sich auf sein Feldbett. Würgen quälte ihn, und Fieber schüttelte den matten Körper. Schlief ein. Träumte. Feurige Blasen stiegen an der Wand auf und nieder. Er tastete nach ihnen, faßte sie nicht. Ein Raum dehnte sich, niedrig und gräßlich weit. An seinem Ende stand etwas. Ein Ding, ein rundes, böses Ding. Er griff danach, denn sein Arm war sehr lang. Eine Spirale aber wuchs vor ihm auf, schräg in die Luft steigend. In ihr drehte sich alles und dies war ihm ein großer Schmerz. Er hatte Angst, sah Unbegreifliches, Schaum und geballtes Glas, Zerbrechliches, das in seinem Leibe lag und doch außer ihm war. Und alles war plötzlich so weit, so weit ...

San erwachte, in Schweiß gebadet, naß, als käme er geradewegs aus dem Wasser. Es war finster um ihn, aber jemand saß auf seinem Bettrand. Noch hatte er die Augen geschlossen, wußte indessen ganz genau, wer da saß. Eine Frau. Jawohl, eine Frau. Eine alte Frau saß auf seinem Bettrand. Nun öffnete er die Augen und sah sie vor sich wie ein von innen erleuchtetes blaues Glas, erkannte sie auch sofort und freute sich, daß sie da war.

„Liebe Mutter," sagte er, „es ist hübsch, daß du kommst. Mir ist schlecht, liebe Mutter. Ich habe Durst. Gib mir Wasser."

Die alte Frau sah ihn an und nickte: „Wirscht bald trinken, Nuschel," antwortete sie hart, aber voll Liebe. „Wart nur."

San hätte weinen mögen vor Glück. Sie sagte: „Nuschel". Oh, nun wußte er, daß es seine Mutter war, woran er übrigens nie gezweifelt hatte. Aber sie hatte „Nuschel" gesagt, das Wort, das alte, alte Wort, das er so lange Jahre nicht gehört hatte. Jetzt wußte er auch, warum er oft glaubte, sich auf etwas besinnen zu müssen, ohne doch zu wissen, was es war. „Nuschel" war es. Das liebe Wort, das seine Mutter zu ihm als

kleinem Jungen gesagt hatte. Nun war er wieder klein, und alles war gut. Alles.

Die Frau machte eine Bewegung. San erschrak: „Willst du schon weggehen, Mutterchen? Schon?"

„Hab' keine Zeit, die Leute warten."

Oh, wie dumm. Ja, das kannte er. Immer warteten die Leute, bei denen sie wusch, zu denen sie früh um fünf hinging. Jetzt war es gerade halb fünf, und sie mußte wieder zu den Leuten waschen gehen. Vorher aber kam sie noch an sein Bett und streichelte ihn ein wenig. Ihm war traurig und wohlig zugleich. „Mutterchen," sagte er, „ist es schon Morgen? Mußt du zu den Leuten? Eben ist doch erst Abend gewesen. Bin doch eben erst ins Bett gekrochen und hab' gesagt ‚hin und her mal wiederkommen'. Ja, hin und her mal wiederkommen. Denn ich habe etwas Angst vor der Dunkelheit. In der Dunkelheit ist der Bubul, weißt du? Der Bubul. Aber wenn die Mutter nebenan ist, dann ist alles gut. Bist du müde, Mutterchen? Geh schlafen, komm ins Bett, ich bin ja ein kleiner Junge und lege mich zu deinen Füßen hin ..."

Die Mutter nickte und sagte etwas.

„Was sagst du?" San versuchte sich aufzurichten. „Sag's noch einmal."

Sie öffnete den Mund, als wolle sie eine Scheibe anhauchen. Dann sprach sie Worte, die ihm gänzlich fremd waren. Plötzlich würgte ihn eine gräßliche Angst. Auf einmal wußte er mit aller Bestimmtheit, daß diese Worte, die seine Mutter ihm sagte, von ungeheurer Bedeutung waren, daß sie eine Antwort waren auf alle Fragen seines Lebens, daß sie die Lösung zu allen Rätseln dieser Welt enthielten.

Er stöhnte und hob den Kopf: „Bitte, bitte, liebe Mutter, was willst du sagen, sage es laut, ja? Sage es ganz laut!"

Da hörte er: „Wenn zu ihm gewaltig sich er verschlossen bereitet, freudet es nachtens ..."

Er begriff nicht. Jäh schrie er auf: „Was heißt das?"

Sie schwieg und sah ihn gramvoll an. Da fiel sein Kopf zurück, und bodenloser Kummer beschlich ihn. „Ich verstehe dich nicht, Mutterchen.“ Und ganz leise: „Ich verstehe meine Mutter nicht mehr. Mutterchen, du sprichst eine andre Sprache. Ich verstehe nichts. Ich bin ganz allein.“

Sans Mutter hob die welke, zerarbeitete Hand und legte sie ihm auf die Stirn. Ihr Blick war voll ungeweinter Tränen, aber beseelt von grenzenloser Güte.

San schloß die Augen und empfand große Ruhe. Darüber verging eine lange Zeit. Stunden vergingen, Tage liefen vorüber, Jahre flogen, Jahrzehnte. Er wuchs, alterte und verlernte das Weinen. Und doch war köstlich, was hinter ihm lag, und gerne hätte er es von Herzen beweint. Aber es saß verstopft und stumm in ihm, und seine Mutter war tot.

San fuhr aus dem Schlafe und starrte in die Nacht, die ihn umgab. Was war geschehen? Wo ist sie? Ah — Unsinn. Er hatte geträumt, gefiebert, phantasiert. Er faßte sich an seine Stirn. Sie war naß und kalt. Vom Hals lief ihm das Wasser. Das Hemd war zum Ausringen naß. Trotzdem empfand er eine große Klarheit, eine geradezu unheimliche Klarheit im Hirn, beinahe, als wäre es ausgescheuert wie ein Bauernhaus ums Osterfest. Nur die Glieder waren bleiern. Den rechten Arm vermochte er kaum halb zu heben.

Er stand auf. Jetzt möchte ich wissen, wo ich bin, was geschehen ist, was los ist. Was ist los, möchte ich wissen. Mutter? „Mutter!“ rief er leise. Gleich darauf: „Ich bin verrückt. Ein Traum ... Aber ich bin zwanzig Jahre älter geworden in dieser Nacht, das ist schon eine hübsche Leistung. War ein Knabe, als ich mich zu Bett legte und bin nun ein Mann. Vielleicht sogar ein alter Mann. Es wäre interessant zu wissen, wie alt ich bin.“

Er ging mit schleppenden Schritten zum Fenster, das offen stand, und sah in die Nacht. Der Himmel war mit Millionen

Silberschäfchen bedeckt, hinter denen der Mond stand, als wären sie milchiges Glas. Es duftete nach Flieder. Nach Flieder und dann nach Mist. Gewissermaßen Kot. Irgendwo mußte eine Dunggrube sein. Außerdem aber nach Flieder. Merkwürdig, daß sich beide Gerüche deutlich trennen lassen. Nun ja, nicht so merkwürdig, denn der Mensch hat ja zwei Nasenflügel. So ist das wohl. Es ist Nacht. Nacht? Was sollte in dieser Nacht sein? Er strengte sein Hirn an. In dieser Nacht sollte sich doch etwas entscheiden. Was war es nur? Er wußte es nicht. Sah hinter den Hütten einen schwachen Feuerschein und hörte das Gedröhn der Bombarden. Ach ja, sie feiern das große Fest von Falern. Natürlich, natürlich. Sind besoffen, liegen mit Weibern, schießen, morden, rauben, plündern, lachen, hassen und weinen. Wie eklig das alles ist, wie unsagbar eklig. Ist es möglich, daß sie darüber glücklich sind? Glück—lich? Was ist Glück, mein Lieber. Für den einen ist's, wenn er vom Dache fällt und heil bleibt, für den andern — — Viktoria. Ihm fiel Viktoria ein und gleich darauf alles, was geschehen war. In dieser Nacht sollte er sich dem Feinde ausliefern. Das war es. Viktoria aber hatte ihn angesteckt, und nun wollte sie nichts mehr von ihm wissen. Ja, wenn sie ihn nähme, noch einmal, diese Nacht noch, jetzt noch nähme — dann! Meinethalb dann sofort an den Galgen, an die Wand, ins Wasser. Aber sie will nicht. Sie ekelt sich. Jawohl, natürlich ekelt sie sich. Darum soll ich verschwinden, sang- und klanglos verschwinden, mir von fremden Leuten den Kopf abschneiden lassen und, und, und tot sein.

Er sann vor sich hin. Tot sein, das ist das Ende von allem. Die Befreiung vom Schmerz ist Tod. Auch die von Leidenschaft und vom Wollen. Man liegt da und ist nicht mehr. Oder doch? Nein, nein, der Tod ist nur das Ende des Lebens, aber nicht das Ende überhaupt. Wie sagte der Tonder? Es gibt viel mehr in der Welt, als Sie wissen. Nun eben, dazu gehört der Tod. Wir wissen nichts von ihm. Doch, ich weiß.

Ich weiß: meine Mutter war bei mir eben und ist doch tot. Nun, da haben wir es ja. Sie sprach ein Wort, das ich nicht verstand. Dieses Wort ist des Rätsels Lösung. Er grübelte vor sich hin. „Liebe Mutter," sagte er laut, „warum bist du so früh gestorben? Lebtest du, wie anders wäre alles. Ich stände nicht hier mit der Pest im Leib und drüben raste die Wollust der Verzweifelten. Liebes Mutterchen, ich war ein großer Sünder. Ich habe Greisinnen und Greise töten lassen, Entsetzliches habe ich getan, ich Muttermörder. Vergib mir. Wärst du hier, um deinetwillen ginge ich gern hinüber. Viktoria? Ach, was geht mich noch Viktoria an oder Falern? Was ist Falern? Ein Wölkchen, das Gott morgen von der Erde bläst. Viktoria, Falern, Ruhm, Glück, das ist alles sehr widerlich. Sehr fremd ist es mir, ich möchte darauf spucken. Aber nach dir, meine Mutter, habe ich Sehnsucht, zu dir will ich, dein Wort will ich wissen, das ich auf Erden nicht verstand. Weiß ich es aber, so ist alles gut. Und ich werde es wissen. Darum will ich sterben, ach, ich bin sehr müde ..."

Er ging zum Stuhl, auf dem das Terzerol lag, und sah nach, ob es geladen war. Ja, es war geladen. Jetzt werde ich mich erschießen. In die Stirn? Nein, in das Herz. Links unten, das heißt nicht unten, in der Mitte links sitzt das Herz. Er tastete mit der Linken an die nackte Brust. Es schlug. Nun preßte er den Lauf der Pistole an die Haut und erschrak, wie kalt das Eisen war. Er setzte ab. Warum setze ich ab? Warum schieße ich nicht los? Hätte ich eben geschossen, wäre nun alles zu Ende, und ich wüßte das Geheimnis meiner Mutter. Rasch, ehe das Fieber wiederkommt, rasch, rasch. Er zitterte, aber er drückte nicht ab. Er ließ den schwachen Arm sinken und sah vor sich hin.

„Ich habe Angst," sagte er.

San suchte nach Licht, entzündete einen Kerzenstummel und fragte sich, warum er das tat. Werde ich bei Licht leichter sterben? Warum habe ich dieses Lichtchen, dieses elende Stum-

melchen entzündet und glotze nun in seine blakende Flamme? Er wußte es auf einmal. Dieses Licht war das Stück Leben, von dem er nicht lassen konnte. Es war ein Ding aus diesem Dasein, an dem er mit verzweifelter Gewalt hing. Es war Falern, die Erde, Himmel, Wolken, Promenaden, Frauenschultern und — er selber. Dieses Licht war er selber. Ich bin das Licht; wenn es tot ist, muß ich tot sein. Wie klein es schon ist und wie rasch das Wachs vom Leuchter tropft. Plötzlich würgte ihn eine große Furcht. Er fühlte, wie seine Kinnlade zitterte. Und wie er die kahlen Wände, dies elende Bett, die gemeine Armleutestube, Spinnweben und Dreck ansah, hätte er brüllen mögen vor Schmerz. Er stand vom Stuhl auf, lief zur Fensterecke und preßte sich hinein.

Mein Zimmer, mein armes. Meine Stube, mein Leben, meine Jugend, meine Gedanken sind in dir, meine stürmenden Hoffnungen, mein jagender Wille, mein Ehrgeiz, meine Lust —. Oh, du ewiger Gott, laß mich leben. Ewiger, lieber Gott, laß mich leben. Ich bin ein armer, kranker und sehr hungriger Mensch, habe seit Monaten gedarbt und weiß nicht mehr, wie eine Erbsensuppe schmeckt. Mein Gott, mein lieber Gott, Gottchen — laß mich leben, laß mich leben! Ich bitte dich, bitte — leben! Er stürzte auf die Knie und schlug mit dem Kopf auf die schmutzige Diele. Betend, wimmernd, in Qual erstickend, stieß er irre Worte aus, die sich wie Hunde an dieses Leben festbissen, das er verlassen mußte, das er grenzenlos und über alle Maßen liebte. Gott, lieber Gott, gibt es keine Rettung? Schicke eine Rettung, lieber Gott, eine Hilfe, ein Wunder! Es gibt Wunder, ja, das weiß ich, der Tonder hat es gesagt, und du kannst Wunder schicken. Gib ein Wunder, irgend eins, ich weiß nicht, aber erbarme dich, laß mich leben!

Er brach in Schluchzen aus und fühlte tiefen Schmerz um alle Kreatur.

„Um mich starben viele, mein Gott. Hätte ich gewußt, was Sterben ist, nie hätte ich sie in den Tod geschickt. Nun weiß

ich es, nun ... sieh, da ist eine kleine Spinne. Liebe Spinne, ich will dir nichts tun, spinn weiter, Spinnchen, ich tu dir nichts. Ich bin nur ein armer, sterbender Mensch, ein hungriger Mensch, ein Mensch, der Angst hat, der jammervollste aller Menschen. Du aber lebst und wirst morgen leben und übermorgen, und die Sonne wird auf deinen weißen Bauch scheinen, und die Welt wird dir voller Beute sein."

Das Licht flackerte hoch, schwelte stark. Fast erschreckt sprang San empor. Er war plötzlich ruhig. Setzte sich an den Tisch. Das Terzerol lag neben ihm. Sein Lauf blinkte. Die Öffnung war rauchgeschwärzt und blickte ihn an wie ein böses Auge. Er sah ins Licht. Das floß aus und war fast nur noch Flamme. Eine halbe Minute, dann —. Eine Viertelminute ... Eine halbe Viertelminute. Es flackerte, surrte. Er griff zum Terzerol. Plötzlich war es dunkel. Da preßte San mit verzweifeltem Druck die Waffe ans Herz und bewegte den Hahn.

In der Morgenfrühe erwachte er aus dumpfer Ohnmacht. Das Zimmer war grau. Ein wilder Schmerz tobte im Kopf. Ein kleiner, beinahe kugeliger Schmerz saß links in der Brust. Er faßte in warme, klebrige Feuchtigkeit. Blut. Sein Auge sah nur schwach. Dunst lag über allem. Nebel. Aber er spürte die Frische des Morgens, und seine Ohren vernahmen etwas, das er noch nie so herrlich gehört hatte: Posaunen. Ein Chor von Posaunen. Und ein rhythmisches Stampfen. Sieg ...!

Mit letzter Kraft hob er den Kopf. „Sieg? Falern siegt! Die Falernesen siegen, und ich bin nicht dabei. Ich liege hier und — ah — — — —

Trompeten, Trompeten und Kesselpauken. Gesang. Da — da — eine Bombarde kracht, eine zweite, dritte. Still! Geschrei. Oh, sie haben gesiegt, der Feind ist fort. Und ich bin tot."

Plötzlich quoll's aus seinem Mund. Übelkeit und Ersticken. Ein kurzer dumpfer Schmerz, gleich als griffe eine stählerne Faust ins Herz und risse es mit unerbittlicher Gewalt ans Licht. Danach war große Stille.

Um fünf Uhr in der Frühe ließ Marschall da Bould zum Sturm blasen. Die Bataillone rückten vor, aber die Bastionen von Falern waren ausgestorben. Kein Mensch. Nichts. Der Feind betrat die Stadt. Banner in der Morgenluft. Geheul. Pestgeruch. Tote Leiber auf den Straßen. Verhungerte, Erschossene, Erwürgte, nackt, in zerfetzten Kleidern oder mit dem irren Blick des Wahnsinns. Östlich aber, von der Rocca hinunter bis zum „Großen Spiegel" raste die Stadt in wilden Zuckungen.

Einmarsch in geschlossenen Kolonnen. Vom Westen, Süden, Südwesten und Osten vierundsechzig Kohorten. Die Schritte der Krieger stampften im Takte. Doch dumpfes Schweigen lag über der Armee. Sie fühlten Grauen. Keiner, der nicht begriff, daß hier ein riesenhaftes Schicksal endete.

An der Kathedrale trafen sie auf Falernesen, die sie nicht erkannten. Aber am Sanitätsamt lagen Krieger. Die sprangen auf, brüllten: „Der Feind!" und schossen. Von der Rocca her liefen Wachtler hinunter. Zwei Minuten knallten die Musketen, Bombarden bellten kurz auf. Dann war alles zu Ende.

Die Sieger marschierten in die Rocca. Falern war erobert. Fanfaren und Posaunen bliesen in den Morgen.

Um sechs Uhr ritt der Marschall in Falern ein. Er wollte zum Stadthäupterpalast. Dort sollte San ihm vorgeführt, die Häupter der Besiegten festgenommen und fortgeschafft werden. Aber wie er an der Kathedrale vorbei durch das Große Tor ritt, wankte plötzlich der Boden in zwei kurzen Stößen, eine wahnsinnige Explosion erfolgte, und der weiße Palast des Grafen Minotto, den er eben noch durch die Bäume des Parks hatte schimmern sehen, zerbarst in Qualm und Feuer. Eine zweite, fürchterliche Detonation, und das Arsenal flog in die Luft. Binnen wenigen Minuten war der Himmel in Rauch, Feuer und Asche gehüllt.

Der Marschall befahl sofortige Räumung der Rocca. Es bestand Gefahr, daß die Burg unterhöhlt und mit Pulver

geladen war. Die Krieger rückten ab. Er ritt die Lämmerstraße hinunter bis zur „Großen Terrasse". Hier gab er sein Pferd den Begleitern und stieg hinauf. An derselben Stelle, wo einst Marsos über die schlafende Stadt geblickt hatte, den Plan der Schlacht von Ferapont im Kopf, stand der Sieger und sah mit Grausen, wie Falern in Flammen aufging.

Die Generale und Unterführer traten zu ihm. Stumm. Denn deutlich erkannten sie, daß längst nicht mehr zwei Paläste, sondern ein Stadtteil brannte. Der große Park loderte wie eine zyklopische Fackel, die Oststadt war in Qualm verschluckt. Paskal St. Amherbe ein feuriges Meer, die Mauern der Privatgebäude auf der Rocca wankten, und auf einmal schoß ein Flammenstrahl aus dem hohen Dach des Silbernen Heilands. Der beißende Rauch drang bis zur „Großen Terrasse" hinüber, die Funken tanzten meilenweit über der Stadt. Balken und Sparrenwerk flogen in die Luft, als würden sie von Riesenfäusten zum Himmel geschleudert. Das Feuer griff in die Mittelstadt über. Die schöne Straßenzeile, die von der „Goldenen Brücke" zur Kathedrale lief, brannte. Die Gefahr, abgeschnitten zu werden, wuchs. Der Marschall verließ die Terrasse und ritt mit seinem Stabe zur „Griechischen Zitadelle". Der mächtige Steinbau war feuerfest. Auf dem großen Söller des Turmes, wo Marsos' Hauptquartier gewesen war, stand da Vould und nahm die Berichte entgegen.

Die Truppen hatten ungefährdet die Rocca verlassen, Löscharbeiten sofort eingesetzt. Aussichtslos, die Stadt zu retten. Und die Menschen? Die Trunkenen, Wahnsinnigen, Gejagten sahen das Weltgericht aus dem Brand ihrer Häuser brechen und rasten ins Feuer. Eine sterbende Stadt, die sich selbst vor dem Verlöschen des Lebens den Dolch ins Herz stößt.

Marschall da Vould drehte sich um. Sein Leibjäger betrat den Raum. „Nun?"

„Nirgends zu finden, Marschall."

Da Vould runzelte die Stirn. Stille.

Stimme eines Generals: „Er wird unter den Verbrannten sein."

„Unter den Feiernden? Kaum."

„Es verbrannten auch andre."

Der Marschall schüttelte den Kopf. Nach einer Pause: „Ich wünsche, daß die bisher verschonten Stadtteile vor dem Brande geschützt werden."

Eine Meldung: „Das Feuer greift auf die Südstadt über."

„Verstärkte Löscharbeiter in dies Quartier."

Der Feldherr trat wieder an die Brüstung und sah auf Falern. Sein faltiges böses Gesicht, in dem Runzel neben Runzel saß, hatte einen Zug tiefen Grams. Es war hart wie das Holz alter Truhen und von furchtbarer Strenge. Er schaute stumm ins Flammenmeer. Das Dach des Südspitals zerprasselte, die goldenen Kuppeln der Kathedrale bogen sich, wurden schwarz. Über der Rocca stand eine schwarze Nacht, in der Funken und Flammen tanzten.

Der General am Stabstisch sagte leise zum Prinzen Merlin: „Um diese Stadt hat er drei Jahre gerungen. Nun erobert er einen Aschenhaufen. Was bringt er heim? Einen Berg Trümmer."

„Er sucht nach San," sagte Merlin.

Der General lachte kurz auf. Schwieg.

So verrann wohl eine Stunde. Meldejäger kamen, gingen ab. Reiter trabten in den Hof, und Löschwagen rasselten über das Pflaster. Die Unterführer erledigten alles. Der Marschall schwieg und starrte auf das brennende Falern.

„Sind die Schatzräume wenigstens gerettet?" fragte Graf Delarne, der einzige Diplomat unter den Militärs.

Der General schüttelte den Kopf: „Nichts ist gerettet. Und glauben Sie mir, Graf, da finden Sie keine Maus mehr drin. Falern hat sich selbst aufgefressen."

„Warum blickt er denn unentwegt nach unten?"

„Er sucht nach San," sagte Prinz Merlin.

Mit einem Male kam Bewegung in die Obersten und Unterführer des Stabsquartiers. Schwere Schritte auf der steilen Holztreppe wurden hörbar. Man lief zur Tür. Zwei Krieger trugen eine verdeckte Bahre herauf. Ein dritter hielt einen weinenden, fast völlig nackten Knaben an der Hand. Erstaunen und Befremdung. „Was soll das hier?" Der General trat peinlich berührt zu den Kriegern, denen der Leibjäger des Marschalls folgte. Der Leibjäger zuckte die Achseln. „Er ist es," versetzte er kurz.

Stummer Schrecken überfiel alle, wiewohl kaum etwas zu erschrecken war. Jeder sah auf da Vould, der an die Bahre ging und das Tuch zurückschlug.

Ein toter Mensch. Gräßlich mager und weiß wie Kalk.

Es war San.

Stille. Niemand bewegte sich. Nur der kleine Knabe schluchzte unaufhörlich. Da Vould wies auf das Kind und sah den Leibjäger fragend an.

Der berichtete: „Wir standen vor einem brennenden Haus. Hörten Weinen. Ich drang ein und sah, wie dieser Junge den Toten wecken wollte. Er zerrte ihn und heulte. Wir fragten den Jungen, ob es sein Vater sei. Doch er schüttelte den Kopf und sagte: „San."

Pause.

„Ist er erstickt?"

„Nein, er hat sich erschossen."

Der Marschall kniff die Augen zusammen, als wollte er deutlicher sehen. Dann nickte er und befahl kurz: „Begraben."

Das Kind schrie auf. Da Vould sah den nackten mageren Knaben, der nur ein zerrissenes Hemdchen trug, mit plötzlichem Staunen an. Jetzt erst schien er zu begreifen. Mehr zu begreifen als alle, die herumstanden. In seinen metallenen Augen erglänzte sekundenlang ein wärmeres Licht. Er musterte das Kind scharf und fragte: „Wie heißt du?"

Der Junge schluchzte und schüttelte den Kopf.

„Willst du es nicht sagen?"

„Ich weiß nicht."

„Du weißt nicht, wie du heißt?"

Er schüttelte den Kopf, und Tränen liefen ihm über die eingefallenen Wangen.

„Ist das dein Vater?"

Das Kind verneinte.

„Wer ist es denn?"

„San," hauchte der Kleine.

Da Vould sah hinaus. Im Westen standen weiße Rauchwolken. Schreiende Vogelschwärme taumelten über die Zinnen. Da beugte sich der Marschall noch einmal zu dem Kleinen und fragte mit gedämpfter, beinahe gütiger Stimme: „Wer ist deine Mutter?"

Der Knabe schaute ihn an.

„Kennst du deine Mutter nicht?"

Pause.

„Falern ..." flüsterte das Kind.

Marschall da Voulds Gesicht war finsterer als zuvor. Er nahm die kleine Patsche in seine eherne Faust, ganz zart, als hielte er einen jungen Vogel, und sah sie an. Sie war schmutzig und sehr mager. Dann suchte sein Auge im Antlitz des Kindes, und eine kurze Weile trafen sich beider Blicke.

Marschall da Vould fuhr sich flüchtig mit der Hand über die Lider und sprach zu Delarne: „Sagen Sie dem Kaiser, daß Falern erobert ist. Er hat einen Trümmerhaufen seinem Reiche einverleibt. Die Beute, — das ist der Ruhm, den ich ihm schenke."

Und mit plötzlichem Beben in der Stimme: „Ich rang drei Jahre um Falern. Die Stadt ist verloren, aber dieser Knabe bleibt mir. Er ist mein Sohn. Er soll den Namen seiner großen Mutter tragen."

Ende

Kapitelfolge



